Hermine Frankenstein.

Dämonische Mächte.

Erster Band.

J. Lindauer'sche
bibliothek
München Maximilian-pl. 18

138 g

Dämonische Mächte.

Roman
mit Benutzung einer englischen Idee
von

Hermine Frankenstein.

Erster Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilians-pl. 18

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt:

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Capitel.

Ein teuflischer Plan.

Carl von Fernwald saß allein in einem Zimmer des obersten Stockwerkes in einem Hôtel garni in Br. vor einem Tische, auf welchem Mahnbriefe, unbezahlte Rechnungen und eine offene, leere Börse lagen.

„Die Dinge haben endlich eine Krisis erreicht", sagte er düster.

„Ohne Geld, ohne Credit, nicht einmal im Stande, diese verdammte Hôtelrechnung zu bezahlen", und er schleuderte einen langen Zettel auf den Tisch, welchen ihm ein Lohndiener soeben gebracht hatte. „Was soll ich thun?"

Er zog seine Stirne in finstere Falten und strengte alle seine Geisteskräfte an, um einen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage zu suchen.

Er war ein junger Mann, noch nicht ganz dreißig Jahre alt, in einem gewissen Sinne sogar hübsch und von jener verwegenen Ritterlichkeit, welche manche Frauen so sehr lieben. Sein Gesicht war voll und rund, aber von fahler Farbe und von einem langen, schwarzen Backenbarte umrahmt. Seine Zähne waren weiß und glänzend und ungemein spitzig geformt,

was seinem Munde zuweilen einen wölfischen Ausdruck verlieh; seine Augen waren schwarz, von hartem, keckem Ausdrucke, und in ihren Tiefen schien eine rohe, gewissenlose Seele zu schlummern.

Er war von aristokratischer Geburt und Herkunft. Er hatte eine gute Erziehung genossen, war früh verwaist, hatte durch sehr verschwenderische Lebensweise ein bedeutendes Vermögen durchgebracht und sah sich jetzt der bittersten Armuth gegenüber, zu stolz, zu arbeiten, selbst wenn er etwas gekonnt hätte und mit den Gewohnheiten eines Millionärs.

Nach einer längeren Ueberlegung sagte er laut mit seltsamer Ruhe:

„Es ist Alles aus mit mir, ich sehe keinen Ausweg aus meinem Elend. Mein Landhaus ist bis auf den letzten Pfahl verpfändet, die Geldmakler leihen mir kein Geld mehr. Ich habe es die letzten zehn Jahre gar gut gehabt — habe Geld hinausgeworfen wie ein Fürst — habe alle Freuden und Genüsse dieses Lebens gekostet, und was bleibt mir jetzt übrig, als eine Selbstmordnotiz für die Zeitung vorzubereiten?"

Er trat zu einem Koffer und nahm aus demselben ein kleines, ledernes Etui heraus, welches, wie sich beim Oeffnen zeigte, ein Paar mit Silber verzierte Pistolen enthielt. Sie waren geladen. Er nahm eine zur Hand und untersuchte sie und schaute mit seltsamem Blick in das kleine, schwarze Rohr hinab, als wäre es ein Fernrohr, durch welches er in die unendliche Ewigkeit schauen könnte.

„Ein Druck", sagte er für sich selbst, „und es ist auf immer mit all meiner Noth vorbei, dies ist mein einziger Ausweg; und dennoch, wie scheue ich zurück vor dem Tode!"

Er schauderte und sein fahles Gesicht wurde noch bleicher. Er schaute noch immer mit weit geöffneten Augen in das dunkle

Rohr hinab, als an die Thüre geklopft wurde. Er hatte kaum Zeit, die Waffe in das Kästchen zurück zu legen, als sein Kammerdiener bei ihm eintrat.

Dieser Mann, Thomas Gänner, stand bereits seit mehreren Jahren in Fernwald's Diensten und wußte viel mehr von den Angelegenheiten seines Herrn, als Fernwald selbst für möglich gehalten hätte. Er war von etwas untersetzter Gestalt, still, lauernd und kriechend, mit einem Paar funkelnder Augen, die unter einer niedrigen, zurückweichenden Stirne hervorlugten, mit einem glattrasirten Gesichte und einem unangenehmen Munde, der gewöhnlich zu einem widerwärtigen Grinsen verzogen war.

Ein einziger Blick in das Gesicht seines Herrn, auf das Pistolen-Etui auf dem Tische und die leere Börse genügte Gänner, Fernwald's verzweifelte Lage und schrecklichen Vorsatz sofort zu erkennen. Das unangenehme Lächeln auf den Lippen des Dieners vertiefte sich, als er mit dem Morgenblatte in der Hand unweit von seinem Herrn stehen blieb.

„Stehen die Sachen so schlimm, Herr?" fragte er bedeutsam. Fernwald erschrak, aber die Blässe seines Gesichtes verminderte sich nicht, als er ruhig antwortete:

„Ich bin mit meinem Gelde fertig, Gänner; ich werde nicht im Stande sein, Ihnen Ihren Lohn für das letzte Vierteljahr zu bezahlen, aber Sie können meine Uhr haben, wenn Sie wollen. Ich brauche Sie jetzt nicht, verlassen Sie mich."

„Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen, gnädiger Herr," entgegnete der Kammerdiener. „Ich habe diese Krisis vorausgesehn — ich habe sie noch früher erwartet; ich hätte sie vor Jahren prophezeien können. Während des letzten Jahres sind Sie mit rasender Eile dem Untergange entgegengestürmt. Ein

Wagen mit vier Pferden, Jagden auf dem Jagdschlosse, Schmarotzer auf allen Seiten, die Gewohnheiten eines Fürsten — das Alles kostet Geld, und —"

Fernwald hatte dieser Ansprache erstaunt zugehört. Jetzt fand er seine Sprache wieder und rief, hochmüthig nach der Thüre weisend, aus:

„Ich bin nicht so arm, um Ihre Unverschämtheiten ertragen zu müssen; gehen Sie!"

„Ich bin nicht unverschämt, obgleich ich so offen gesprochen habe, gnädiger Herr", sagte Gänner. „Ich bin wie ein Arzt, der die Wunde untersucht, ehe er sie zu heilen beginnt. Sie stehen am Rande des Abgrundes, Sie sind im Begriffe, Ihrem Leben ein Ende zu machen, weil Alles, was sonst Wert für Sie hatte, von Ihnen gewichen ist. Sie sind ein Cavalier, aber ein ruinirter; ich bin nur ein Kammerdiener, aber ein vermögender; ich habe zwanzigtausend Mark in der Bank liegen. Vielleicht wären selbst meine Rathschläge würdig, gehört zu werden; vielleicht könnte ich Ihnen einen Ausweg aus Ihren Schwierigkeiten zeigen? Vielleicht könnte ich Ihnen zeigen, wie Sie ein zehnfach größeres Vermögen gewinnen könnten, als das, welches Sie verschwendet haben?"

Gänners Stimme war ruhig und achtungsvoll, und Fernwald widerstand dem Drange, ihn aus dem Zimmer zu weisen. Die Hände des ruinirten Cavaliers spielten mit dem Pistolenkästchen. Er war noch immer entschlossen, seinem miserabeln Verschwenderleben selbst ein Ende zu machen, aber er war auch bereit, diesen Akt noch für einige Minuten zu verschieben.

„Ich frage nicht nach Ihren Vorschlägen Gänner", bemerkte er. „Selbst wenn ich die Neigung hätte, ein Brodstudium zu ergreifen, wozu ich übrigens auch schon zu alt bin, fehlen

mir doch selbst dazu die Mittel. Ich könnte ein Hochstapler werden, aber das wäre ein sehr unsicheres Leben, und ich glaube, daß ich keinen Erfolg dabei hätte. Im Spiele würde ich nie ein Vermögen gewinnen; Sie wissen, ich verliere immer. Nein, es giebt keine Rettung für mich!"

„Aber Sie haben etwas zu erwarten, gnädiger Herr!

„Erwarten! Was zu erwarten? Von wem?" rief Fernwald überrascht aus.

„Von Ihrem Cousin, dem reichen Baron Max von Treuenwerth, sagte der Kammerdiener. „Er hat eine Million Mark jährliches Einkommen, und seine Besitzungen sind die prachtvollsten in der Provinz."

„Und Sie unterstehen sich, zu glauben, daß ich ein Schmarotzer von Baron Max' Wohlthätigkeit sein würde?"

Ich bezog mich auf Ihre Aussichten, einst seine Besitzungen zu erben."

Fernwalds Lippen verzogen sich spöttisch.

„Schöne Aussichten!" höhnte er. „Baron Max von Treuenwerth ist in meinem Alter, stark und kräftig wie ein Riese. Er kann wenigstens noch fünfzig Jahre leben. Wenn er aber doch sterben sollte, stehen zwischen mir und irgend einer Möglichkeit, ihn zu beerben, vier Personen, die ihm näher verwandt sind, als ich, und diese vier Personen sind auch alle jünger, als ich."

„Sehr wahr," sagte der Kammerdiener, „aber der Baron ist nicht verheirathet und hat keinen directen Erben. Er bereist jetzt Europa, und ich habe gehört, daß keine Aussicht vorhanden sei, daß er heirathe. Starke Männer sterben täglich durch irgend einen Zufall, an Fieber — auf vielerlei Arten. Warum sollte er eine Ausnahme von solcher Möglichkeit machen?

Was die vier Personen betrifft, die zwischen Ihnen und der Erbfolge von den Besitzungen des Barons stehen — möchten Sie nicht so gut sein, mir deren Namen zu nennen?"

Es lag etwas in dem Wesen seines Kammerdieners, das Eindruck auf Fernwald machte. Er ließ sich herab, dem Wunsche seines Dieners zu entsprechen.

„Ei," sagte er, „in Ermanglung eines directen Leibeserben von Baron Max wird dem jetzigen Baron sein junger Cousin, ein kleiner Bursche von sechs Jahren, Namens Otto von Treuenwerth, nachfolgen. Dem jungen Otto zunächst in der Erblinie kommt Johann von Treuenwerth, auch ein Cousin des Barons, ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, zwar noch unverheirathet, aber bereits verlobt. Das sind zwei Personen, die mich Beide gewiß um viele Jahre überleben werden, selbst wenn ich ein alter Mann würde."

„Nun, so hören Sie mich gefälligst an," sagte Gänner, sein Zeitungsblatt entfaltend. „Ich habe das Morgenblatt gelesen, das ich auf Ihren Befehl ungelesen hinaus nehmen mußte und fand Neuigkeiten, die Sie überraschen werden. Was sagen Sie dazu:

„Am vergangenen Sonntag starb nach kurzer, schwerer Krankheit in seinem Schlosse Otto von Treuenwerth, der einzige Sohn des verstorbenen Rittergutsbesitzers Otto von Treuenwerth, im Alter von sechs Jahren."

„Todt! Ei, das Kind war ein Bild der Gesundheit! So ist Johann von Treuenwerth der nächste Erbe."

Gänner faltete das Zeitungsblatt nochmals auseinander und schlug eine frische Seite auf:

„Schrecklicher Unfall! — Am 15. dieses Monats wurde Rittergutsbesitzer Johann von Treuenwerth auf einem Jagdritte,

als er den Hunden folgend über eine Hecke setzen wollte, von seinem Pferde geschleudert und sein Kopf, der an einen Stein prallte, erhielt eine lebensgefährliche Verletzung. Der Verunglückte wurde auf seinen Wohnsitz gebracht, woselbst er am nächsten Tage bereits gestorben ist. Wir entnehmen diese Mittheilung einem Berliner Blatte."

Glühende Röthe bedeckte Fernwalds bleiches Gesicht und seine verwegenen schwarzen Augen glänzten unheimlich.

„Welch ein seltsames Verhängniß!" rief er aus. „Zwei von den Vieren dahin, die zwischen mir und einem fürstlichen Erbe standen! Das alte Sprichwort bewahrheitet sich: „Wenn es nicht regnet, so tröpfelt's." Ei, es sind nur Zwei übrig — nur zwei Personen zwischen mir und dem gegenwärtigen Baron."

„Nur Zwei," stimmte Gänner bei, „und wer sind sie?"

„Der Erste an der Reihe ist Heinrich von Penther, etwa fünfundzwanzig Jahr alt, der irgendwo in der Umgebung kümmerlich mit seiner Frau von dem lebt, was er als Künstler verdient. Sein Vater verschwendete in thörichten Speculationen ein großes Vermögen, und er malt armselige Bilder und träumt davon, einmal ein großer Künstler zu werden. Er ist ein gutmüthiger, ehrlicher, harmloser Mensch, sehr lebenslustig und leicht lenkbar. Er hat eine ganz besondere Achtung vor mir. Kinder hat er keine."

„Und der vierte Rivale?"

„Ist ein Fräulein von Lindau — Clara von Lindau. In Ermangelung direkter männlicher Erben geht die Besitzung auf die weibliche Linie über. Der Titel geht natürlich nur auf die männlichen Erben über," erwiderte Fernwald, der mittheilsamer wurde, als er sah, daß seine Aussichten sich erheiterten. „Alle die, welche ich genannt habe — Baron Max

von Treuenwerth, der kleine Otto und Johann von Penther, Fräulein von Lindau und ich, wir hatten einen gemeinsamen Großvater, welcher Baron Otto von Treuenwerth war. Er hatte drei Söhne und drei Töchter. Baron Max, der gegenwärtige Baron, war der einzige Sohn seines ältesten Sohnes; Johann von Treuenwerth war der Sohn des zweiten Sohnes; der eben verstorbene kleine Otto das einzige Kind seines jüngsten Sohnes und Kindes. Die drei Töchter heiratheten. Die Aelteste heirathete Johann von Penther, und Heinrich von Penther ist ihr einziger Sohn. Die zweite Tochter ist mit ihrem Musikmeister durchgegangen und hat den Burschen Namens Lindau geheirathet. Baron Otto, ihr Vater, war stolz wie Lucifer und verstieß sie und wollte sie nie wieder sehen, so lange er lebte. Sie ist jung gestorben, ihr Mann starb ebenfalls, und von ihrer zahlreichen Kinderschaar blieb nur das Jüngste — Clara von Lindau am Leben. Ich habe meine Mutter von dem Kinde sprechen gehört, aber ich weiß nicht, wo sie existirt. Baron Ottos jüngste Tochter heirathete den Rittergutsbesitzer Franz von Fernwald, und ich bin ihr einziges Kind. Ich bin daher der Cousin von Baron Max, Heinrich von Penther und Fräulein von Lindau. Gestern Abend — noch vor einer Stunde — hätte ich meine Aussichten, den Baron zu beerben, keinen Heller werth gehalten; jetzt — —"

„Jetzt," sagte der Kammerdiener, „stehen nur dieser Penther und Fräulein von Lindau zwischen Ihnen und der Erbfolge. Ihr Weg zu einem großen Erfolge steht offen; sehen Sie das nicht ein, gnädiger Herr? Schaffen Sie diese beiden Hindernisse aus dem Wege, und Sie kommen zunächst nach Baron Max. Wenn er unverheirathet stürbe, wären Sie einer der reichsten Männer Deutschlands."

Der Herr schaute den Diener fest an. Jede Spur von Hochmuth war jetzt aus dem Benehmen des Ersteren verschwunden, und die Beiden waren auf einem vertraulichen Fuße.

„Wollen Sie mir etwa vorschlagen, einen Mord zu begehen?" sagte Fernwald leise, fast flüsternd.

„Nein, wirklich nicht; wie seltsam Sie mich mißverstehen. Einen Mord? Für einen Mord wird man hingerichtet. Aber es giebt Mittel, um sich Leute aus dem Wege zu räumen, ohne daß man sie ersticht oder erschießt," sagte der Kammerdiener. Dieser Heinrich von Penther, Ihr Cousin, ist ein lebenslustiger Mensch, der gerne gut lebt. Er kennt Sie, solange er lebt, und betrachtet Sie mit einer Art Bewunderung. Wie leicht wäre es daher für Sie, ihn zu verleiten, seine Schwäche auszunützen, bis er in das Grab eines Trunkenboldes sinkt. Wenn Sie die Sache geschickt durchführen, kann Sie kein Tadel treffen, und doch werden Sie ihn so sicher tödten, als wenn Sie ihm ein Messer in die Brust stießen."

Fernwalds Augen funkelten unheimlich.

„Ich sehe," sagte er, „Gänner, Sie haben einen wunderbaren Kopf. Ich könnte es durchführen. Penther liebt mich und vertraut mir; ich kann ihn in einem Monat zum Säuferwahnsinn bringen. Aber das Mädchen, wie entledige ich mich ihrer?"

„Machen Sie sie ausfindig, untersuchen Sie ihre Lage, und es wird sich Ihnen ein Plan darbieten. Die Tochter eines Musiklehrers ist wahrscheinlich arm. Bringen Sie sie in noch tiefere Armuth, bedecken Sie ihren Namen mit Schmach und Schande, jagen Sie sie in Verzweiflung und Selbstmord. Wenn sie einen Geliebten hat, so benehmen Sie ihm den Glauben an sie. Gefällt sie Ihnen zufällig, so heirathen Sie sie selbst und vereinigen Sie Ihre beiderseitigen Interessen."

„Welch' eine Versuchung! Welch eine Aussicht für mich mit einem kühnen Griffe Vermögen und Stellung zu erlangen!" sagte Fernwald, schwer athmend. „Gänner, Sie haben den schlafenden Teufel in meiner Natur erweckt; ich könnte Heinrich durch seine eigene Schwäche zu Grunde richten; ich könnte Clara von Lindau vernichten oder heirathen. Wie sich mir der Weg eröffnet! Von diesen zwei dazwischenstehenden Leben befreit — aber wenn Baron Max heirathen würde? Wenn andere Erben in's Leben kommen? Oder wenn ich ein halbes Jahrhundert warten müßte, bis ich zu meiner Erbschaft käme — bis meine Haare ergraut und all' meine Lebensfreudigkeit dahin wäre? — was dann?"

„Warum sollten Sie warten?" fragte der Kammerdiener mit unheimlichem Blicke.. „Hat Baron Max keine Schwäche, welche Sie ausbeuten könnten, um ihn zu beseitigen? Hat er keine gefährlichen Gewohnheiten? Ist er Jäger? Unglücksfälle auf der Jagd sind etwas Gewöhnliches. Ein Beweis dafür ist Johann von Treuenwerths Tod. Ist er ein verwegener Reiter? Das Geschenk eines feurigen, aber gefährlichen Pferdes kann Sie an Ihr Ziel bringen. Fährt er gerne auf dem Wasser? Ein Leck in seiner Yacht kann Sie zum Herrn von Schloß Treuenwerth machen. Hundert Ideen werden Ihnen kommen.

„Von heute in einem Jahre können Sie statt eines verzweifelten, dem Selbstmorde nahen Menschen der Eigenthümer der Güter von Treuenwerth sein, wenn Sie wollen, und keine Spur eines Verbrechens braucht an Ihren Händen zu haften."

Fernwald zitterte vor heftiger Aufregung.

„Ich werde Geld brauchen, um meine Pläne auszuführen; wo kann ich es mir verschaffen?" fragte er.

„Ich will es Ihnen leihen. Ich habe zwanzigtausend Mark erspart, mit welchen ich mir irgendwo ein Gasthaus eröffnen wollte; ich kann sie besser verwerthen, wenn ich sie Ihnen leihe. Sie werden einen Freund brauchen, einen Verbündeten; Jemanden, der Ihnen rathet und mit Ihnen arbeitet. Ich will dieser Freund und Verbündete sein."

„Und was fordern Sie für Ihre Dienste?"

„Viermalhunderttausend Mark ein für alle Mal," sagte der Kammerdiener ruhig.

„So viel?"

„Es wird für Sie nur eine Kleinigkeit sein, und Sie können ohne mich nichts erreichen. Ich war der jüngere Sohn eines Kaufmannes, erhielt eine gewöhnliche Schulerziehung, hegte aber stets gewisse ehrgeizige Pläne, die ich nie ausführen konnte. Mit viermalhunderttausend Mark könnte ich mir ein hübsches Gut kaufen und irgendwo als Gutsbesitzer leben. Ich könnte ein Mädchen aus gutem Hause heirathen und eine Familie gründen, die später zum Landadel zählen würde. Das ist mein Ehrgeiz. Im Verhältniß zu dem Werthe, den meine Dienstleistungen für Sie haben, verkaufe ich sie billig. Natürlich verlange ich aber außerdem noch die Interessen für die Summe, welche ich Ihnen leihe."

„Helfen Sie mir binnen drei Jahren Herr und Besitzer von Schloß Treuenwerth zu werden, Gänner," sagte Fernwald, „und ich gebe Ihnen Alles, was Sie verlangen."

„Wollen Sie mir das schriftlich versprechen?"

„Ja, und gleich jetzt."

Gänner brachte Schreibrequisiten, und Fernwald schrieb eine Art von Schuldschein, worin er sich verpflichtete, an

Thomas Gänner auf dessen Forderung die Summe von viermalhunderttausend Mark zu bezahlen.

„Wenn ich nichts habe, um zu zahlen, ist der Schein ohnedies werthlos,“ sagte Fernwald. „Ich habe nichts zu fürchten, da dies die einzige Quelle ist, aus der mir Geld zufließen kann. Wenn ich an Baron Max' Stelle trete, will ich diesen Schein einlösen.“

„Jetzt den Schuldschein für die zwanzigtausend Mark, sammt Interessen.“

Fernwald schrieb auch diesen Schein.

Der Kammerdiener faltete die Papiere zusammen und steckte sie in seine Brieftasche.

„Ich will noch heute mein Geld bei der Bank flüssig machen,“ sagte er, „und es für Sie bei Ihrem Banquier hinterlegen. Der Handel ist geschlossen. Ich will die Mühe theilen — Gefahr ist keine dabei!“

Er nahm mehrere Goldstücke aus seiner Tasche, legte sie in die leere Börse Fernwalds und gab sie ihm dann.

Das Blinken der Goldstücke schien einen wahren Zauber auf Fernwald auszuüben. Er warf die Börse übermüthig in die Luft, steckte sie dann ein, trug die Pistolenkästchen in den Koffer zurück und rief aus:

„Jetzt giebt es keine Umkehr mehr. Ich habe den Weg betreten, der zu einem Vermögen führt. Ich muß sofort an's Werk gehen, ich will keinen Tag verlieren. Ich bedarf teuflischer Geschicklichkeit und Geduld, höllischer Schlauheit und Erfindungskraft — aber diese Eigenschaften besitze ich alle. Jetzt ist Heinrich der nächste Erbe Baron Max'. Ich muß also Heinrich zuerst beseitigen, ehe ich meine Aufmerksamkeit Clara von Lindau oder dem Baron zuwende. Ich will ihn

noch heute besuchen. Armer, einfältiger, großmüthiger Thor, ich werde wenig Mühe mit ihm haben! Ah, das sind seine Schritte in der Halle draußen! Ich kenne sie!"

Die Schritte näherten sich Fernwalds Thüre, und als sie aufhörten, wurde an dieselbe geklopft.

Fernwald stand auf, seine Augen glänzten wild.

„Es ist Heinrichs Klopfen," flüsterte er, „lassen Sie ihn ein, Gänner. Satan selber hilft uns; ich will mein Werk sogleich beginnen.

Zweites Capitel.
Eine Stiefmutter.

Das kleine Dorf Stromberg liegt mitten in den Hochalpen Nordtirols. Ein einsameres, versteckteres und malerischer gelegenes Fleckchen Erde, als dieses Dorf, kann man sich kaum vorstellen.

Ein wilder Bach rauscht schäumend neben der Landstraße entlang und verliert sich weiter unten im Thale. Die steilen Dächer der alten Häuser sind mit Steinen belastet, die großen Gemüsegärten mit steinernen Mauern umfriedet. Eine sehr große, grüne Wiese außerhalb des Dorfes ist am Sonntag nach der Kirche der Sammelplatz für Jung und Alt.

Stromberg hat keine Eisenbahnverbindung und ist daher trotz seiner schönen Lage von den wenigsten Reisenden gekannt.

Seine Bewohner sind einfache, schlichte, ehrliche Gebirgsmenschen, die sich zumeist mit Holzschnitzerei beschäftigen, wie fast alle Alpenbewohner. Das größte und hübscheste Haus des Dorfes liegt etwas bergan auf einer Art von Plateau, von wo aus man das ganze Dorf übersieht.

Dieses Haus hat so wie die übrigen ein steiles Dach mit Steinen beschwert. So wie bei den anderen Häusern laufen von außen um die Stockwerke Holzveranden herum, die durch Freitreppen mit einander verbunden sind; aber es ist größer als alle übrigen Häuser und besitzt einen Anstrich von Eleganz und Bequemlichkeit, der den anderen Häusern abgeht. Vor demselben dehnt sich eine große grüne Wiese aus, und zur Seite ist ein Blumengarten.

In diesem Hause wohnte seit mehreren Jahren ein Preuße Namens Julius von Solm. Er war der jüngere Sohn einer stolzen, altadeligen Familie, und seine Armuth hatte ihn gezwungen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Er hatte sich keinem eigentlichen Berufe zugewendet, aber frühzeitig eine nach dem Ausspruche seiner Verwandten höchst unkluge Heirath gemacht, denn seine Braut war arm gewesen. Er hatte gerade so viel geerbt, um jährlich viertausend Mark zu verzehren zu haben, und mit diesem spärlichen Einkommen lebte das junge Paar in Preußen bis nach der Geburt ihres einzigen Kindes. Als sie dann sahen, daß sie sich zu bittere Entbehrungen auferlegen mußten, um mit ihren aristokratischen Verwandten gleichen Schritt halten zu können, wanderten sie aus, brachten einige Jahre in Brügge und dann mehrere Jahre in München zu.

In München starb Frau von Solm, und es war etwa zwei Jahre später, als Herr von Solm in der Erwartung und Zuversicht, seiner nun heranwachsenden Tochter die Leitung, Fürsorge und Gesellschaft einer Mutter zu verschaffen, wieder heirathete. Kurz nach seiner zweiten Heirath auf einer Fußreise durch Tirol kam er zufällig nach Stromberg. Die großartige Schönheit seiner Lage, die Einfachheit seiner Bewohner,

das ausgezeichnete Klima, und mehr als das Alles, die Entdeckung, daß er mit seinem Einkommen daselbst mit seiner Familie fast fürstlich leben könnte, bestimmte ihn, sich dort niederzulassen. Er hatte daher das Gebäude für einige Jahre gemiethet und sich eine Heimat unter den einfachen Tirolern geschaffen. Zerstreuung gewährten ihm seine Bücher, an denen er mit Begeisterung hing, und zeitweilige Ausflüge nach München.

Die erste Frau von Solm war eine schöne, hochgebildete, geistvolle und dennoch sanfte Dame gewesen, welche die Neigungen ihres Gatten theilte und für ihn ein Engel der Liebe und des Friedens gewesen war. Die zweite Frau von Solm war auch eine Preußin, aber eine zänkische, boshafte Person mit einem kalten Herzen — ein Weib, deren Mission es zu sein schien, ihrem Gatten das Leben zur Qual zu machen und das Dasein seines Kindes zu verbittern. Einige Jahre lang ertrug Herr von Solm die Pein seiner unglücklichen zweiten Heirath, dann verfiel er in einen Zustand von Schwachsinnigkeit, und nachdem er einige Monate von demselben befallen gewesen war, machte der Tod seinem Leiden ein Ende. Es war ein Jahr nach seinem Tode, spät im September und schon gegen Abend, und ein oder zwei Tage vor den Ereignissen, die wir im vorhergehenden Capitel erzählt haben, als ein junges Mädchen auf der oberen Veranda des Solm'schen Hauses mit einem Arm nachlässig eine geschnitzte Holzsäule umschlungen hielt und starr nach dem Wege ausschaute, der vom Dorfe herführte. Dieses Mädchen war Dita von Solm.

Sie war von bezaubernder Schönheit, neunzehn Jahre alt, schlank und anmuthig, von durchsichtig klarer bernsteinähnlicher Gesichtsfarbe, zarten, feingeschnittenen, aber etwas

unregelmäßigen Gesichtszügen und üppigen Massen lockiger, blauschwarzer Haare, die ihre schöne, breite Stirne umrahmten. Ihr Gesicht war lieblich, pikant, von geistvollem, edlem Ausdrucke, der zumeist aus den schwarzen, großen, wie Sterne leuchtenden Augen schaute — diese Augen verriethen eine feurige Seele, aber auch eine Seele voll Hingebung und Güte.

Sie trug ein altes, sehr abgenutztes, schwarzes Kleid, das auf vielen Seiten schon ausgebessert war und auch die Schuhe, mit welchen sie ungeduldig den Fußboden der Veranda bearbeitete, waren bereits sehr abgetragen. Dennoch hatte sie sich nach Mädchenart möglichst herausgeputzt. Ihr Haar war nach der letzten Mode frisirt, ihr Halskragen von tadelloser Weiße, und an der Brust trug sie einige halbaufgeblühte Rosen. Ihre Stirne furchte sich etwas ungeduldig, als sie noch immer in das Dorf hinausschaute, und sie murmelte unhörbar:

„Warum bricht er nicht nach dem Platze unseres Stelldicheins auf? Ist er vielleicht schon dort? Ich will gehen und nachsehen.“

Ehe sie jedoch ihren Entschluß noch ausführen konnte, rief die schrille, keifende Stimme ihrer Stiefmutter aus dem nächsten Zimmer heraus:

„Dita! Dita!“

Das Mädchen gehorchte seufzend dem Rufe und trat in ein großes, hübsches Zimmer — das Wohnzimmer der Familie. Der Fußboden war getäfelt und seine glänzende Oberfläche mit Teppichen bedeckt. Die Möbel waren etwas schwerfällig, aber bequem. Es waren Sophas, Tische, Armstühle, ein Thonofen und ein Clavier da, und die Wände waren mit Bildern und Porzellan-Gegenständen verziert. Frau

von Solm lag in einem Armstuhle mit einem mürrischen, unzufriedenen Ausdruck in ihren scharfen Zügen.

Sie war in jeder Beziehung ein eckiges Frauenzimmer. Ihr Haar war flachsfarben und so glatt über die Ohren gespannt, daß es aussah, als ob es festgeklebt wäre. Ihre lichten Augen waren voll Unzufriedenheit und Zanksucht.

Auch sie trug Trauerkleider, aber ihr Kleid war von sehr feinem Stoffe, und sie trug eine ganze Last von Schmuckgegenständen aus Jet.

„Ah, da bist Du ja!“ rief sie aus, als das Mädchen erschien. „Du bist immer müßig, Dita. Ein anderes Mädchen wäre jetzt bei der Arbeit, aber Du bringst die Hälfte Deiner Zeit mit Spaziergängen in den Wald oder in's Dorf zu.“

„Ist etwas für mich zu thun?“ fragte Dita.

„Ich weiß es nicht,“ war die mürrische Antwort. „Hast Du meinen Hut schon geändert und die Schmelzborten auf mein neues schwarzes Kleid genäht?“

„Ich bin mit Beiden vor einer Stunde fertig geworden und habe die Sachen in Ihr Ankleidezimmer gegeben.“

„Sehr gut,“ sagte Frau von Solm etwas gnädiger. „Du hast das Kleid sehr hübsch gemacht, Dita, und ich werde Dir mein altes schwarzes Seidenkleid geben, damit Du es Dir zurichten kannst. Es muß zwar sehr stark ausgebessert werden, aber für ein junges Mädchen paßt ein einfacher Anzug am besten. Es wird für Dich sehr schön sein.“

„Nichtsdestoweniger lehne ich es dankend ab,“ sagte Dita kalt. „Ich ziehe ein neues Kattunkleid einem alten Seidenkleide vor, besonders wenn dieses schon dem Zerfallen nahe ist.“

„Du bist sehr unabhängig, mein Fräulein! Ich hoffe es nur, daß ich den Tag noch erleben werde, an welchem Dein

Stolz in den Staub gebeugt wird. Sage mir doch, wie Du Deine hochfliegenden Ideen zu unterstützen gedenkst? Es ist Zeit, daß wir uns gegenseitig verständigen. Ich habe Dich gerufen, um Dich zu fragen, ob Du schon Pläne für die Zukunft gemacht hast, und wenn das der Fall ist, was Du zu thun gedenkst?"

Frau von Solm führte ein Riechfläschchen an ihre Nase und betrachtete ihre Stieftochter lauernd, während sie deren Antwort erwartete.

Ditas bleiches Gesicht färbte sich plötzlich roth, aber sie antwortete ruhig:

„Warum ist es plötzlich so nothwendig geworden, an meine Zukunft zu denken? Ist unser Einkommen gefährdet?"

„Unser Einkommen?" wiederholte Frau von Solm. „Welches Interesse hast Du an dem Gelde, das Dein Vater hinterließ? Ich habe es hinausgeschoben, Dir die Angelegenheiten zu erklären, weil ich Dein heftiges, leidenschaftliches Wesen kenne; aber ich kann Dir jetzt die Wahrheit nicht länger vorenthalten. Mein Gatte hat im Verhältniß zu seinen Mitteln riesige Summen auf Deine Erziehung verwendet. Du hast während der meisten Zeit Deines Lebens die besten Lehrer gehabt, und ganz gegen meinen Willen hat er Dich die letzten drei Jahre vor seinem Tode in einem Institute von München ausbilden lassen. Du kannst singen, zeichnen, sticken, Clavierspielen und sprichst vier Sprachen, und ich glaube wahrhaftig, daß sich Dein Vater nur deshalb in dieses Nest zurückgezogen hat, um mehr Geld auf Deine Erziehung ausgeben zu können. Wie dem nun auch sei, er hat eine feine Dame aus Dir gemacht. Du hast Deinen Antheil seines Vermögens damit bereits empfangen.

„Während seines letzten Lebensjahres machte er ein Testament, sein ganzes Geld mir und meinem Sohne, Deinem Stiefbruder, hinterlassend, in der richtigen Erkenntniß, daß Du Dir allein Dein Brod verdienen sollst; Du bist daher schon seit einem Jahre nur von meiner Güte abhängig. Ich habe Dich bisher bei mir behalten, weil ich nicht übereilt handeln wollte und weil ich hoffte, daß etwas zu Deinen Gunsten geschehen würde. Jetzt bin ich jedoch gezwungen, zu handeln. Ich habe in der That bereits heute den Pacht dieses Hauses dem reichen Schnitzereienhändler Amhau verkauft, und er wird es in vierzehn Tagen beziehen. Ich gehe dann gleich mit meinem Sohne zu meinen Verwandten. Und was wirst Du thun?"

„Ich kann das nicht so im Augenblicke entscheiden; ich muß Zeit zur Ueberlegung haben."

„Du hast keine überflüssige Zeit," sagte ihre Stiefmutter. „Es sind Dir nicht so viele Wege offen, daß Du lange zögern kannst; Du wirst Gouvernante werden müssen."

„Ich fürchte, ich bin nicht aus dem Stoffe, aus dem man Gouvernanten macht," sagte Dita lächelnd. „Die Wahrheit ist, ich möchte ein wenig das Leben genießen — die Welt kennen lernen."

„Ohne Vermögen? — Vielleicht denkst Du zu heirathen? Arnold Reinhard ist seit einem Monate in Stromberg und verfolgt Dich wie Dein Schatten. Baron Max von Treuenwerth ist den ganzen Sommer schon in Stromberg, und ich bin überzeugt, Du könntest ihn jeden Tag heirathen. Beide sind Preußen, beide sind reich und aus vornehmer Familie. Arnold Reinhard ist sehr hübsch, erst dreiundzwanzig Jahre alt und paßt in jeder Beziehung am besten zu Dir. Du kennst ihn ganz gut, denn Ihr wart schon als Kinder in München be-

freundet. Baron Max ist ein Rittergutsbesitzer und soll unermeßlich reich sein; aber er ist dreißig Jahre alt, strenge, eifersüchtig und leidenschaftlich. Ich bin überzeugt, daß Dich trotz Deiner Armuth jeder dieser Beiden heirathen würde. Hat Reinhard Dir je einen Heirathsantrag gemacht?"

„Nein — er ist nicht verliebt in mich," sagte das Mädchen ruhig. „Er ist ein Pathenkind von Baronin Falkner, die auch meine Pathin ist. Ich kenne ihn sehr gut, wie Sie ganz richtig sagen; wir waren unser ganzes Leben lang fast immer wie Bruder und Schwester. Er ist ein entfernter Verwandter von mir, und unsere gegenseitige Neigung ist nur eine geschwisterliche. Weder er noch ich haben je an eine andere Verbindung zwischen uns gedacht."

„Da ist noch der Baron; soll ich ihn um seine Absichten fragen?"

Ditas Gesicht erglühte über und über.

„Nein, nein — keineswegs!" rief sie aus. „Kümmern Sie sich nicht um mich; ich will Ihnen versprechen, Sie nicht lange mehr zu belästigen; vielleicht kann ich Ihnen noch diesen Abend sagen, was ich zu thun beabsichtige. Jetzt gehe ich aus."

Und ohne auf eine weitere Entgegnung zu warten, ging Dita rasch auf die Veranda hinaus, nahm ihren Hut und eilte über die Freitreppe in den Garten hinab.

„Er wird schon warten," murmelte sie. „Ich komme heute spät zu unserer Zusammenkunft."

Ein Weg von einigen Minuten brachte sie in den Schatten eines Nadelwaldes, der den Berg bekleidete.

Sie hatte auf einem schmalen Wege kaum einige Schritte gemacht, als ihr ein junger Mann begegnete, der dorthin gehen wollte, woher sie gekommen war.

Beide blieben stehen, und Dita reichte ihm die Hand.

„Wohin so schnell, Arnold?" fragte das Mädchen.

„Ich war auf dem Wege nach Eurem Hause, in der Absicht, Dich zu besuchen," sagte der junge Mann. „Darf ich ein wenig mit Dir gehen? Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen."

„Wenn es besonders wichtig ist, kann ich Dir einige Minuten schenken, Arnold," sagte sie mit einem leichten Zögern, das Reinhard jedoch nicht bemerkte.

Er war ein schlanker, schöner, junger Mann, mit einem freundlichen, offenen Gesichte, einem Paar treuherziger, ehrlicher, grauer Augen und üppigen, braunen, gelockten Haaren. Er war ein Mann, dem man vertrauen durfte, warmherzig und treu und wahrhaft. Dita liebte ihn mit warmer schwesterlicher Neigung. Ihre eigentliche Liebe hatte sie aber einem Anderen geschenkt.

„Du sollst die Wichtigkeit meiner Mittheilungen selbst beurtheilen, Dita," sagte er. „Ich habe heute aus Preußen einen Brief von unserer Verwandten und Pathin Baronin Falkner erhalten. Sie beabsichtigte, Dir auch zu schreiben, und Du wirst morgen auf privatem Wege einen Brief von ihr erhalten. Du hast vielleicht geglaubt, ich sei wie Baron Max nur zum Vergnügen in Stromberg. Ich hatte allen Ernstes da zu thun. Weißt Du, daß Du von dem Vermögen Deines Vaters gar nichts geerbt hast — also ganz arm bist?"

„Ich habe das soeben von meiner Stiefmutter erfahren."

„Baronin Falkner erfuhr das bereits vor einigen Wochen. Sie ist eine sehr überspannte alte Dame, und während sie Deine freundlose Lage bedauert, würde sie Dir doch keine

Hülfe entgegenbringen, solange sie nicht etwas über Deinen Charakter weiß. Ich erzählte ihr alles von Dir; daß wir in unserer Kindheit Spielgenossen waren und daß sich nur wenige Geschwister zärtlicher lieben, als wir. Aber sie nahm an, daß Du Dich in den letzten zwei Jahren verändert haben könntest, und bat mich, hieher zu kommen, Dich zu sehen und Deinen Charakter zu studiren und ihr getreulich und eingehend darüber zu berichten. Ich kam und fand in Dir dasselbe herzige Kind, das ich immer so lieb gehabt hatte, und ich berichtete, wie befohlen. Der Erfolg ist, daß sie Dir bei sich in der alten Abtei, wie ihr Schloß genannt wird, eine Heimat anbietet. Weitere Einzelheiten wirst Du aus dem Briefe erfahren, den Du morgen erhalten sollst."

„Sie ist sehr gut," sagte Dita, „aber ich weiß nicht, ob ich von ihrer Güte Gebrauch machen kann."

„Wahrlich, Du hast doch nicht etwa thörichte Unabhängigkeitsideen!" rief Reinhard. „Du bist nicht zur Arbeiterin geschaffen, nicht wahr? Da ist Baronin Falkner, Deine Pathin, wie Du weißt; sie ist alt, excentrisch und einsam und bedarf einer fröhlichen, jungen Gefährtin, die ihr ihre letzten Tage erheitert. Sie lebt in großem Reichthum in der alten Abtei und hat einen Troß von Dienern, aber ihr Leben ist ein Hohn. Verwittwet, kinderlos, argwöhnisch gegen Jedermann, der sich ihr nähert; reizbar, launenhaft und zänkisch, ist sie dennoch edel und birgt unter ihrer rauhen Außenseite ein warmes Herz. Ich bin überzeugt, Du wirst den Weg zu diesem Herzen finden. Sie war immer sehr gut gegen mich, und ich liebe sie. Ich bin überzeugt, daß Du als Mädchen nicht nur ihre Liebe gewinnen, sondern auch ihr Leben glücklicher machen kannst. Willst Du es nicht versuchen?"

„Ich muß Zeit zur Ueberlegung haben.“

„Ich will Dich nicht drängen. Entscheide, nachdem Du ihren Brief erhalten hast Ich habe mehrere Jahre in der alten Abtei zugebracht und nenne sie noch immer meine Heimat; ich möchte Dich gerne dort haben, Dita. Welches Vergnügen wäre das! Wahrlich, Du kannst in Deine Stiefmutter nicht so verliebt sein, daß Du gerne von ihr abhängen wolltest!“

„Nein; überdies hat sie mir erklärt, daß sie mich nicht länger erhalten kann. Ich kann Dir jetzt nichts über meine Pläne sagen; in ein oder zwei Tagen, Arnold —“

„Ich sehe,“ sagte Arnold, „ich verstehe, Dita. Ich weiß es ja, daß Baron Max von Treuenwerth nicht ohne Zweck den ganzen Sommer in Stromberg zubrachte. Verzeih' mir diese Unverschämtheit, Dita, aber Du weißt ja, ich bin Dein Bruder. Es würde mir leid thun, wenn ich Dich doch nicht in der Abtei haben könnte; Baronin Falkner wird enttäuscht sein.“

Dita erröthete heftig.

„Ach, lasse das, Arnold,“ sagte sie; „ich gehe vielleicht doch in die Abtei — ich kann's noch nicht sagen. Aber jetzt sage mir, warum konnte diese Mittheilung nicht bis morgen warten?“

„Einfach deshalb, weil ich mit Tagesanbruch nach München reise. Dort soll ich Baronin Falkners vertraute Dienerin finden, die Dir den Brief Deiner Pathin bringt und die beauftragt ist, Dich nach Preußen zu begleiten, wenn Du hingehen willst. Jetzt will ich Dich nicht länger aufhalten, Dita; sage mir in unserer alten Weise Lebewohl, Cousinchen.“

Er schlang seinen Arm um sie und küßte ihr emporgewandtes Gesicht. Ohne Erröthen, mit der Offenheit schwesterlicher Liebe erwiderte Dita seinen Gruß. Ehe sie sich noch von

ihm losgemacht hatte, krachte es in den Büschen neben ihnen, und ein Mann mit wunderschönem Gesichte, aber strenge geschlossenen Lippen und wild funkelnden Augen stürzte auf sie heraus, einen Wuthschrei wie ein wildes Thier ausstoßend.

Reinhard ließ das Mädchen los und sprang zurück.

„Baron Max von Treuenwerth!“ rief er aus.

Dita flog dem Kommenden entgegen.

„Max!“ schrie sie. „Max!“

„Zurück!“ donnerte der Baron. „Keinen Schritt näher, Verrätherin, oder ich strecke Dich todt zu meinen Füßen hin!“

Drittes Capitel.

Heimlich vermählt.

Dita hielt in ihrem Laufe plötzlich inne, wie fest gebannt von den entsetzlichen Worten, die ihr der Baron entgegengeschleudert hatte.

„Max!“ schrie sie wieder in wild flehentlichem Tone, „Max, was habe ich gethan?“

Baron Max von Treuenwerth wandte sich mit vor Wuth und Zorn blitzenden Augen von ihr ab.

„Du fragst, was?“ rief er aus. „Du fragst, was Du gethan hast — Du, die Du soeben diesen Mann geküßt hast?“

Ditas bleiche Gesicht erglühte plötzlich.

„Arnold ist mein Verwandter — er ist mir ein Bruder —“

Baron Max von Treuenwerth lachte höhnisch.

Arnold Reinhards hübsches Gesicht wurde bis in die Schläfen roth. Er trat vorwärts und rief aus:

„Dita, Baron Max von Treuenwerth hat uns Beide schwer beleidigt. Ich werde Dich nach Hause bringen und will ihn dann zur Verantwortung ziehen.“

„Geh' fort, Arnold!“ schrie sie, „laß mich nur einige Augenblicke mit ihm allein; ich will erklären —“

„Was!“ schrie Reinhard, „nach dieser tödtlichen Beleidigung, die er Dir zugefügt hat, willst Du Dich vor diesem Manne noch demüthigen? Ich will Dich nicht verlassen!“

Das junge Mädchen wandte sich wieder zu ihm.

„Arnold, lieber Arnold,“ flehte sie leise, aber nicht so sehr, daß es Baron Max nicht hören konnte; „ich bitte Dich, lasse mich einige Augenblicke mit ihm allein. Wenn Du mich wirklich lieb hast, Arnold, so gehe.“

Reinhard machte keine Einwendung mehr. Er lüftete schweigend seinen Hut und zog sich in's Gebüsch zurück.

„Du siehst,“ sagte Baron Max höhnend, „er liebt Dich wirklich.“

„Er liebt mich wie ein Bruder, Max. Er wohnte mit seiner Mutter in demselben Hause, in welchem wir wohnten, als ich noch ein Kind war. Und als seine Mutter gestorben war, blieb er ein ganzes Jahr bei uns, und Papa lehrte ihn Latein und Griechisch. Als er nach Preußen ging, schrieb er mir häufig Briefe. Du siehst, Max, Arnold und ich sind wirklich wie Bruder und Schwester.“

„Ja, ich sehe,“ sagte der Baron, bitter. „Du hast mir früher nie etwas von dieser Intimität erzählt: Du kannst also, wie es scheint, auch zurückhaltend sein, und ich hielt Dich für unschuldig und harmlos.“

„Ich dachte gar nicht daran, daß ich es sagen sollte.“

„Du hast ein sehr bequemes Gedächtniß. Erst gestern Abends erzählte mir Deine Stiefmutter, es sei Deines Vaters Lieblingswunsch gewesen, Dich mit diesem Reinhard verheirathet zu sehen. Wäre ich in diesem Sommer nicht hieher gekommen,

hättest Du ihn geheirathet. Thor, der ich war, zu glauben, Du liebtest mich! Ich glaubte in diesen Tiroler Bergen ein Weib gefunden zu haben, das rein wäre von den Fehlern der Weltdamen — ein Weib, rein und wahr, wie die Natur, in der es lebt!"

„Max, Deine Worte verwunden mich grausam! Habe ich Dir nicht bewiesen, daß ich Dich mehr liebe, als die ganze Welt? Bin ich nicht Deine Gattin — Deine rechtmäßig angetraute Gattin?" fragte Dita, etwas näher auf ihn zutretend.

„Ja, Du bist meine Gattin," sagte der Baron bitter. „Ich kann es nicht leugnen, daß ich in einem Augenblicke des Wahnsinns, geblendet von Deiner wunderbaren Schönheit, bethört von Deiner scheinbaren Unschuld, Dich zu meiner Gattin gemacht habe. Wir haben unseren kurzen Roman durchgelebt. Die Lust des Besitzes ist verraucht. Du bist meine Frau, und ich finde Dich von den Armen eines Anderen umschlungen."

„Ich habe Dir Alles erklärt, Max," sagte Dita flehentlich. „Muß ich mich vergeblich vor Dir demüthigen? Arnold liebt mich nur wie eine Schwester. Laß mich ihm sagen, daß ich Deine Gattin bin, und Du wirst sehen, wie er sich über unser Glück freut. Meine Stiefmutter hat das Haus vermiethet und geht mit ihrem kleinen Sohne zu ihren Verwandten. Sie hat mich gefragt, was ich zu thun beabsichtige. Ich konnte es ihr nicht sagen, ohne mich mit Dir berathen zu haben. Was soll ich thun, Max?"

Die strengen Züge des Barons milderten sich nicht. Noch hatte ihn der Dämon der Eifersucht ganz in seiner Gewalt.

Er antwortete kalt:

„Was kümmert mich Dein künftig Thun und Lassen? Glaubst Du, daß ich auftreten und eine Gattin anerkennen werde, deren Herz einem Anderen gehört?"

„Max, ich verstehe Dich nicht!"

Ditas Augen öffneten sich plötzlich weit vor Schrecken.

„Die Sache ist einfach genug," sagte der Baron. „Unsere Heirath ist einige Wochen lang aus Gründen geheim gehalten worden, die mir jetzt jämmerlich unzulänglich erscheinen. Ich bin zu alt zu solchen thörichten Schwärmereien, und dennoch malte ich mir so gerne das Vergnügen aus, das ich haben würde, wenn ich eine schöne junge Braut nach Hause, nach Schloß Treuenwerth, brächte, deren Existenz für meine Verwandten ein Geheimniß bliebe, bis sie sie erblicken würden. Es war eine thörichte Schwärmerei — das sehe ich jetzt ein; aber die romantische Grille ist vorbei."

„Sei nicht so hart und bitter," flehte Dita, von der gewaltigen Leidenschaft geängstigt, die aus den Augen des Barons schaute. „Du machst uns Beide ohne Grund elend. Ich liebe Dich Max, meine Gatte!"

„Laß mich diesen Namen nicht wieder von Deinen Lippen hören!" sagte Baron Max heftig. „Ich bin getäuscht und betrogen worden; ich will Dich nie als meine Gattin anerkennen — niemals! Kein Mann soll sich je rühmen können, daß er die Lippen meiner Gattin geküßt hat. Ich habe soeben gehört, wie Du an Reinhard's Liebe appellirtest. Gehe zu ihm, Du Betrügerin! Gehe zu ihm, denn ich will nie wieder etwas von Dir wissen!"

Ditas Gesicht wurde noch weißer, aber an die Stelle des wildflehenden Ausdrucks in ihren dunkeln Augen trat eine gewaltige Entrüstung.

„Ich will Dir diese Beleidigung nie verzeihen!“ schrie sie leidenschaftlich. „Ich sehe jetzt, wie es ist. Du bist der armen und einfachen Braut bereits müde und greifst eifrig nach einem Vorwande, Dich meiner zu entledigen. Ich will Dich nie als meinen Gatten anerkennen, ich werde Dir Deine grausamen, bösen Beschimpfungen nie verzeihen — nie, niemals! Ich hasse Dich, Baron, Max von Treuenwerth — ich hasse Dich!“

Sie schleuderte ihm einen flammenden Blick zu, der ihn bestürzt machte, dann wandte sie sich um und eilte rasch den Waldpfad entlang. Baron Max starrte ihr nach und sah, daß Reinhard gleich auf sie zutrat und daß sie hastig mit ihm weiter ging, in der Richtung ihrer Wohnung zu.

„Sie liebt ihn,“ murmelte der Baron, an seiner Lippe nagend. Verzweifelte sie daran, ihn zu gewinnen, und nahm sie mich meines Reichthums und meiner Stellung halber als letzten Ausweg an? Sie mußte ihn lieben trotz Allem, was sie vom Gegentheil behauptete. Ich bin vom Anfang an betrogen worden.“

Während Baron Max sich so selbst peinigte, setzte Dita, von Reinhard begleitet, ihren Heimweg fort. Er hielt sich davon zurück, ihr eine der vielen Fragen zu stellen, die sich ihm, als er ihre Aufregung bemerkte, auf die Lippen drängten.

„Dita,“ sagte er sanft, „ich werde Dich in Sicherheit nach Hause bringen und dann zurückkehren und Baron Max suchen. Er soll sich überzeugen, daß Du keine unbeschützte Waise bist, die er ungestraft beschimpfen kann. Als Dein Verwandter werde ich fordern, daß er Dir entweder demüthige Abbitte leistet, oder daß er sich mit mir schlägt.“

Dita stieß einen leisen Schrei aus und klammerte sich angstvoll an Reinhard's Arm.

„O nein, nein!“ rief sie, „Du darfst ihm kein Wort sagen, Arnold.

„Du darfst Dich nicht schlagen mit ihm; versprich mir, daß Du ihn nicht fordern wirst.“

„Du liebst ihn also, Dita?“

„Nein, ich glaube, ich hasse ihn — ich bin überzeugt, daß ich ihn hasse; aber Du darfst kein derartiges Zusammentreffen mit ihm haben. Es ist Alles vorbei zwischen ihm und mir,“ und Dita schluchzte beinahe. „Ich werde ihn nicht wiedersehen und Du — nicht wahr, Du wirst ihn nicht fordern?“

Reinhard zögerte. Er glaubte, als der einzige männliche Verwandte Ditas die Pflicht zu haben, Baron Max von Treuenwerth für seine grausame Beleidigung zur Verantwortung zu ziehen, und er sagte es. Aber die Bitten des Mädchens bewogen ihn endlich, von seinem Vorhaben abzustehen und ihr das gewünschte Versprechen zu geben.

„Und jetzt giebt es nichts mehr, was Deiner Rückkehr nach Deutschland mit mir im Wege stände,“ sagte Reinhard. „Willst Du das Heim annehmen, welches Baronin Falkner Dir in der alten Abtei anbietet?“

„Ja,“ sagte Dita. „Du willst morgen früh nach München gehen, um der Baronin Falkner Dienerin zu treffen. Nimm mich mit, Arnold; ich kann nicht länger mehr hier bleiben. Und da ich doch schon einmal gehen soll, so ist's um so besser je eher ich gehe.“

Sie sprach mit fieberhafter Hast, welche ihre innere Aufregung und Verzweiflung verrieth.

„Das ist Recht," sagte Reinhard. „Ich sehe, daß Du eine fernere Begegnung mit Baron Max vermeiden willst; das ist gut. Ich will in einer Stunde zu Dir kommen und Dir sagen, ob Dich die Schwester des Pastors bis München begleiten will."

„Reinhard begleitete Dita bis nach Hause. Die Dämmerung brach bereits herein, und Dita kam wie ein Gespenst durch das Dunkel. Frau von Solm saß in einem Lehnstuhle auf der Veranda; sie hielt das Mädchen an, indem sie ärgerlich ausrief.

„Wo bist Du die ganze Zeit gewesen, Dita? August wollte sich nicht zu Bette bringen lassen, solange Du nicht da warst, und ich mußte ihn selbst einschläfern. War das Arnold, der sich am Gitter von Dir verabschiedete? Warum kam er nicht herein?"

„Er hat im Dorfe etwas zu thun. In einer Stunde wird er kommen, weil er Ihnen etwas zu sagen hat."

„Ah, dann hat er sich also erklärt, nicht wahr?" rief Frau von Solm aus.

„Es war der Lieblingstraum Deines armen Vaters, daß Du Arnold Reinhard heirathen solltest, und jetzt wird es sich erfüllen. Arnold ist reich, von vornehmer, alter Familie und kann Dich in eine beneidenswerthe Lage versetzen. Vom Geldstandpunkte aus wäre freilich Baron Max von Treuenwerth eine weitaus bessere Partie, aber Arnold paßt besser zu Dir. Weißt Du, Dita, ich glaubte eine Zeitlang, daß Du Baron Max liebtest."

„Wenn ich Baron Max je geliebt habe," sagte Dita bitter, „so habe ich es muthig überwunden. Ich bitte, er=

wähnen Sie seinen Namen nicht wieder; ich wollte, ich hätte ihn nie gesehen."

Ohne auf eine weitere Frage zu warten, ging sie nun mit matten Schritten auf ihr Zimmer.

Ihre letzten Worte wurden noch von einem Anderen gehört, als von Frau von Salm. Baron Max von Treuenwerth, obwohl heftigen und leidenschaftlichen Temperaments und schrecklich in seinem Zorn, eifersüchtig und anspruchsvoll, besaß dennoch ein großmüthiges, edles Herz. Schon seine Härte und Grausamkeit gegen seine junge Frau bereuend, war er ihr nach Hause gefolgt und ungesehen auf einem Seitenwege die Wiese heraufgekommen, und gelangte in demselben Augenblicke zur Freitreppe, als Ditas Worte an sein Ohr schlugen.

Er blieb einige Augenblicke stehen und stieg dann sehr ruhig zu Frau von Solm hinauf, welche auf der Veranda saß und in dem Gedanken schwelgte, mit einer so noblen Familie wie die Reinhards von Reinhardshausen verwandt zu werden.

„Guten Abend, Herr Baron," sagte sie, etwas erschrocken aus ihren Träumen emporfahrend. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ist das nicht ein herrlicher Abend heute? Ich dachte soeben daß ich sehr bald für immer von diesen Tiroler Bergen scheiden muß. Ich gehe in zwei Monaten nach Deutschland."

Der Baron setzte sich auf das breit vorspringende Geländer des Balkons und gab ihr mechanisch eine höfliche Antwort.

„Ich habe einige Jahre hier gelebt," fuhr Frau von Solm fort. „Mein Knabe ist hier geboren, mein Gatte ist hier gestorben. Ich werde in langen Zwischenräumen vielleicht hieher kommen, um das Grab meines Mannes zu besuchen, aber ich will meinen Sohn in meinem Vaterlande, unter meinen

Verwandten erziehen. Ich war eine Zeitlang um Ditas Zukunft besorgt, da sie kein Vermögen besitzt und meine Mittel beschränkt sind, aber sie wird sich glücklich versorgen."

„Auf welche Art?" fragte Baron Max steif.

„Natürlich durch eine Heirath. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es ein Lieblingswunsch meines seligen Mannes war, seine Tochter an Arnold Reinhard zu verheirathen? Dieser Traum dürfte sich jetzt verwirklichen. Dita hat mir heute Abend gestanden, daß sie Arnold Reinhard liebe und daß er im Begriffe sei, bei mir um ihre Hand anzuhalten."

Der Baron saß starr wie eine Bildsäule.

Frau von Solm bemerkte den seltsamen, schmerzhaften Ausdruck in seinem Gesichte. Sie kam sofort auf den Gedanken, daß der Baron Ditas abgewiesener Freier sei, und sie log absichtlich weiter.

„Ich hoffte einst," bemerkte sie etwas unzart, „daß Sie und Dita einander lieb gewinnen würden, Herr Baron, aber im Alter sind Sie doch zu sehr verschieden von ihr, während sie und Arnold sehr gut zusammen passen. Sie haben einander sehr lieb. Ich glaube, Dita verzweifelte daran, ihn zu gewinnen, und war in letzterer Zeit in einer Stimmung, Jeden anzunehmen, der um sie geworben hätte. Wenn sie Ihre Aufmerksamkeiten ermunterte, Herr Baron, so war es nur mädchenhafte Pikirtheit über Reinhard, und in dieser Laune hätte sie Sie auch geheirathet. Seien Sie froh, daß es zwischen Ihnen und ihr nicht so weit gekommen ist — daß sie Sie nicht in einem Augenblicke des Grolles gegen Reinhard geheirathet hat, um später zu erwachen und zu finden, daß ihr Herz ihm und nicht Ihnen gehöre."

Baron Max wandte sein Gesicht ab und schaute in's Thal hinaus.

Frau von Solm konnte nicht in seinen Zügen lesen, obwohl sie sich vorbeugte, um es thun zu können. Ein neuer Gedanke kam ihr.

„Ich glaube, es war etwas Erzwungenes in Ditas Wesen, als sie mir erzählte, wie sehr sie Arnold liebe," bemerkte sie geschwätzig. „Sogar während sie mir gestand, daß sie Reinhard anbete, schien ihre Freude etwas gedämpft, als ob sie anderweitig gebunden wäre. Ist's möglich, Herr Baron, daß Dita Ihnen ihr Wort gegeben hat, während sie Arnold liebt? Wenn dem so ist, werden Sie ihr gewiß ihr Wort zurückgeben? Sie werden Dita nicht an sich binden wollen, wenn ihr ganzes Herz in Reinhard aufgeht, wenn seine Stimme ihr die süßeste Musik ist, wenn sie schlafend und wachend von ihm träumt, wenn seine Liebkosungen —"

Der Baron stand plötzlich auf und wandte sich mit wild verzerrtem Gesichte zu dem einfältig schwätzenden Weibe.

„Nein," sagte er, „ich möchte kein solches Weib haben. Sie haben Recht; ich werde Fräulein von Solm nicht wiedersehen. Bitte, sagen Sie ihr das von mir. Erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen; ich reise morgen nach Italien."

Er empfahl sich und eilte hastig die Stiege hinab.

„Nun, der ist leicht beseitigt worden," sagte Frau von Solm für sich, als sie der hohen, stattlichen Gestalt nachschaute, „und Dita kann sich glücklich preisen, daß sie sich seiner so leicht entledigte. Sie hat mit ihm gewaltig kokettirt und seine Aufmerksamkeit so sehr begünstigt, daß ich sogar glaubte, sie wollte ihn heirathen. Da er sie nicht mehr sehen will, wird sie von seinen Vorwürfen nicht mehr belästigt werden."

Baron Max gelangte in den Schatten des Nadelwaldes und blieb dort stehen, das Haus beobachtend, in welchem Dita wohnte. Seine Gewissensbisse wurden von seiner grenzenlosen Eifersucht verdrängt, denn er liebte die junge Frau, die er so schwer beleidigt hatte. Er hatte eine seltsame Sehnsucht, sie wieder zu sehen, und er wartete hoffend, daß sie auf die Veranda hinauskommen würde. Da sah er Arnold Reinhard vom Dorfe her auf das Haus zukommen und zur Veranda hinaufsteigen, und gleich darauf öffnete sich eine Thüre, und in dem hervorquellenden Lichtscheine erblickte er Dita, welche auf Reinhard zutrat und ihm beide Hände entgegenstreckte. Er fuhr fort, sie zu beobachten mit blitzenden Augen und keuchender Brust. Etwas später verschwand Frau von Solm von der Veranda, und eine Stunde lang gingen Dita und Arnold Arm in Arm miteinander auf und ab. Der Baron knirschte mit den Zähnen, als er sie beobachtete. Endlich blieb Dita an die Brüstung gelehnt stehen und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Baron Max sah, daß sie weinte, aber er war kaum zu diesem Schlusse gekommen, als er Arnold Reinhard auf sie zutreten sah und bemerkte, wie er ihren Kopf sanft an seine Schulter zog und seinen Arm um ihren Leib legte.

„Bei Gott!“ murmelte der Baron, „ich möchte sie Beide ermorden, wie sie dort stehen! Ich hörte sie sagen, daß sie mich hasse. Sie trauern zusammen, weil sie nicht frei ist, ihn zu heirathen; und ich habe dieses lügenhafte Weib zu meiner Gattin gemacht! Ich bin das Hinderniß zu ihrer Heirath! Mir ist, als müßte ich wahnsinnig werden!“

Aechzend eilte er in den Wald, wo er die Nacht in Jammer und Verzweiflung zubrachte. Spät am nächsten Vormittag erschien er in Frau von Solms Haus und fragte nach Fräulein Dita.

Frau von Solm lehnte sich über die Brüstung der oberen Veranda und rief lebhaft aus:

„Dita ist fort, Herr Baron! Sie ist vor einer Stunde abgereist!"

„Wohin?"

„Nach Preußen. Die Schwester des Pfarrers begleitet sie bis München. Von dort aus wird sie eine Dienerin haben."

„In wessen Obhut macht sie die Reise?"

„Natürlich mit Arnold. Stellen Sie keine weiteren Fragen an mich, Herr Baron. Dita bat mich ausdrücklich, Ihnen nicht zu sagen, wohin sie gehe. Arnold ist jetzt ihre Welt. Sie geht mit ihm in eine Heimat, wo sie einander nahe sein können, und sie sagte mir, daß mit ihrer Ankunft in Preußen ein neues Leben für sie beginne. Das alte ist für immer todt."

Baron Max von Treuenwerth ging plötzlich fort.

„So endet der Roman meines Lebens," murmelte er heiser. „Ich will Dita nie wieder sehen. Sie wird es nicht wagen, Reinhard zu heirathen, solange sie keine Scheidung von mir erlangen kann, und das wird schwer sein, weil sie mich verlassen hat. Wenn ich elend bin, so sind sie es auch. Mein Fluch folge ihnen, wo immer sie hingehen!"

Eine Stunde später war der Baron auf dem Wege nach Italien.

Viertes Capitel.

Der Versucher.

Der Kammerdiener Gänner glitt rasch zur Thüre und öffnete sie, einen jungen Mann einlassend, bei dessen Anblick sich das sonst fahle Gesicht Fernwalds plötzlich röthete. Er stand auf und ging seinem Besuche entgegen und begrüßte ihn mit einer Herzlichkeit, deren unheimlicher Charakter gut verborgen blieb.

Denn der Fremde war Heinrich von Penther, das erste Hinderniß auf dem Wege Fernwalds zum Reichthum; der Mann, dessen Vernichtung an Leib und Seele Fernwald mit seinem Kammerdiener soeben geplant hatte, der Mann, welcher die Besitzungen Baron Max von Treuenwerths erben sollte, wenn dieser kinderlos stürbe; der Mann, dessen Hinwegräumung aus seinem Wege Carl von Fernwald noch an diesem Tage beginnen wollte. Er begrüßte ihn daher, wie die Spinne die arglose Fliege begrüßt, die sich dem Netze nähert, in dem sie gefangen werden soll.

Heinrich von Penther war ein schlanker, magerer, junger Mann, ein armer, aber strebsamer Künstler, welcher von Ruhm

und Reichthum träumte, wozu er durch die Macht seines Genies zu gelangen glaubte.

„Willkommen, alter Junge,“ sagte Fernwald mit erheuchelter Herzlichkeit. „Ich habe soeben an Dich gedacht.“

Er rückte einen Armstuhl näher zum Tische hin, und der Künstler nahm Platz.

Der Kammerdiener zog sich zurück.

„An mich hast Du gedacht?“ sagte Penther. „Nun, waren Deine Gedanken schmeichelhaft oder nicht?“

„Ich habe das Morgenblatt gelesen,“ sagte Fernwald, „und war zwar ganz erschüttert, als ich von den plötzlichen Todesfällen unter den Treuenwerths erfuhr. Ist's nicht sonderbar? Zwei Treuenwerths binnen so kurzer Zeit gestorben! Aber Du kannst diese Todesfälle natürlich nicht als ein Unglück ansehen!“

„Und warum nicht?“ fragte Heinrich von Penther. „Ich war zwar weder mit Johann von Treuenwerth, noch mit Otto persönlich bekannt. Sie waren reich — ich bin ein armer Verwandter; aber ich weiß, daß Johann ein edler junger Mann war und sein kleiner Cousin Otto war das einzige Kind einer verwittweten Mutter. Ich gestehe, daß mich die beiden Todesanzeigen sehr erschüttert haben.“

Fernwald's Lippen verzogen sich höhnisch.

„Du bist uneigennützig,“ bemerkte er. „Bist Du so schwärmerisch, um gar nicht daran zu denken, daß Du jetzt der nächste Erbe von Baron Max von Treuenwerth bist?“

Der Künstler lächelte.

„Du sprichst, als ob meine Aussichten, die Treuenwerth-Güter zu erben, irgend welchen Werth hätten,“ sagte er. „Mein lieber Fernwald, sie sind keinen Heller werth. Baron Max wird mich um viele Jahre überleben. Er ist kaum

dreißig Jahre alt und kann jeden Tag heirathen. Ich brauche seinen Reichthum nicht, aber ich schätze seine Freundschaft."

„Er wird nie heirathen," sagte Fernwald. „Er ist zu anspruchsvoll, um je zu einer Frau zu passen; und die Wahrscheinlichkeit, daß er Dich überleben wird, ist sehr wenig werth. Ich glaube, daß man Dir zu Deinen Aussichten nur Glück wünschen kann."

„Aber Fernwald, sprich doch nicht so leichthin von der Möglichkeit, daß Baron Max sterben könnte!" warf der Künstler ein. „Ich beneide ihn nicht um seinen Reichthum; er verdient ihn. Ich sehne mich nur nach Ruhm und einem durch meine Kunst erworbenen Vermögen. Und dieses Ziel hoffe ich zu erreichen. In der letzten Zeit habe ich freilich wenig zu thun gehabt, wir haben uns nur sehr kümmerlich durchgefristet."

„Was, so schlimm war es?" fragte Fernwald. „Bist Du wirklich so arm?"

„Ja, leider bin ich's wirklich," antwortete der Künstler seufzend. „Ohne Wilma hätte ich verzweifeln und jede Hoffnung aufgeben müssen. Fernwald, meine Frau ist ein Engel! Tausendmal mehr um ihretwillen als um meinetwillen bin ich froh, daß bessere Zeiten anbrechen. Ein großes Glück ist über mich gekommen."

„Ist Jemand gestorben und hat Dir ein Vermögen hinterlassen?"

„Besser als das. Diesen Morgen brachte mir der Briefträger einen Brief von Baron Max von Treuenwerth. Er wünscht, daß ich ich ihm drei große historische Gemälde male, und bezahlt mir für jedes Bild zehntausend Mark! Denke Dir nur, Fernwald!" und Heinrich Penthers Augen funkelten. „Er giebt den Auftrag durchaus nicht in einer Manier, als

wolle er mir eine Wohlthat erweisen. Er schätzt meine Fähigkeiten und überläßt es mir, die Themata zu den Bildern zu wählen. Mein erstes Bild wird ein Virginius sein — ich habe den Plan dazu schon im Kopfe. Wilma wird sitzen —"

„Laß mich den Brief sehen," sagte Fernwald. „Baron Max sagt kein Wort über den Tod der beiden Vettern. Schloß Treuenwerth ist voll von Bildern; wozu kann er noch mehr Bilder brauchen? Ich gratulire Dir, Penther. Dieser Auftrag wird Dich sehr vorwärts bringen."

„Und seine Gönnerschaft wird mir auch bald einen Ruf machen. Baron Max ist ein solcher Kunstkenner, daß es mehr werth ist für den Ruf eines Künstlers, ihm überhaupt ein Bild zu verkaufen, als eine bedeutende Summe dafür zu bekommen. Er schloß einen Wechsel bei, als Angabe auf das erste Bild. Gestern verkaufte ich Jemandem ein kleines Bildchen für dreißig Mark und freute mich über das Geld. Heute habe ich fünftausend Mark in der Bank und bin der glücklichste Mensch in ganz Br—, Fernwald.

Er sah auch so aus, als ob er es wäre.

„Und Wilma weiß von diesem Glücke?"

„Ja, und sie ist ganz außer sich vor Entzücken."

„Ich freue mich auch mit Dir. Du mußt zur Feier dieses Auftrages mit mir in meinem Club speisen, Penther. Ich nehme keine Weigerung an."

Der Künstler zögerte, aber Fernwald bekämpfte seinen Wunsch, nach Hause zu gehen, und aus seiner ihm wohlbekannten Nachgiebigkeit Vortheil ziehend, überredete er ihn endlich, seine Einladung, mit ihm zu speisen, anzunehmen.

„Ich fürchte, Wilma wird ängstlich sein."

„O Unsinn! Sie ist ganz glücklich, wenn Du Dich unterhältst. Baron Max' Brief ist aus München datirt, wie ich sehe. Was thut er dort?"

„Ich weiß es nicht. Er ist schon seit drei Monaten in der Nähe Münchens."

„Ah," sagte Fernwald, „ich möchte wissen, was ihn fesselt. Er kann nicht verliebt sein. Aber komm, Penther, gehen wir in's Freie."

Die beiden Männer verließen den Gasthof und gingen in den Club. Ein üppiges Mahl mit zahlreichen Gängen und verschiedenen Weinen wurde bestellt.

Der Künstler kannte seine Schwäche bezüglich starker Getränke und weigerte sich, bei dem Leeren der Flaschen behilflich zu sein; aber Fernwald neckte uud stichelte und verspottete ihn, bis er endlich sein Gewissen nicht mehr anhörte und ein Glas leerte. Nach dem ersten Glase bedurfte es keines Zuredens mehr. Er trank viel, wurde lustig, heiter, witzig, und Fernwald erwies sich als gleichgesinnter Gesellschafter.

Als das Diner beendet war, war Penthers Trunkenheit bereits soweit vorgeschritten, daß er stumm und in sich gekehrt dasaß.

Es war jetzt Abend. Die Gaslichter brannten bereits in ihren gefärbten Kugeln.

Fernwald nahm Penther unter den Arm, und sie schlenderten zusammen auf die Straße hinaus.

„Wohin jetzt, Penther?" fragte der Versucher. „Willst Du an irgend einen Belustigungsort gehen?"

„Nach Hause," lallte der Künstler mit schwerer Zunge. „Wilma — wartet — muß nach Hause."

Fernwald rief einen Wagen, half Penther in denselben hinein und setzte sich zu ihm.

„Ich will mit Dir fahren," bemerkte er.

Er gab dem Kutscher die Adresse, und der Wagen fuhr rasch davon. Penther sank schlummernd zurück.

„Er wird mir leicht zum Opfer fallen," dachte der Versucher mit verächtlichem Blicke auf das erhitzte, aber schöne Gesicht des armen, jungen Künstlers schauend.

„Ich kann in einem Monate einen unheilbaren Trunkenbold aus ihm machen. Wenn ich ihn beseitigt haben werde, will ich nach den Andern sehen. Alle, die zwischen mir und den Treuenwerth-Gütern stehen, sind meine auserkorenen Opfer, und ich will sie mit Stumpf und Stiel ausrotten."

Die Wohnung Penthers war in einem kleinen Hause eines entlegenen Stadtviertels. Fernwald stieg beim Gartengitter aus, befahl dem Kutscher zu warten und führte Penther, der sich kaum auf den Füßen halten konnte, bis zum Gitterthore. Ein heftiges Klopfen brachte die Hauswirthin, eine Frau in mittleren Jahren, mit strengem Gesichte, an's Thor. Fernwald brachte eine Entschuldigung vor über den Zustand, in welchem sich der Künstler befand, und führte dann sein Opfer die Stiege hinauf, bis in das Vorhaus.

Die Hauswirthin schaute ihnen erschrocken und vorwurfsvoll nach.

„Wenn es nicht wegen Frau von Penther wäre, ich würde Herrn von Penther morgen kündigen," dachte sie. „Wenn er ausschweifend wird, kann ich ihn nicht hier behalten und mein Haus in schlechten Ruf bringen, denn wir sind nüchterne, anständige Leute."

Als Fernwald und Penther in das obere Vorhaus hinaufstolperten, öffnete sich die Thüre eines Zimmers, und eine junge Frau kam auf die Schwelle heraus.

„Bist Du es, Heinrich?" fragte sie mit lieblicher, ängstlich klingender Stimme.

„Es ist Heinrich mit mir, Wilma," sagte Fernwald. „Erschrecken Sie nicht; Heinrich hat mit mir gespeist, und er scheint sich ein wenig übernommen zu haben und — —"

Frau von Penther verstand sofort, daß ihr Gatte betrunken war.

„Bitte, Herr von Fernwald, bringen Sie ihn hier herein."

Sie trat zur Seite, und Fernwald schleppte sein Opfer in's Zimmer. Er schaute sich rasch um, dann trug er Penther auf ein Lager, und hilflos und lallend sank der Künstler auf dasselbe zurück.

Frau von Penther stand mitten im Zimmer und preßte die eine Hand auf's Herz. Sie war eine liebliche, mädchenhaft anmuthige Erscheinung. Fernwald sah, daß der Zustand ihres Gatten ihr ein grausamer Schlag war.

„Aber schauen Sie doch nicht so bleich und entsetzt d'rein, Wilma," sagte der Schurke. „Heinrich wird bis morgen früh wieder ganz munter sein; manche Männer kommen täglich berauscht nach Hause."

Frau von Penther schüttelte den Kopf.

„Er wird morgen früh nicht ganz munter sein, Carl," sagte sie in so hoffnungslosem Tone, daß es ihn hätte erschüttern sollen. „Sie wissen es nicht; aber vor einem Jahre pflegte er auch so viel zu trinken. Er machte sich damals todtkrank. Zu dieser unglücklichen Zeit und während seiner langen Krankheit geriethen wir in so bittere Armuth; und jetzt hat er wieder zu trinken angefangen. Ist das der Anfang vom Ende?"

Sie schaute traurig zu ihm auf.

„Es ist nur ein kleiner Seitensprung, den er morgen bereuen wird," sagte Fernwald leicht.

Er sagte ihr gute Nacht und ging.

Und die ganze Nacht saß Wilma von Penther an der Seite ihres betrunkenen Gatten in grenzenloser Verzweiflung.

Fernwald kehrte spät in seinen Gasthof zurück.

Sein Kammerdiener empfing ihn mit fragenden Blicken.

„Ich habe einen prächtigen Anfang gemacht!" sagte Fernwald triumphirend. „Ich brachte Penther total betrunken nach Hause; er ist mir gleich in die Falle gegangen. Ich will meinen Erfolg benutzen; er soll mir nicht lange im Wege stehen."

Fünftes Capitel.

Das erste Opfer.

Fernwald setzte sein grausames Werk mit Festigkeit fort. Er ließ einen Tag verstreichen, und dann ging er wieder nach dem kleinen Hause. Er fand Heinrich von Penther allein; seine Frau war ausgegangen, um Einkäufe zu machen. Der Künstler war bleich, verstimmt, gedrückt, seit seinem letzten Excesse unfähig, zu arbeiten, und in der Laune, der Stimme des Versuchers Gehör zu geben.

Fernwald betrachtete ein halb vollendetes Bild auf der Staffelei, erzählte einige Neuigkeiten von Bekannten und lud schließlich den Künstler ein, mit ihm zu gehen, um ein Bild zu besichtigen, das in einer Kunsthandlung ausgestellt war. Penther ging in die ihm so schlau gelegte Falle und begleitete seinen Cousin. Das Bild wurde besichtigt, untersucht und kritisirt, und dann gingen die beiden Männer in Fernwalds Club, wo sie zusammen speisten. Spät am Abend wurde der Künstler in einem Wagen allein, total betrunken, nach Hause geschickt.

Zweimal während der nächsten Woche wurde der Künstler durch die schlauen Mittel seines geheimen Feindes in einen solchen Zustand erniedrigender Hilflosigkeit versetzt. Sein Verlangen, zu trinken, wurde immer heftiger. Er wurde reizbar, ungeduldig, ruhelos, von einem brennenden Durst erfüllt. Er war dem Ränkeschmied wahrlich leicht zum Opfer gefallen.

Fernwald triumphirte heimlich. Er glaubte, daß die Zerstörung Heinrich von Penther's rascher vor sich gehen werde, als er im Anfang gehofft hatte, aber es lag ein Hinderniß auf seinem Wege, an welches er nicht gedacht hatte — ein Hemmschuh auf seinem Wege zum Erfolge. Dieses Hinderniß war die hingebende Liebe von Heinrich von Penthers junger Gattin.

Eines Morgens, etwa zehn Tage nachdem Fernwald mit der Ausführung seines schurkischen Planes begonnen hatte, lag Heinrich von Penther in seinem Wohnzimmer auf dem Sopha in tiefen Schlaf versunken. Er war erst früh am Morgen wieder schwer betrunken nach Hause gekommen und schlief jetzt seinen Rausch aus. Sein mageres Gesicht war dunkelroth, sein Athem kam schwer und keuchend zwischen seinen geöffneten Lippen hervor, seine Kleider waren befleckt und in Unordnung gerathen. Das Bild, welches er darbot, war kein solches, auf welchem liebende Augen ruhig verweilen mochten.

Draußen regnete es in Strömen, aber innerhalb des Zimmers herrschte Behaglichkeit. Ein helles Feuer brannte in dem Ofen; an denselben herangerückt stand ein Lehnstuhl, und Schlafrock und Pantoffeln des Künstlers waren zurechtgelegt zu seiner Benutzung, wenn er erwachen sollte. Der

kleine, runde Tisch war mit einem schneeweißen Tuch bedeckt, und Tassen, Teller und eine Blumenvase standen hübsch geordnet auf demselben. Auf dem Ofen summte der Theekessel, und in einigen bedeckten Geschirren standen bereits fertige Speisen.

Frau von Penther trug ein graues Cachemirkleid, und sie sah matt und bekümmert aus. Ihre Augen waren von dunkeln Ringen umgeben, und es lag ein ungemein rührender Ausdruck tiefen Schmerzes um ihren Mund. Als sie den Tisch fertig gedeckt hatte, ging sie in ihr Schlafzimmer und kam mit einer Flasche Kölnerwasser und einem Handtuche aus demselben zurück. Sie kniete an dem Lager des Schlafenden nieder, wusch ihm zärtlich Gesicht und Hände, bürstete ihm das Haar zurück und reinigte seine befleckten Kleider. Sie hatte diese ganze Nacht nicht geschlafen — sie war nicht einmal zu Bette gegangen. Ihr war, als müsse ihr das Herz brechen, und doch hatte sie kein Gefühl des Widerwillens gegen ihren Gatten, und ihre sanfte Berührung schien eine stete Liebkosung zu sein.

Sie hatte ihre Aufgabe vollendet und war eben im Begriffe, sich zu erheben, als leise an die Thüre geklopft wurde, und ihre Hauswirthin mit steifer Höflichkeit in's Zimmer trat.

Das ohnedies strenge Gesicht der Frau wurde noch strenger und finsterer, als sie den schlafenden Künstler erblickte. Frau von Penther stand hastig auf und bot ihr einen Stuhl an.

„Ich danke", sagte die Frau, „ich werde mich nicht setzen; ich habe Ihnen etwas Besonderes zu sagen. Ich habe mit meinem Manne eine lange Unterredung gehabt heut Morgen, nachdem Herr von Penther nach Hause gekommen ist, und wir haben beschlossen, daß wir ein solches Benehmen nicht länger

dulden können. Unser Haus wird bereits in der Nachbarschaft zum Gerede. Wir selbst sind ruhige, nüchterne Leute, und es ist nicht recht, daß wir durch die Trunkenheit Anderer leiden müssen. Es thut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, Frau von Penther — Sie sind wirklich eine feine Dame und haben mir nie Verdruß gemacht. Ich habe Mitleid mit Ihnen, einem jungen Geschöpfe, das alle Ansprüche an einen Gatten stellen kann und nur enttäuscht wird.

„Ich bin viel älter als Sie und habe viele Männer wie den Ihrigen gesehen. Lassen Sie mich Ihnen rathen, diesen Mann zu verlassen, der in einem solch' thierischen Zustande vor Ihnen liegt, und kehren Sie zu Ihren Verwandten zurück."

„Ich weiß, daß Sie es gut meinen, Frau Günther," sagte Frau von Penther sanft, „aber mein Gatte gehört mir ganz allein, und ich werde ihn nie verlassen, solange ich lebe."

„Aber Sie haben reiche Verwandte, die Ihnen gerne ein Heim anbieten werden."

„Mein Platz ist bei meinem Gatten!"

„Können Sie nicht sehen, daß Ihr Gatte gradaus in sein Verderben rennt?" fragte die Hausfrau strenge. „Er hat diese Woche noch keinen Pinselstrich gemacht. Wenn das so fortgeht, so sind Sie in sechs Monaten im Armenhause. Sehen Sie Ihren Gatten an, wie er daliegt. Er ist viel magerer als vor einer Woche: es geht rasch abwärts mit ihm. Er wird nicht lange leben."

Die Wangen der jungen Frau erbleichten, und sie sagte zitternd:

„Um so nothwendiger ist's, daß ich an ihm festhalte. Aber er wird nicht sterben; er wird bald wieder der Alte sein. Der Himmel kann uns nicht ganz verlassen haben!"

„Ich glaube, der Himmel verläßt einen Menschen, wenn er sich selbst verläßt," sagte die Frau strenge. „Ich habe schon früher Frauen gesehen, die bei betrunkenen Männern ausharrten, Frau von Penther, und in jedem Falle waren Verarmung, Erniedrigung, Elend, ein Bettlergrab oder das Armenhaus der Lohn der Frau. Wenn der Dämon der Trunksucht einmal einen Mann in seiner furchtbaren Gewalt hat, so ist keine Hoffnung mehr vorhanden für die Besserung dieses Mannes. Der Dämon reißt ihn fort in Untergang und Tod. Keine liebende Hand kann die verirrte Seele zur Nüchternheit und zum Fleiße zurückziehen. Wollen Sie Ihr junges Leben hinwerfen in einem vergeblichen Versuche, Ihren Gatten zu retten? Wollen Sie zwei Leben zerstören, weil eines verloren sein muß?"

„Ich kann Ihre Argumente nicht beantworten, Frau Günther," sagte die junge Frau einfach. „Ich habe in diesen Dingen keine Erfahrung, aber ich weiß, daß ich meinen Gatten liebe und daß ich ihn nie, nie verlassen werde. Ich muß an ihm festhalten, ihn mit all' meinen schwachen Kräften zurückhalten, für ihn beten und ihn lieben bis an's Ende. Ich nahm ihn für Glück und Unglück. Man kann die ehelichen Pflichten nicht so leicht, nicht einmal aus solchen Gründen abschütteln.

„Sie wollen ihn also nicht verlassen?"

„Nein, ich verlasse ihn um keinen Preis."

„Dann gebe ich Ihnen Kündigung auf Monatsfrist," sagte Frau Günther erröthend. „Ich brauche diese Zimmer, sobald Sie sie verlassen können. Ich kann keine Betrunkenen in meinem Hause dulden, die zu jeder Nachtstunde die Nachbarschaft stören. Und wenn Sie von hier ausziehen, Frau

von Penther, machen Sie einen großen Schritt abwärts zu der Armuth und Versunkenheit, vor der ich Sie gewarnt habe."

Sie ging schnell hinaus und warf die Thüre hinter sich zu.

Wilma von Penther kniete an dem Lager ihres noch immer schlafenden Gatten nieder und schluchzte und weinte in bitterster Verzweiflung. Dann, als sie ruhiger wurde, betete sie inbrünstig um ihres Gatten Befreiung aus dem Wirrsal, in das er gerathen war, und beruhigt und getröstet stand sie endlich auf, in ihrem heiligen Entschlusse der Selbstaufopferung nur bestärkt.

Eine Stunde später erwachte Penther.

Seine Frau empfing ihn weder mit Vorwürfen noch mit Bitten oder Klagen. Als er die Augen aufschlug, sah er ein freundliches, anmuthiges Bild, und Wilma kam ihm mit heiter lächelndem Gesichte, aus dem jede Spur von Kummer und Schmerz verschwunden war, entgegen.

„Wie mich mein Kopf schmerzt!" sagte der Künstler mürrisch.

„Das Frühstück ist schon fertig, Lieber," sagte seine Frau freundlich. „Ich werde Dir eine Tasse starken Kaffee geben, um Deine Nerven anzuregen. Willst Du meinen Arm nehmen?"

Sie reichte ihm fröhlich ihren zarten Arm, und ihr Gatte bemerkte nicht das Zucken ihres Mundes. Er lehnte ihren Beistand ab und trat an den Spiegel, seufzend das hohläugige Gesicht betrachtend, das ihm aus demselben entgegen schaute.

Dann setzte er sich an den Tisch, und seine Frau bediente ihn und plauderte mit ihm von ihren Blumen und Vögeln, machte aber keine Erwähnung von dem Besuche ihrer Hauswirthin.

Herr von Penther hörte ihr zu und trank seinen Kaffee in finsterem Stillschweigen.

Als das Frühstück eingenommen war, stand er auf und ging mit ungleichen Schritten auf und ab. Plötzlich rief er aus:

„Du bist ein Engel, Wilma! Du hast kein einziges Wort zu meinen Ausschweifungen gesagt, und andere Frauen haben Männer für weit geringere Fehler als der meinige zu Tode gemartert. Doch jetzt ist's genug mit meinen Thorheiten. In einem oder zwei Tagen fange ich das Bild für Baron Max von Treuenwerth an, es soll der Grundstein zu meinem Ruhme werden. Du sollst stolz werden auf mich, kleines Weibchen!"

„Es wird sehr angenehm sein, wenn Du wieder zu malen beginnst und ich Dir die Farben mischen helfen kann," sagte Wilma. „Dann wirst Du wohl auch heute den ganzen Tag zu Hause sein, und ich will Dir vorsingen und vorlesen, und wir wollen zusammen Studien für das Bild machen, nicht wahr?"

„Ja, aber nicht heute —", antwortete der Künstler etwas verlegen. „Denn wir machen einen Ausflug nach Kingingen in einem vierspännigen Wagen — eine kleine Künstlergesellschaft. Wir werden dort speisen, und ich komme erst spät nach Hause; Du brauchst meinethalben nicht aufzubleiben."

Ein leichter Schatten verdunkelte Wilma's liebliche Augen, aber sie sagte sanft:

„Können wir nicht heute zusammen nach Sirheim gehen, Liebster, wie Du es mir schon lange versprochen hast? Ich glaube, das wird Dich mehr unterhalten, als ein Diner in Kingingen, und es ist Musik dort —"

„Ja, ich weiß es," unterbrach Penther sie ungeduldig, „aber ich habe mein Wort gegeben, daß ich heute mitgehe, und der Besuch von Sirheim ist unmöglich. Wir machen

unseren kleinen Ausflug ein anderes Mal zusammen, Wilma."

„Geht Carl von Fernwald mit Dir, Lieber?" fragte der Frau.

„Nein," antwortete der Künstler halb ungeduldig. „Warum fragst Du?"

„Er scheint in der letzten Zeit so vertraut mit Dir zu sein," sagte Wilma. „Heinrich, obgleich Fernwald Dein Cousin ist, kann ich ihn doch nicht recht leiden. Ich möchte wissen, warum er plötzlich eine solche Vorliebe für Dich gefaßt hat? Ich weiß, Du wirst mich für thöricht halten, Bester, aber er kommt mir vor, wie Dein böser Genius. Wir waren sehr glücklich und zufrieden, bis er sich vor Kurzem wieder näherte. Wenn er uns nur allein ließe, lieber Heinrich, wir wären bald wieder so glücklich als zuvor. Ich fange an, ihn zu fürchten."

„Unsinn! warum solltest Du ihn fürchten, den besten Menschen in der Welt?"

„Er pflegte uns früher zeitweilig zu besuchen, und er gefiel mir," sagte Wilma; „aber seit einiger Zeit scheint es mir, als hätte er böse Absichten gegen uns. Verzeih' mir, Liebster, aber Du warst ganz anders, ehe er anfing, uns wieder zu besuchen. Ich kann nicht recht erklären, was ich meine; ich möchte ihn nicht anklagen, daß er uns etwas zu Leide thun will. Was könnte unser Untergang ihm nützen? Und dennoch warnt mich eine innere Stimme, vor ihm auf der Hut zu sein."

„Innere Stimme! Vorurtheil, meinst Du! Was ist das wieder für ein Weiberunsinn? Glaubst Du, ich könne nicht selbst auf mich Acht geben, Wilma? Welchen Grund könnte Fernwald haben, uns ein Leid zufügen zu wollen? Sei nicht thöricht, kleines Weibchen."

Wilma unterdrückte einen Seufzer.

Wie sie es erklärt hatte, warnte eine innere Stimme sie vor Fernwald. Sie legte Fernwald das Abirren ihres Gatten von der Mäßigkeit zur Last, sie fühlte unklar, daß er des Künstlers Feind sei, und sie fürchtete ihn. Aber sie sprach ihre Befürchtungen, die sie nicht näher erklären konnte, nicht weiter aus.

„Heinrich,“ sagte sie nach kurzem und gedankenvollem Stillschweigen, „könnten wir nicht in irgend ein stilles Landstädtchen gehen, während Du Deine Bilder malst? Frau Günther braucht ihre Zimmer in einem Monate. Wir müssen eine neue Wohnung suchen; warum sollen wir nicht auf's Land ziehen?“

„So, Frau Günther braucht ihre Zimmer? Ich habe gestern daran gedacht, daß mir eine elegante Wohnung lieber wäre,“ sagte der Künstler. „Ich gebe ihr ihre Zimmer gerne zurück. Was die Landwohnung betrifft, das wollen wir noch überlegen. Ich habe jetzt viele Bekanntschaften gemacht — lauter elegante Lebemänner — denen Fernwald mich vorstellte — und ich glaube nicht, daß ich jetzt die Stadt verlassen werde, ausgenommen, um eine Jagdgesellschaft nach Steiermark zu begleiten.“

Man hörte Jemanden die Treppe heraufkommen. Penther warf einen flüchtigen Blick auf seine derangirte Toilette und zog sich rasch in das anstoßende Schlafzimmer zurück.

Dann wurde an die Thüre geklopft, und Wilma beeilte sich, dem Besuche Einlaß zu geben.

Es war Fernwald, welcher lächelnd und mit suchendem Blicke in's Zimmer trat.

Er war sehr fein gekleidet, höflich und glatt wie immer, aber auch unheimlich durch den stechenden Blick seiner schwarzen

Augen. Dem bekümmerten Blicke der jungen Frau schien unter seinem gefälligen Benehmen ein dunkler Vorsatz verborgen zu liegen, und sie fühlte, daß es ihre Pflicht sei, ihren Gatten gegen ihn zu schützen und zu vertheidigen.

„Ist Penther noch nicht aufgestanden?" fragte Fernwald leicht. „Er wird jetzt aristokratisch in seinen Gewohnheiten. Aber Sie scheinen doch schon gefrühstückt zu haben?"

„Ja, das haben wir auch. Heinrich kleidet sich an. Setzen Sie sich Fernwald, Heinrich wird bald herauskommen."

„Sie sehen nicht wohl aus, Wilma. Ist irgend etwas fehlgegangen?" fragte Fernwald, sich einen Stuhl herbeirückend.

„Sie fragen mich das?" rief Wilma, aus deren Augen heftige, halbunterdrückte Entrüstung blitzte. „Sie wissen, daß in den letzten zwei Wochen Alles bei uns fehlgegangen ist, Carl von Fernwald. Bis Sie sich vor Kurzem an uns herandrängten, waren wir glücklich; Heinrich war fleißig, geachtet und nüchtern. Was thun Sie mit ihm? Was gewinnen Sie durch seinen Untergang?"

Fernwald erschrak und fuhr mit einem plötzlichen Gefühle der Unruhe zusammen.

Spielte er sein verwegenes Spiel so plump, daß die unschuldigen Augen dieser jungen Frau es erkennen konnten?

Er vergaß, daß das Auge der Liebe immer scharfblickend genug ist, um ein Unheil zu erkennen, das den Geliebten bedroht.

„Was ist das für eine sonderbare Rede, Wilma?" rief er mit erzwungenem Lachen aus. „Ich habe Heinrich nichts zu Leide gethan. Ist er nicht mein Vetter? Was könnte sein Verderben mir nützen? Sie beleidigen mich — Sie thun mir unrecht."

Wilma's helle Augen waren auf sein Gesicht geheftet.

„Ich verstehe Ihren Zweck nicht, Carl von Fernwald," sagte sie, „aber ich weiß, daß Sie meinen Gatten hassen und ihn zu vernichten trachten. Ich liebe ihn, und ich werde ihn schützen. Es wird ein Krieg zwischen uns sein, aber ich werde meinen Gatten retten. Die Liebe soll triumphiren!"

„Sie sind ja ganz theatralisch," höhnte Fernwald. „Ich wünsche Panther nichts Böses. Er ist ein lustiger, guter Junge und ein sehr angenehmer Gesellschafter, den meine Freunde und ich gerne unter uns haben. Aber wenn Sie es wünschen, will ich ihm noch heute den Rücken wenden und ihn ein Jahr lang nicht besuchen."

„Ich wollte, Sie thäten das!" rief Wilma ungestüm aus. „Wenn Sie uns wirklich freundschaftlich gesinnt sind, so beweisen Sie es, indem Sie uns allein lassen."

Ehe Fernwald etwas erwidern konnte, kam der Künstler aus dem Schlafzimmer heraus und begrüßte ihn herzlich.

Etwas später gingen die beiden Männer zusammen fort, und Wilma blieb allein.

Fernwald's schlechte Pläne gediehen an diesem Tage. Es schien, als ob irgend ein böser Dämon ihm hilfreich bei der Ausführung derselben zur Seite stände.

Er machte mit Panther und noch mehreren jungen Leuten an diesem Nachmittage den Ausflug nach Kingingen. Sie speisten dort und fuhren Abends nach Hause, Alle, Fernwald ausgenommen, ziemlich angeheitert.

Der Wagen war ein Vierspänner und wurde von einem der jungen Männer, der sich rühmte, ein vortrefflicher Kutscher zu sein, geführt.

Er war gleich den Uebrigen in einer etwas übermüthigen Laune und wollte seine Geschicklichkeit zeigen. Da er nicht klar bei Sinnen war, peitschte er die Pferde rücksichtslos und machte sie endlich so wild, daß sie mit dem Wagen durchgingen.

Die Pferde rannten eine Strecke weit, so schnell sie nur konnten, dann bogen sie bei einer Wendung der Straße rasch um die Ecke, wodurch der Wagen umgeworfen und eine Strecke weit geschleift wurde, während sämmtliche Insassen heftig auf die Straße geschleudert wurden.

Von der ganzen Gesellschaft war nur eine Person verletzt. Diese Person war Heinrich von Penther.

Fernwald verschaffte sich einen Wagen und brachte sein Opfer in demselben nach Hause. Der verwundete Künstler ächzte während der ganzen Fahrt vor Schmerzen. Sie trugen, vor Penther's Haus angelangt, denselben auf sein Zimmer, wo seine Frau saß und ihn erwartete. Er wurde zu Bette gebracht, man schickte um einen Arzt, und dieser untersuchte ihn. Der Doctor machte ein sehr ernstes Gesicht, als er endlich von dem Bette weg in das erste Zimmer hinaustrat.

Wilma schlich ihm nach wie ein Geist.

„Wird er leben?" flüsterte sie. „Wird er leben, Doctor?"

„Er wird leben, Madame," sagte der Doctor sehr ernst; „aber er wird nicht so bald gesund werden. Sie werden ihn sehr sorgfältig pflegen müssen."

„Gott sei Dank, daß er nur leben wird!" sagte die Frau. „Ich kann es ertragen, ihn krank zu haben — ich kann Alles eher ertragen, als ihn zu verlieren."

Fernwald ging mit dem Arzte hinaus auf die Straße, dort sagte er zu ihm:

„Sie glauben also, daß Penther davonkommen wird, Herr Doctor? Er sieht aus, wie ein Mann, der seinen Todesstoß bekommen hat.“

„Den hat er auch,“ sagte der Doctor. „Er wird noch einige Monate leben, wie ich es seiner Frau sagte, dann wird er sterben. Sein Rückgrat hat eine unheilbare Verletzung erhalten. Es kann kein Jahr mehr währen, und er wird während der wenigen Monate, die ihm noch geschenkt sind, ein hilfloser Krüppel sein.“

Fernwald sagte dem Doctor gute Nacht, rief einen Wagen und fuhr triumphirend nach Hause.

Sein Kammerdiener Gänner saß in seinem Zimmer; bei Fernwald's raschem Eintritt erhob er sich mit Spannung und Interesse.

„Ist etwas geschehen?“ fragte er. „War der Künstler heute wieder betrunken?“

„Besser — millionenmal besser!“ schrie Fernwald. „Auf der Heimfahrt von Kingingen wurden die Pferde scheu, der Wagen wurde umgeworfen, und Penther erhielt eine Verletzung im Rückgrat, die unheilbar ist. Er hat seinen Todesstoß erhalten; er kann kein Jahr mehr leben. In dieser Richtung ist mein Werk vollendet, Gänner. Das erste Hinderniß auf meinem Wege zur Erbschaft der Treuenwerth-Güter ist beseitigt.“

Gänners glattes, verschmitztes Gesicht leuchtete vor Freude und Triumph.

„Das ist mehr, als wir zu hoffen hätten wagen können,“ sagte er.

„Bis Sie die anderen Hindernisse beseitigt haben werden, wird er todt sein. Jetzt müssen nur noch Fräulein Clara von Lindau und Baron Max von Treuenwerth beseitigt werden, und dann dürfen Sie blos von den Gütern Besitz ergreifen und sind einer der reichsten Männer Deutschlands. Unser Plan war gut angelegt. Jetzt überlegen wir, was mit Fräulein Clara von Lindau zu thun ist."

Sechstes Capitel.

Die Herrin der alten Abtei.

Die alte Abtei enthält eine Anzahl großer, uralter Klostergebäude, die, wie fast alle Klöster, inmitten prachtvoller und fruchtbarer Gegenden liegen. Die Hälfte der Abtei, welche eine große Speisehalle, eine düstere Capelle, lange Schlafsäle und Steinzellen mit Grabgewölben darunter umschließt, ist jetzt eine mit Epheu bedeckte Ruine, in welcher nach dem Volksmunde zur Mitternachtszeit Geister ihren Spuk treiben.

Die andere Hälfte des Gebäudes ist jedoch in ein modernes Schloß verwandelt, welches sehr geschmackvoll ausgestattet ist. Es hat große, weite Bogenfenster, von denen viele mit Balconen versehen sind, und besitzt Glas- und Gewächshäuser, in denen die seltensten Pflanzen und Früchte gezogen werden. Die ruinenartige Hälfte der Abtei ist von den alten Bäumen des Parkes eingeschlossen. Die modernisirte Hälfte ist von Terrassen mit Marmorballustraden umgeben, zu denen Marmortreppen führen und an die sich sammetweiche, grüne Rasenpartieen und Blumengärten schließen, die bis zu dem großen und wunderbaren Park hinausreichen.

Die Besitzerin der alten Abtei war eine zwerghafte, bucklige, alte Frau, verwittwet und kinderlos, Namens Baronin Falkner.

Sie lebte auf großem Fuße und hielt eine bedeutende Anzahl von Dienern, und da die ganze Besitzung zu ihrer alleinigen Verfügung stand und sie keine nahen Verwandten hatte, so war die Frage, wer sie beerben sollte, ein Gegenstand von großem Interesse für die Nachbarschaft.

Sie war von einer Schaar von Schmeichlern umgeben, die alle danach geizten, ihre Gunst zu gewinnen. Aber da sie mit großem Scharfblicke begabt war, erreichte keiner von diesen Schmarotzern seinen Zweck.

An einem regnerischen Octobernachmittag, dem Tage nach dem Unfalle, der dem armen Penther so verhängnißvoll geworden war, saß Baronin Falkner allein in ihrem großen Salon, welcher von in drei Kaminen brennenden Feuern erwärmt und durch eine große Anzahl von Fenstern erhellt war.

Die Herrin des Hauses, klein und verwittert, mit einem runzeligen, von schwarzen, funkelnden Augen erhellten Gesicht, das von grauen Haaren umrahmt war, trug ein langschleppendes, schwarzes Sammetkleid, das sehr reich mit echten Spitzen geputzt war. Sie war eine gnomenhafte Erscheinung und schien eben jetzt erwartungsvoll und ungeduldig zu sein.

Sie drückte auf einen silbernen Knopf in der Mosaikplatte eines ihr zur Seite stehenden venetianischen Tischchens und sofort wußte man durch ein elektrisches Glockenzeichen in einem anderen Theile der Abtei, daß sie etwas wünsche.

Ein Diener erschien unverweilt vor ihr.

„Schicken Sie Fräulein von Lindau zu mir,“ sagte Baronin Falkner gebieterisch.

Der Mann verneigte sich und ging geräuschlos wieder fort. Etwas später ging die Thüre wieder auf, und ein junges Mädchen trat leise ein.

Sie war Baronin Falkners bezahlte Gesellschafterin, eine arme Waise. Sie war Clara von Lindau, das Hinderniß auf Fernwalds Weg, dessen Zerstörung er jetzt, nachdem er Penther zu Grunde gerichtet hatte, durchführen wollte. Sie war achtzehn Jahre alt, mit einem blumenhaft zarten, schönen Gesichte, goldblonden Haaren und rosigen Wangen — ein sanftes, anmuthiges Mädchen, dessen Charakter sich in seinem Gesichte aussprach.

„Ist es nicht schon Zeit für die Reisenden, anzukommen, Fräulein?" fragte die Baronin ungeduldig. „Ich schaue schon seit einer Stunde nach ihnen aus."

„Sie werden bald hier sein, Frau Baronin," sagte Fräulein von Lindau, ihre Uhr herausziehend. „Der Zug sollte schon vor einer Stunde in der Station sein.

„Und wir sind nur eine Meile von der Station entfernt," brummte die Baronin. „Sie sollten schon längst hier sein. Ich fühle eine seltsame Sehnsucht, dieses Mädchen zu sehen, Fräulein. Wissen Sie, daß, obgleich sie sehr entfernt mit mir verwandt ist, sie doch das einzige Geschöpf auf Erden ist, das ich meine Verwandte nennen kann? Wenn sie so ist, wie ich es hoffe und erwarte, werde ich sie zu meiner Erbin machen."

„Ich hoffe, Sie werden sich in ihr nicht getäuscht haben, Frau Baronin," sagte Clara von Lindau. „Ich bin sicher, sie wird sich sanft und liebevoll erweisen und —"

„Ah pah!" unterbrach sie die Baronin. „Ich will nicht, daß ein sanftes, schmiegsames, taubenartiges Geschöpf die Abtei erbt. Ich will, daß sie schwarze Augen und schwarze Haare

habe, und Arnold Reinhard sagt, ihre Augen und Haare sind kohlschwarz und ihr Teint ist von matter Bernsteinfarbe. So weit wäre es gut. Sie muß Geist und Temperament haben, muß stolz und ungestüm, ja sogar fehlerhaft sein, keine Heilige mit himmelwärts gewandten Augen, ohne den Muth, sich zu vertheidigen. Sie muß einen Herrschergeist haben, sonst ist mein Reichthum nicht für sie. Und wenn sie mir schmeichelt und demüthig ist, schicke ich sie in zwei Wochen wieder fort. Ich möchte diese Dita von Solm gern zu meiner Erbin machen. Arnold ist reich genug ohne meinen Besitzungen. Ich glaube zuweilen, Fräulein Clara, daß ich jetzt nicht mehr lange leben werde. Ich bin achtzig Jahre alt, und meine Lebenskraft scheint fast erschöpft zu sein."

Clara von Lindau schaute sie bestürzt an, und als Baronin Falkner das bemerkte, beeilte sie sich zu sagen:

„Sie werden in meinem Testamente nicht vergessen sein, Clara. Sie sind jetzt ein Jahr bei mir und haben alle meine Wünsche immer erfüllt und mit meinen Launen Geduld gehabt. Ich werde Sie versorgen. Apropos, Baron Max von Treuenwerth, mein Gutsnachbar, ist Ihr Cousin. Ich glaube, er würde Ihnen in seinem Schlosse ein Heim anbieten, wenn Sie einmal eines solchen und des Schutzes bedürften."

„Ich habe keine Ansprüche an Baron Max von Treuenwerth," sagte Clara erröthend. Meine Mutter ist mit ihrem Musiklehrer durchgegangen und wurde von ihren Eltern und Geschwistern verstoßen, weil sie ihn geheirathet hat. Ich glaube, Baron Max weiß nicht einmal etwas von meiner Existenz."

„Dann sollen Sie bei Dita eine Heimat finden; sie wird eine Gesellschafterin brauchen," sagte die Baronin. „Ich hoffe,

sie wird mir gefallen. — Horch! Ist das nicht der Wagen? Endlich sind sie da!"

Clara von Lindau war ebenso aufgeregt wie die alte Frau. Sie eilte an's Fenster und sah den großen Familienwagen vorfahren.

„Sie sind gekommen!" rief sie aus. „Sie sind da!"

„Sagen Sie, Bittner soll gleich zu mir hereinkommen," befahl Baronin Falkner. „Ich habe ihr ehrliches Gesicht vermißt. Vor Allem soll Fräulein Dita auf ihr Zimmer geführt werden. Ich will meine Dienerin zuerst sehen."

Clara von Lindau ging hinaus und ertheilte die nöthigen Aufträge.

Der Wagen fuhr ein, und Arnold Reinhard half Dita aussteigen.

Baronin Falkners Kammerfrau, Ditas Duenna während der Reise, stieg allein aus.

Reinhard führte Dita in eine große Halle, deren Fußboden mit Marmorplatten gepflastert war, und an deren Wänden prächtige Fresken angebracht waren; und das Tirolermädchen war nicht im mindesten verblüfft von der Pracht des Hauses, das sie betreten hatte.

Sie wurde von der Haushälterin empfangen, welche bat, sie auf ihr Zimmer führen zu dürfen, und Dita überließ sich ihrer Führung. Ein Diener geleitete Reinhard auf sein Zimmer, denn die Baronin hielt strenge auf Etikette und ließ nicht sofort Jemanden bei sich vor. Frau Bittner, ihre Kammerfrau, begab sich, einem empfangenen Befehle gemäß, in den Salon.

Clara von Lindau hatte sich zurückgezogen, und Baronin Falkner war allein.

Frau Bittner näherte sich ihrer alten Herrin mit höflichem Knixe und freudiger Miene und küßte ihr ehrerbietig die Hand.

Die Dienerin war eine große, hagere Frau mit eingefallenen Wangen und ihrer Herrin mit großer Anhänglichkeit und Treue ergeben.

Sie würde ihr Leben für Baronin Falkner hingegeben haben, und sie war eifersüchtig auf die Neigung ihrer Herrin, stets um ihr Wohl besorgt und ängstlich, daß Einer von den Schmeichlern, die sich an sie herandrängten, sie betrügen könnte.

„Ich bin froh, Dich wieder zu sehen," sagte die Baronin mit aufrichtigem Vergnügen. „Ich habe Dich mehr vermißt, als ich es sagen kann. Du hast also Fräulein von Solm gebracht?"

„Ja, Frau Baronin. Sie ist in Begleitung einer Dame, der Schwester eines Pastors, zu mir nach München gekommen."

„Du hast ein vorzügliches Urtheil, Bittner," sagte Baronin Falkner; „Du weißt, mit welchen Gedanken und Absichten ich Dich nach meinem Pathenkind schickte. Wie ist sie?"

„Sie ist Ihnen sehr ähnlich im Charakter, Frau Baronin," antwortete die Dienerin.

„Sie ist stolz und dennoch sanft und gut, lebhaft, muthig, wahrhaft, liebevoll — ich kann nicht genug warme Worte zu ihrem Lobe finden. Sie wird Sonnenschein in die alte Abtei bringen und wird Ihnen eine Tochter sein, Frau Baronin."

Freudiges Roth bedeckte die fahlen, runzligen Wangen der alten Frau.

„Deine Beschreibung von ihr gefällt mir," sagte sie. „Wie verhält sie sich im Vergleiche zu Fräulein von Lindau?"

„Fräulein von Lindau ist wie ein zahmes Waldvöglein,"

sagte Bittner. „Fräulein von Solm ist ein ungezähmter, junger Adler."

„Gut, gut! Der Adler ist für mich!" rief die Baronin. „Wie scheint sie Reinhard zu betrachten?"

„Als einen Bruder. Es besteht durchaus keine andere Liebe zwischen ihnen, Frau Baronin."

„Hm, sie kann eine bessere Partie machen, obwohl Arnold ein edler Mensch und des besten Weibes würdig ist. Bittner, ich habe eine Idee, daß ich dieses Mädchen zu meiner Erbin machen und dann versuchen werde, eine Heirath zwischen ihr und Baron Max von Treuenwerth zu Stande zu bringen, wenn er je von seinen Wanderungen heimkehrt. Aber ich bin voreilig. Ich darf nicht vergessen, daß ich das Mädchen noch nicht gesehen habe. Geh' und hilf ihr beim Ankleiden, Bittner — und schicke sie mir dann."

Sie entließ die Dienerin und rief Fräulein von Lindau wieder.

Eine halbe Stunde später öffnete ein Diener die Thüre und meldete Herrn Reinhard.

Fast augenblicklich, nachdem Reinhard seine Pathin begrüßt hatte, wurde die Thüre wieder geöffnet, und der Diener meldete Fräulein von Solm.

Reinhard ging ihr entgegen, reichte ihr den Arm und führte sie zu Baronin Falkner.

Dita trug ein weißes Seidenkleid, welches Frau Bittner in München für sie gekauft hatte. Eine breite, goldfarbene Schärpe war um ihre Taille geknüpft und ein ebensolches Band war durch ihr glänzend schwarzes Haar gewunden. Ihre großen, dunkeln Augen leuchteten wie zwei Sterne. Ein sanftes Roth bedeckte ihre bleichen Wangen.

Stolz und dennoch lieblich, von seltener, bezaubernder Schönheit, mit der edlen, gedankenvollen Stirne, dem feinen, lieblichen Munde, der anmuthigen Haltung, dem halb hochmüthigen, halb bittenden Gesichtsausdruck erschien sie Baronin Falkner geradezu berückend schön, und ihr Herz wurde sofort von einer Zärtlichkeit für sie erfüllt, die sie selbst beinahe erschreckte.

„Sie ist so, wie ich mir immer ein Kind zu haben gewünscht habe," dachte die alte Dame mit einem Seufzer. „Ich möchte wissen, ob ich ihre Liebe gewinnen könnte."

Das sollte sich als keine schwere Aufgabe herausstellen. Die arme Dita hatte seit dem Tode ihres Vaters nur sehr wenig Liebe gekannt, außer jener verhängnißvollen Leidenschaft für Baron Max von Treuenwerth, die wie ein verheerender Sturm über ihr junges Leben hingebraust war.

Baron Max war im Geheimen einen Monat lang ihr Gatte gewesen, aber er hatte sie beschimpft und verstoßen, und sie fühlte, daß alle Liebe für ihn sich in Haß verwandelt hatte. Kummervollen Herzens, einsam und traurig war sie in einer Stimmung, die Liebe der Baronin Falkner willkommen zu heißen und sie tausendfach zu erwidern.

„Komm näher, liebes Kind," sagte die alte Frau, ihr die Hand reichend. „Dein Vater ist todt, und Du stehst allein auf der Welt, wie Arnold mir sagt. Ich schickte nach Dir, damit Du mir eine Gesellschafterin sein sollst, so wie es Clara von Lindau hier ist. Ich heiße Dich willkommen als meine Adoptivtochter, Dita. Glaubst Du, Du könntest mich lieben, wie eine Tochter eine Mutter lieben soll?"

Dita schaute in die hellen, blitzenden Augen der Baronin Falkner, in ihr pergamentartiges Gesicht, und sie sah unter

den Runzeln und Furchen, unter der scheinbaren Härte und Schroffheit eine einsame, alte Seele, die sich nach echter, treuer Liebe sehnte, nach der Sorgfalt und Zärtlichkeit einer Tochter, und ihr warmes Herz erbebte, als sie sagte:

„Ich liebe Sie bereits, theure Pathin. Ich will Ihnen eine gute Tochter sein, wenn Sie mich annehmen wollen.“

Sie reichte ihr den frischen, jungen Mund zum Kusse hin, und die alte Dame küßte und herzte sie mit unverhohlener Bewegtheit und Freude.

„Ihr hört?“ sagte sie sich umsehend und Ditas Hand erfassend. „Dita von Solm ist meine Adoptivtochter. Sie ist die einzige Blutsverwandte, die ich auf der ganzen Welt noch habe. Sie gehört von nun an mir an. Dita, liebes Kind, dies ist Clara von Lindau, meine Gesellschafterin. Ihr beiden jungen Geschöpfe werdet Euch bald mit einander befreunden. Arnold, ich fühle mich ganz verjüngt; die alte Abtei soll wieder die Festlichkeiten der Vergangenheit kennen lernen. Ich fühle, daß der alten Abtei und mir neue Lebenskraft zugeströmt ist.“

Dita und Clara drückten sich die Hände. Sie waren im ersten Augenblicke Freundinnen, wie es Baronin Falkner gesagt hatte. Und wie sie so dastanden, die Eine von dunkler, südlich bezaubernder und gefährlicher Schönheit, die Andere lieblich und sanft, die zarte Schönheit des Nordens, fiel auf Beider Gemüth plötzlich ein seltsamer, unerklärlicher Schatten, als ob eine warnende Stimme ihnen Beiden gesagt hätte, daß sie zugleich von einem unbekannten, geheimen Feinde bedroht würden — als ob ein ungesehener Feind schon an dem Netze webe, in dem er sie zerstören und vernichten wollte.

Siebentes Capitel.

Eine Enthüllung.

Ein neues Leben eröffnete sich für Dita von Solm in der alten Abtei — ein Leben, das zu ihrer früheren Existenz in grellem Widerspruch stand. Sie hatte die einfache Villa in den Tiroler Bergen mit einem der stattlichsten Wohnsitze in Deutschland vertauscht — einer alten Abtei, an die sich eine Geschichte und hundert romantische Legenden knüpften, wie der Epheu, der das verfallene Gemäuer umrankte.

Sie hatte die abgetragenen Kleider und durchgetretenen Schuhe für immer abgelegt. Die Noth und Sparsamkeit des alten Lebens, die ewigen Zänkereien und Nörgeleien ihrer Stiefmutter, die kleinlichen Widerwärtigkeiten und Mühen als Kammermädchen und Kinderwärterin, die unaufhörlichen Vorwürfe unter der Herrschaft von Frau von Solm hatte sie vertauscht mit einem großartigen, freien, luxuriösen Leben, in welchem sie Gelegenheit hatte, all' ihren Lieblingsträumen und Neigungen nachzuhängen.

Es wurde ihr eine Reihe von Zimmern eingeräumt, die mit fast überwältigender Pracht eingerichtet waren. In ihrem

Boudoir stand ein prachtvoller Flügel, die Decke war mit Fresken gemalt, die Wände mit blaßrother Seide tapezirt.

Ein dicker, weicher, rother Sammetteppich, in welchem weiße Blumen eingewirkt waren, bedeckte den Boden. Die reichen, aus Elfenbein geschnitzten Stühle waren gleichfalls mit rosa Seide tapezirt, und zahllose kostbare Kleinigkeiten vervollständigten die Ausschmückung des Zimmers.

Es wurde Dita auch eine Dienerin beigegeben, und das junge Mädchen, das bisher an so einfache Lebensverhältnisse gewöhnt gewesen, fand sich ohne die Spur einer Verblüfftheit oder Ungeschicklichkeit in ihr neues Leben, als wäre sie in demselben geboren worden.

In der zweiten Woche ihres Aufenthaltes in der alten Abtei erhielt Dita von Baronin Falkner ein prachtvolles Reitpferd; in der dritten Woche einen reizenden, eleganten Wagen mit zwei feurigen Ponies bespannt, und ein alter Kutscher wurde ihr ausschließlich zugetheilt, der Fräulein von Solm fahren mußte, so oft es ihr beliebte.

Wie wir andeuteten, war Baronin Falkner eine Frau von besonderen Eigenheiten. Die Mißgestalt ihres Körpers hatte ihr Gemüth verbittert und sie mit Haß und Verachtung gegen ihre Mitmenschen erfüllt. Sie beargwohnte Jeden, der sich ihr näherte, daß er Absichten auf ihren Reichthum habe. Sie war excentrisch und barsch, von heftiger Gemüthsart und einem Willen, der keinen Widerspruch duldete. Sie war eine strenge Herrin, wurde aber von ihrer treuen Kammerfrau dennoch verehrt und angebetet. Sie besaß einen starken Geist und seltenen Scharfblick, und ihre Zunge war des beißendsten, treffendsten Spottes fähig. Dennoch aber war unter ihrem verbitterten, verhärteten Wesen ein warmes, sehnsuchtsvolles Herz verborgen

— ein Herz, das nach einem Wesen verlangte, das es in seine innersten Tiefen einschließen konnte.

Es gab hinlängliche Entschuldigungen für alle ihre Fehler und Eigenheiten. Sie war mit dem zartfühlendsten weiblichen Gemüthe begabt gewesen und hätte eine liebende Gattin und zärtliche Mutter werden können, wenn sie nicht gleich im Beginne in ihren heiligsten Empfindungen so furchtbar getäuscht worden wäre. Bucklig, zwerghaft und verkrüppelt, hatte sie dennoch durch ihren großen Reichthum einen Gatten bekommen, der ein sehr schöner Mann gewesen war. Bald nach der Hochzeit jedoch zeigte ihr ihr Gatte ganz deutlich, daß er sie verabscheue und daß er sie nur wegen ihres Geldes geheirathet habe. Er war früh gestorben, und sie hatte ihn nicht betrauert. Ihre unglückliche Ehe war nicht durch Kinder gesegnet worden, und seit fünfzig Jahren war sie Witwe, ohne eine verwandte Seele bei sich zu haben, bis vor Kurzem ihr Pathensohn Arnold Reinhard bei ihr erschienen war. Jetzt, mit achtzig Jahren, hatte sie eine große Zuneigung für Dita von Solm gefaßt und schien entschlossen zu sein, sie zu ihrer Erbin zu machen.

Nähere Bekanntschaft verstärkte nur den günstigen Eindruck, den Dita auf die Baronin gemacht hatte. Das Mädchen wurde ihr erklärter Liebling; sie wollte sie kaum aus den Augen lassen. Clara von Lindau fand sich nach Ditas Ankunft fast vernachlässigt und vergessen von ihrer alten Gönnerin, aber sie fand reichlichen Ersatz in der warmen Freundschaft, die ihr die Neuangekommene entgegenbrachte. Dita hingegen, welche dankbar war für die Liebe und Sorgfalt, die man ihr weihte, hing mit aufrichtiger Liebe und Verehrung an ihrer Wohlthäterin. Frau Bittner wurde ihr sehr anhänglich und liebte sie beinahe ebenso wie ihre Herrin. Das Mädchen

hatte hellen Sonnenschein in die alte Abtei gebracht und im Verlaufe eines Monates war sie bei dem ganzen Haushalte als ‚die junge Herrin' bekannt.

Als Dita nach ihrer Trennung von ihrem Gatten von Stromberg fortgeeilt war, war ihr trotz ihrer Jugend zu Muthe, als ob das Leben für sie ganz zu Ende sei. Sie hatte Baron Max von Treuenwerth mit der ganzen Innigkeit und Gluth ihrer leidenschaftlichen Seele geliebt, aber er hatte sie auf's Tiefste beschimpft durch seine wilde, wahnsinnige Eifersucht, und sie fühlte, daß sie ihm nie verzeihen könne. Zu ihrer eigenen Ueberraschung kehrte jedoch in ihrer schönen, neuen Heimat etwas von ihrer alten Lebhaftigkeit und Sorglosigkeit zurück. Unwillkürlich und unbewußt fing sie oft zu singen an, und ihr Schritt wurde leicht und frei von jugendlicher Elasticität. Stolz und Aerger hielten sie gleichfalls aufrecht, und selbst Arnold Reinhard's brüderliche Augen, geschärft von der Erinnerung an jene Waldscene in Stromberg, konnten während der ersten Wochen ihres Aufenthaltes in der Abtei kein Zeichen von Sehnsucht oder geheimem Schmerz an ihr entdecken.

Und dennoch war Ditas Kissen so manche Nacht von Thränen naß, ging sie schluchzend und weinend um den Gatten, der sie so furchtbar gekränkt hatte, so manche Nacht in ihrem Zimmer auf und ab.

Sie hatte bald entdeckt, daß Schloß Treuenwerth, Baron Max' Ahnenschloß, nur eine halbe Meile von der alten Abtei entfernt war. Bei der ersten Gelegenheit fuhr sie an seinem Gute vorbei, und ihre sehnenden Augen erblickten von der Ferne ein hohes, stolzes, auf einer Anhöhe liegendes, von uralten Bäumen umgebenes Schloß.

Das war ihre rechtmäßige Heimat, dachte sie trotzig. Dort sollte sie als geehrte Herrin weilen, beschützt von ihrem Gatten; nicht in dem Hause einer Anderen, unter ihrem Mädchennamen, von dem verstoßen, der sie lieben sollte.

Drei oder vier Monate hindurch hatte ihr Leben anscheinend mehr Sonnenschein als Schatten. Sie war immer heiter, froh und sanft. Sie machte sich Baronin Falkner unentbehrlich; sie sang ihr, las ihr vor, plauderte mit ihr und erzählte ihr von Tirol und ihrem Leben in Stromberg. Sie machte lange Spazierritte, fuhr mit der Baronin oder Clara von Lindau aus, wanderte im Parke und in den Gärten herum, brachte viele Stunden am Clavier oder bei ihren Büchern zu, oder ruderte auf dem Teiche mit Arnold Reinhard, der sehr oft von Br—. kam und von den Dienstleuten in der Abtei als Ditas Freier betrachtet wurde.

Aber nach Ablauf von vier Monaten schien plötzlich ein seltsamer Schatten auf das Mädchen zu fallen. Ihr Lachen wurde nicht mehr gehört, sie wurde bleich und mager, und ihre schwarzen Augen waren von einem düstern, kummervollen Ausdrucke erfüllt. Sie zog sich von der Gesellschaft Clara von Lindau's zurück und wich den Liebkosungen Baronin Falkner's aus. Der alten Dame fiel diese Veränderung sehr bald auf, und eines Abends, als sie sich bereits in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, sprach sie mit ihrer vertrauten Dienerin darüber.

„Ich fürchte, meine kleine Dita sehnt sich nach ihrem Tirol,“ sagte die Baronin. „Was meinst Du, Bittner? Hat sie Heimweh? Möchte sie ihre Stiefmutter oder ihren kleinen Stiefbruder sehen?“

„Ich glaube nicht,“ sagte die hagere, alte Dienerin. „Ich glaube, Frau Baronin, daß sie in ihrer alten Heimat vielleicht einen Geliebten zurückgelassen hat. Sie hat einen tieferen Kummer, als Heimweh.“

„Einen Geliebten?“ sagte Baronin Falkner gedankenvoll. „Kann sie einen Geliebten haben, ohne daß sie mir etwas sagte? Vielleicht liebt sie dennoch Arnold? Er ist öfter hier als früher und folgt ihr wie ein Schoßhündchen. Ich glaube, er liebt sie. Wenn sie ihn liebt, soll sie ihn haben; ich will sie noch heute Abend auffordern, sich mir anzuvertrauen. Wir wollen sie glücklich machen, wenn wir können; nicht wahr, Bittner? Bringe mir meinen Stock.“

Die Dienerin brachte der alten Dame den Stock mit dem goldenen Knopf, und Baronin Falkner eilte mit humpelnden Schritten zu Dita's Zimmer. Sie klopfte laut an die Thüre; Sie öffnete und trat in's Boudoir ein.

Die Gasflammen brannten mild in den farbigen Kugeln, das Feuer flackerte hell im Kamin, das Clavier war offen, Bücher lagen umher, aber auf den ersten Blick war Dita nicht sichtbar. Die scharfen, schwarzen Augen der Baronin irrten suchend umher, und sie entdeckte das Mädchen am äußersten Fenster sitzend und so vertieft in Gedanken in die Nacht hinausschauend, daß sie den Eintritt ihrer Wohlthäterin gar nicht hörte. Baronin Falkner blieb auf den Stock gestützt stehen und betrachtete ihren jungen Schützling. Die Stellung des Mädchens war eine Eröffnung. Das Fenster war offen, und sie schaute hinaus, auf das Gesimse gestützt, in die dunkle Nacht, und aus ihrem Auge blickte eine namenlose Verzweiflung, die wie ein Schatten ihre wunderbare Schönheit trübte. Der feingeschnittene Mund war schmerzlich zusammengezogen,

die Hände waren gefaltet, und die Baronin sah, daß ein verzehrender Gram die Seele des jungen Mädchens ergriffen hatte.

„Das ist kein Heimweh," dachte die Achtzigjährige. „Das ist kein gewöhnliches Leid. Sie leidet, wie ich gelitten habe, als Eugen mir vor sechzig Jahren sagte, daß er mich nur meines Geldes wegen geheirathet habe und daß ich ein Närrin sei, zu glauben, daß er ein solches Scheusal, wie mich, lieben könne. Aber welchen Kummer kann dieses Kind haben?"

„Dita machte eine leichte Wendung, so daß ihr Profil sich deutlich vom Lichte abhob, und jetzt bemerkte Baronin Falkner mit bangem Schmerze, wie spitzig diese feinen Züge waren, und wie mager und verändert das Gesicht ihres jungen Schützlings war.

Die Thüre war geschlossen. Die alte Dame rief leise: „Dita!"

Das Mädchen wandte sich plötzlich um, und die Baronin sah einen Ausdruck starren Entsetzens in ihre Augen kommen, als sie sie erblickte.

„Habe ich Dich erschreckt, mein Schatz?" fragte die Wohlthäterin freundlich. „Ich kam auf eine vertrauliche Unterredung zu Dir. Komm her, mein Kind."

Die alte Frau sank in einen Lehnstuhl, und ihre kleine, bucklige Gestalt sah noch unscheinbarer aus als sonst. Ihr von tausend Runzeln und Furchen durchzogenes Gesicht leuchtete vor zärtlicher Liebe für das junge Wesen vor ihr. Häßlich, wie sie war, hatte sie doch etwas Hoheitsvolles an sich, das die Achtung jedes Menschen erzwang, der mit ihr in Berührung kam.

Dita war von hingebender Liebe und Verehrung für sie erfüllt und kam zitternd näher und setzte sich auf einen Schemel zu ihren Füßen.

„Was für ein Kummer drückt Dich, meine kleine Dita?“ fragte die Baronin, ihre welke Hand liebkosend auf die schwarzen Zöpfe des Mädchens legend.

„Bist Du meiner überdrüssig, mein Kind?“

„Oh nein, nein!“

„Ist Dir die Abtei zu einförmig?“

„Die Abtei ist ein Paradies für mich, theure Pathin!“ rief Dita, „und Sie sind die treueste, beste Freundin, die ich je hatte. Ich liebe Sie, oh ich liebe Sie, theuerste Pathin!“ Und sie ergriff beide Hände der alten Frau und küßte sie; „aber ich hätte nie hieher kommen sollen. Ich — ich muß fort von hier. Ich hätte nie kommen sollen. Oh, wenn ich es nur gewußt hätte!“

Sie rang verzweifelt die Hände.

„Was ist es denn, Kind?“ fragte Baronin Falkner ruhig, obwohl heimlich beängstigt. „War ich nicht gut gegen Dich? Habe ich Dich nicht glücklich gemacht?“

„O ja, ja, aber —“

Die Stimme des Mädchens wurde von Schluchzen erstickt.

„Was soll das also heißen? Du weißt, daß Du meine Adoptivtochter bist. Hast Du vielleicht Kummer über Deine Stellung hier? Ich habe damit gezögert, Dich öffentlich zu adoptiren und mein Testament zu machen, bis mein Advocat von Br—. kommen kann. Er war jetzt zwei Monate krank, aber ich erwarte ihn morgen in der Abtei und werde unverweilt die Verfügungen zu Deiner Versorgung treffen. Deine Stellung in meinem Hause und meinem Herzen soll offen an=

erkannt werden; ich war nachlässig in dieser Beziehung. Ich hatte nicht gedacht, daß Dir das Verdruß bereiten könnte — daß Jemand von unseren Gutsnachbarn Dich als eine Untergebene betrachten könnte —"

„Es ist nicht das!" rief Dita mit vor Schmerz bebender Stimme. „O, beste Pathin, ich verdiene Ihre Güte nicht. Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten. Wenn Sie die Wahrheit wissen, werden Sie mich als Ihrer Liebe unwürdig verstoßen. Ich habe ein Geheimniß —"

„Ein Geheimniß! was ist es? Laß vollständiges Vertrauen zwischen uns herrschen, Dita. Was ist das für ein Kummer?"

„Sie werden mich fortschicken — Sie werden mich hassen," sagte Dita in ersticktem Tone, „aber ich verdiene Ihren höchsten Zorn. Ich bin nicht, was ich scheine — ich bin nicht Dita von Solm. Ich bin verheirathet gewesen."

„Was ist das für ein närrischer Einfall! Du bist verheirathet gewesen?"

„Ja theure Pathin. Ich war einen Monat lang verheirathet und dann hat mich mein Gatte grausam verstoßen. Ich bin kein Mädchen mehr, sondern eine verstoßene Gattin."

„Dita, bist Du wahnsinnig?"

„Ich wollte fast, daß ich es wäre. Liebste Pathin, lassen Sie mich Ihnen die ganze Wahrheit sagen. Ich bin nicht so sehr zu tadeln, ausgenommen dafür, daß ich nicht unter meinen wahren Namen gekommen bin. Ich hätte Ihnen die ganze schmähliche Geschichte zuvor schreiben sollen, anstatt mit Frau Bittner sogleich zu kommen." Das Gesicht der alten Frau wurde strenge, und sie zog ihre Hand von Dita's Kopf zurück.

„Ja," sage mir Alles," sagte sie in kaltem, bitterem Ton. „Laß mich wissen, wie ich betrogen wurde. Wessen Frau bist

Du? Wo hast Du geheirathet? Erzähle mir von dem Schurken, der in einem Monat Deiner überdrüssig wurde."

Er ist ein Cavalier," stammelte Dita, vor dem strengen Blick der Baronin erbebend. „Er kam im Anfange des vorigen Sommers nach Stromberg. Er ist viel älter als ich — er muß dreißig Jahr alt sein. Ich hielt ihn für den edelsten Menschen der Welt. Er war so ernst, so hochsinnig, so sanft, und doch so feurigen, leidenschaftlichen Herzens wie ein Südländer. Meine Stiefmutter empfing ihn in unserem Hause und fühlte sich durch seine Besuche geehrt. Ich begegnete ihm oft auf meinen Spaziergängen. Wir lernten einander lieben, und zwei Monate nach unserer ersten Begegnung waren wir heimlich verlobt."

„Heimlich?"

„Ja, liebste Pathin. Er ist sehr stolz, und ich glaube, er konnte meine Stiefmutter nicht leiden. Sie war so laut und roh und zänkisch, und er wünschte keine Verbindung mit ihr."

„Dafür kann ich ihn nicht tadeln. Ich habe gehört, daß die zweite Frau von Solm eine böse Sieben ist," sagte Baronin Falkner finster, „und so gemein und roh, daß sie einem feinen Menschen widerwärtig sein muß."

„Eines Tages im August," fuhr Dita fort, „nahm mich meine Stiefmutter nach München mit, wo sie Einkäufe machte. Er folgte uns. Meine Stiefmutter ließ mich für einige Stunden allein im Gasthof zurück, während sie eine alte Freundin besuchte. Während ihrer Abwesenheit kam er zu mir und überredete mich, mit ihm in die protestantische Kirche zu gehen und mich trauen zu lassen. Er hatte alle Vorbereitungen für unsere augenblickliche Vereinigung bereits ge-

troffen. Ich war leicht überredet nnd begleitete ihn in die Kirche, wo wir getraut wurden."

„Es war also eine wirkliche Heirath?"

„Ja, der Geistliche traute uns vor Zeugen. Ich kam vor meiner Stiefmutter in den Gasthof zurück. Mit ihr fuhr ich dann nach Stromberg, aber ohne etwas von meiner Heirath zu sagen. Wir bewahrten unser Geheimniß sorgfältig."

„Dein Bräutigam war nicht Arnold?" fragte die Baronin plötzlich.

„O nein, nein. Arnold ist mir nur ein Bruder — ein lieber, guter Bruder. Wir bewahrten unser Geheimniß einen Monat, während welcher Zeit seine Eifersucht sich einige Male zeigte und mich gewaltig erschreckte. Nach Verlauf eines Monats theilte mir meine Stiefmutter ihre Absicht mit, zu ihren Verwandten zu gehen, und sagte mir, daß ich von nun an selbst für mich sorgen müsse. Ich ging aus, um meinen Gatten an unserem bestimmten Zusammenkunftsplatze zu finden, in der Absicht, ihn zu bitten, unsere Heirath öffentlich zu erklären. Auf dem Wege begegnete ich Arnold, welcher mir Ihr gütiges Anerbieten, mich hier zu empfangen, mittheilte. Arnold wollte am nächsten Morgen nach München gehen, um mit Frau Bittner zusammenzutreffen. Er sagte mir Lebewohl und küßte mich beim Scheiden, wie er es immer gethan hatte. Mein Gatte, welcher eben des Weges kam, sah zufälligerweise diesen unschuldigen Abschiedskuß. Er brach in eine furchtbare Wuth aus; er nannte mich eine Kokette und beschimpfte mich auf's grausamste. Ich schickte Arnold fort und bat meinen Gatten, unsere Heirath zu veröffentlichen. Er sagte, daß er mich nie als seine Gattin anerkennen wolle, daß er mich hasse und verabscheue. Er hielt mich für schlecht und schamlos. Er sagte,

daß die Lippen, welche Arnold geküßt hatten, von den seinigen nie wieder berührt werden sollten. Er verstieß mich gänzlich. Ich bat so lange, bis mein Stolz erwachte und ich mich nicht länger demüthigen lassen wollte. So trennten wir uns. Am nächsten Morgen reiste ich in Arnolds Begleitung und mit der Schwester des Pastors nach München, wo Frau Bittner mich empfing. Das Uebrige wissen Sie. Ich hätte Ihnen diese Geschichte früher erzählen sollen. Ich bin bereit, morgen zu gehen, beste Pathin, aber der härteste Schlag von Allem ist der Verlust Ihrer Liebe und Ihres Schutzes."

Baronin Falkners strenge Züge hatten sich längst besänftigt. Ihre Hand streichelte wieder den kleinen Kopf, der auf ihre Knie gesunken war.

„Du hättest mir das Alles gleich sagen sollen, als Du kamst," sagte sie sanft. „Wohin willst Du gehen, wenn ich Dich auch verstoße?"

Das verlassene, junge Wesen schaute so traurig und verzweifelt zu ihr empor, daß der alten Dame das Herz weich wurde.

„Ich weiß es nicht," sagte Dita. „Ich möchte lieber sterben, als zu ihm zurückkehren."

„Du sollst nicht bei ihm betteln müssen, mein Kind. Ich nehme Dich an mein Herz zurück," rief ihre Wohlthäterin aus. „Dein Geheimniß soll ganz unter uns bleiben. Du bist wie zuvor mein Kind, meine Adoptivtochter und Erbin. Jetzt nenne mir den Namen Deines Gatten. Wer ist er?"

„Er ist Baron Max von Treuenwerth."

„Baron Max von Treuenwerth, unser Nachbar, der Besitzer von Schloß Treuenwerth?" rief die Baronin erstaunt aus. Dita antwortete bejahend.

„Hm, das ist eine seltsame Wendung der Geschichte. Und Du bist Baronin von Treuenwerth, die rechtmäßige Besitzerin von Schloß Treuenwerth? Es scheint unglaublich."

Die alte Frau schwieg eine Weile, um sich von ihrem Erstaunen zu erholen. Dann fuhr sie wieder fort.

„Ich hörte unlängst, der Baron habe den Winter in Italien zugebracht. Er war von Kindheit auf wild und leidenschaftlich, aber der edelste Mensch, den ich je gesehen habe. Nachdem er Dich so beschimpft hat, möchte ich Dich lieber todt, als zu ihm zurückkehren sehen. Mein Pathenkind und meine Blutsverwandte soll nie wie ein schuldbeladenes, reumüthiges Geschöpf zu einem Treuenwerth bitten kommen. Er wird Dir nie verzeihen; er ist unermeßlich stolz, und ich bin es auch. Ich will Dir in einiger Zeit eine Scheidung verschaffen — doch muß ich erst mit meinem Advokaten sprechen. Inzwischen trachte, ihn zu vergessen, mein Kind. Ein Mann, der seine unschuldsvolle Gattin der Schlechtigkeit zeihen kann, ist ihrer Liebe unwerth. Du sollst wieder frei sein. Du hast eine mächtige Freundin in mir."

Dita erhob ihren Kopf nicht, trotz dieser ermuthigenden Worte.

„Blick auf, mein Liebling," sagte ihre Wohlthäterin. „Laß mich in Dein Gesicht sehen."

„Noch nicht!" flüsterte Dita. „O beste Pathin, ich habe Ihnen das Schlimmste noch nicht gesagt."

„Was kann es denn noch Schlimmeres geben, als was Du mir bereits gesagt hast?"

Dita zögerte, schaute auf, und als sie den scharfen Blick der Baronin Falkner begegnete, übergoß brennende Röthe ihr bleiches Gesicht von der Stirne bis zum Halse. Sie konnte

nicht sprechen, aber es waren keine Worte nothwendig. Die Baronin verstand das Geheimniß, das Dita nicht in Worte kleiden konnte — das Geheimniß, das die Enthüllungen dieser Nacht nothwendig gemacht hatte.

Es entstand ein langes Stillschweigen zwischen den Beiden. Dita verbarg ihr Gesicht in Baronin Falkners Sammetkleid. Endlich erschreckte sie die schrille Stimme der alten Frau.

„Dita, Baron Max von Treuenwerth würde sein halbes Vermögen hingeben, könnte er wissen, was bevorsteht, aber er soll es nicht wissen. Er hat eine Kluft zwischen Euch gerissen, die nie überbrückt werden soll. Eines Tages, wenn Du gesetzlich von ihm befreit sein wirst, soll ihm mein Advokat von diesem neuen Geheimnisse oder dessen Resultat berichten; bis dahin wollen wir verschwiegen sein. Du bist' mein, mein Liebling, und ich will für Dich sorgen und Dich beschützen."

Dita umhalste ihre Wohlthäterin und brach in einen Thränenstrom aus. Sie konnte ihrer großen Freude, Dankbarkeit und Erleichterung nur in abgebrochenen Worten Ausdruck geben.

Baronin Falkner war mehr als befriedigt, und die Beiden saßen bis spät in die Nacht in so vertraulicher Unterredung, daß von nun an nichts mehr im Stande sein konnte, ihre Liebe und ihr Vertrauen zu einander zu trüben.

Die Baronin begab sich endlich auf ihr Zimmer, wo sie eine weitere Unterredung mit Frau Bittner hatte.

Am nächsten Tage kam Baronin Falkners Advokat in die Abtei.

Die nöthigen Vorkehrungen wurden getroffen, und dann machte die Baronin ihr Testament, in welchem sie ihre viel-

geliebte Adoptivtochter Dita von Solm zur Universalerbin aller ihrer Reichthümer einsetzte.

Der Advokat blieb ein bis zwei Tage in der Abtei, ganz zufrieden damit, wie seine Clientin über ihr Vermögen verfügt hatte, und dann kehrte er nach Br. zurück.

Am letzten Tage setzte Baronin Falkner ihre Hausleute mit der Nachricht in Erstaunen, daß sie mit ihrer Adoptivtochter für mehrere Monate verreisen werde. Sie entließ Ditas Dienerin, verfügte, daß Clara von Lindau während ihrer Abwesenheit in der Abtei bleibe, und traf alle Anstalten für einen langen Aufenthalt in der Fremde.

Ein oder zwei Tage später reiste die alte Frau mit Dita und Frau Bittner von der alten Abtei ab.

Achtes Capitel.

Ein neuer Anschlag.

Nachdem er sich Heinrich von Penthers und seiner Ansprüche als Erbe Baron Max von Treuenwerths so wirksam entledigt hatte, schickte sich Carl von Fernwald an, seinen Entschluß weiter auszuführen und seine ganze Energie der Vernichtung Clara von Lindaus zuzuwenden, die jetzt das einzige noch übrige Hinderniß zwischen ihm und seinen Ansprüchen, den Baron zu beerben, war.

Vor Allem war es aber nothwendig, Clara von Lindau überhaupt zu finden.

Das war keine leichte Aufgabe. Er mußte seine Forschungen heimlich anstellen. Er konnte leicht die Spur jener Clara von Treuenwerth verfolgen, die mit ihrem Musikmeister durchgegangen war; er verfolgte diese Spur bis zur Geburt ihres jüngsten Kindes, Clara von Lindau. Aber dann hatten die Lindaus ein Wanderleben begonnen, welches sich nicht so leicht verfolgen ließ.

Sie hatten in verschiedenen Bezirken von Br. gewohnt; meist in den eleganten, denn Lindaus Schüler gehörten durch-

wegs der Aristrokratie an, und er hatte ein bedeutendes Einkommen. Aber er war kränklich geworden und mußte bald nach Claras Geburt seinen Beruf aufgeben und von seinen Ersparnissen leben; und er widmete sich gänzlich der Erziehung seines einzigen, ihm am Leben gebliebenen Kindes. Er hatte ein stetes Wanderleben geführt, welches er auch fortsetzte, als seine Frau gestorben war. Schließlich kehrte er wieder nach Br. zurück, wo er bald darauf starb.

Monate vergingen, ehe Fernwald das Alles erfahren hatte. Er hatte die Gewißheit erlangt, daß die Tochter bei dem Tode ihres Vaters sechzehn Jahre alt war. Seine Ersparnisse waren aufgezehrt, und sie war in Armuth zurückgeblieben. Zwei Jahre waren seit Lindaus Tod verstrichen, und Clara war nun achtzehn Jahre alt. Fernwald begann zu fürchten, daß er sie verheirathet oder verlobt finden werde.

„So glücklich werde ich nicht sein, zu erfahren, daß sie todt ist,“ sagte er an einem Februartage zu seinem Kammerdiener. „Wenn sie verheirathet ist, werde ich noch besondere Schwierigkeiten haben. Wenn sie noch nicht verlobt ist, kann ich sie selbst heirathen. In jedem Falle ist das Leben eines Mädchens nur eine schwache Schranke zwischen mir und dem Ziel meiner Wünsche. Penther ist beseitigt. Die Verletzung seines Rückgrates ist unheilbar; er ist fast immer an's Bett gefesselt und rückt dem Grabe mit jedem Tage näher. In sechs Monaten wird er todt und begraben sein. Wenn ich das Mädchen nur finden könnte!“

Gänner war soeben von der Straße gekommen. Er schüttelte den Schnee von seinem Oberrocke und lächelte, als er sagte:

„Ich habe während der letzten Woche selbst Erkundigungen eingezogen, und ich bin endlich auf eine Spur gekommen; ja

noch mehr — ich habe entdeckt, wo Fräulein von Lindau ist."

„Wirklich! Wo ist sie?"

Der Kammerdiener legte langsam seinen Oberrock ab.

„Ja, es ist, wie Sie sagen, gnädiger Herr," bemerkte er. Herr von Penther stirbt langsam dahin. Ich sah ihn gestern, als ich die Trauben in seine Wohnung brachte, die Sie ihm schickten. Er sieht aus, wie der Tod — sein Gesicht ist geisterhaft. Seine Frau pflegt ihn mit der Hingebung eines Engels und schien für Ihre kleine Aufmerksamkeit sehr dankbar zu sein. Sie halten Beide Sie für ihren besten Freund. Ich sah auch den Doctor: er sagt, die Tage des Künstlers seien gezählt, er wird den Sommer nicht erleben."

„Ja, aber das Mädchen — wo ist es?"

„Es ist mir heute Morgen eingefallen, mich in einer Musikalienhandlung, in welche ihr Vater zu kommen pflegte, nach ihr zu erkundigen, und dort fand ich eine Spur von ihr. Es scheint, daß sie nach dem Tode ihres Vaters Musikunterricht gab und Noten abschrieb und in der Wohnung ihres Vaters weiter wohnen blieb. Etwa vor einem Jahre nahm sie eine Stelle als Gesellschafterin bei einer alten Dame an, wo sie tausend Mark im Jahr bekommen sollte. Es geht ihr sehr gut, und sie ist noch bei dieser Dame. Sie ist nicht verheirathet, soll sehr hübsch sein, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie sich entschließen dürften, sie zu heirathen, weil das die leichteste Art ist, sich ihrer als Erbschafts-Nebenbuhlerin zu entledigen. Sie werden nicht errathen, wo sie lebt! Ihr jetziges Heim ist in der alten Abtei, bei einer buckeligen, alten Zwergin, die achtzig Jahre alt und kinderlos ist, und die Fräulein von Lindau wahrscheinlich zu ihrer Erbin machen wird. Und die

Besitzungen von der alten Abtei und Schloß Treuenwerth liegen in engster Nachbarschaft."

„So!" rief Fernwald aus. „Sie sind wirklich ein geschickter Mensch, Gänner, das Alles herauszufinden. Es ist ein Glück, daß Baron Max auf Reisen ist. Er würde das alte Familienunrecht gut machen wollen, Clara von Lindau aus ihrer Dienstbarkeit befreien, sie in's Schloß nehmen und ihr ein bedeutendes Vermögen zusichern. Wie ich höre, ist er jetzt in Italien, aber mit dem Beginne der wärmeren Jahreszeit wird er nach dem Norden gehen."

„Baron Max von Treuenwerth war vor vierzehn Tagen in Constantinopel," sagte der Kammerdiener ruhiger, „und wird den Sommer in Rußland zubringen. Ein Zeitungsbericht enthielt gestern die Einzelheiten über seine Reise. Er beabsichtigt, noch mehrere Jahre auf Reisen zu bleiben. Sie haben also ein reines Feld. Benutzen Sie Ihren Vortheil."

„Das will ich. Packen Sie sogleich meinen Koffer; ich reise noch heute in die alte Abtei. Ich will sofort die Verwandtschaft mit meiner hübschen Cousine erklären. Wir haben Monate verloren, um sie zu suchen; ich will jetzt weiter arbeiten."

„Wir dürfen nicht vergessen, daß wir vorsichtig sein müssen, Herr — vorsichtig wie die Schlangen," sagte der Kammerdiener. „Zuviel Eile ist ärger, als zu wenig; Sie wissen, daß wir um einen hohen Preis spielen."

Fernwald wußte das, und er war nicht der Mann, sich durch Unvorsichtigkeit selbst einen Schaden zuzufügen.

An demselben Nachmittage fuhren Herr und Diener in einem Lohnwagen nach dem Bahnhofe. Sie kamen eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges, den sie benützen wollten, und

hatten eben Zeit, die Ankunft eines Zuges und die aussteigenden Passagiere zu beobachten.

Unter diesen fiel Fernwald eine seltsame Gruppe auf. Es war dies eine Gruppe von drei Personen, die von dem Bahnhof-Perron zu einem Wagen gingen, und jede von den drei Personen war in ihrer Art merkwürdig.

Zuerst kam eine kleine, buckelige, ungemein häßliche, sehr alte Frau, mit einem langschleppenden, schwarzen Seidenkleide und einem Stock mit goldenem Knopf, eine Frau mit einem großen, gelben, runzeligen Gesicht und schwarzen, stechenden Augen, die unter ihrer großen Haube hervorfunkelten; eine Frau, die Jedem, der sie erblickte, unwillkürlich Furcht und Scheu einflößen mußte.

Das war Baronin Falkner.

Dicht hinter ihr kam ein zartes, anmuthiges Mädchen von auffallend eleganter Erscheinung, ganz grau gekleidet und mit einem Gesichte, dessen ernste Schönheit Fernwald mit plötzlicher Bewunderung für sie erfüllte. Ihr Blick fiel zufällig auf ihn, und als Fernwald in diese wunderbaren Augen blickte, durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Dieses Mädchen war Dita von Solm.

Die kleine Gesellschaft der alten Abtei war bereits auf der Reise nach ihrem neuen Aufenthaltsorte.

Die alte Dame, das junge Mädchen und die finstere, alte Kammerfrau stiegen in einen Wagen und fuhren fort, während Fernwald wie versteinert, mit bleichem Gesichte und wildpochendem Herzen stehen blieb.

Der Kammerdiener näherte sich ihm.

„Sind Sie krank, Herr?" fragte er.

„Haben Sie dieses Mädchen gesehen?" fragte Fernwald.

„Sie ist von edler Geburt, ich könnte es schwören. Ich habe nie zuvor ein Weib gesehen, das die Gewalt hatte, mein kaltes Blut so aufzuregen. Gänner, dieses Weib ist mein Schicksal.“

„Welches, gnädiger Herr? Die alte Hexe?“

„Das Mädchen. Ich schwöre, daß dieses Mädchen meine Gattin werden muß, was immer für Bande sie jetzt halten mögen! Hören Sie, ich schwöre es! Der Wagen ist fort, und es ist zu spät, ihn zu verfolgen; aber das macht nichts. Ich werde sie wieder sehen, Gänner — sie wird bestimmt meinen Lebensweg wieder durchkreuzen. Der Teufel ist immer bereit, mir zu helfen. Das Mädchen muß meine Gattin werden. Ich bin meinem Schicksal begegnet!“

Eine seltsame Aufregung beherrschte den sonst so kalten und leidenschaftslosen Schurken. Seine Augen funkelten, seine Wangen brannten. Er ging auf dem Perron hin und her, stellte Fragen an den Conducteur des eben angekommenen Zuges, war auffallend düster und gedankenvoll. Der Kammerdiener verstand ihn gar nicht.

„Als es Zeit zur Abfahrt war, setzte sich Fernwald in den Zug, blieb aber noch immer schweigsam. Er nahm ein Coupé für sich allein, und Gänner fuhr in der zweiten Klasse mit anderen Reisenden. Fernwald schlief nicht. Stunde um Stunde saß er hinbrütend und aus dem Fenster schauend da. Er sah aber nichts, als die Funken, die aus dem Rauchfang der Locomotive flogen, und die Gestalten seiner eigenen teuflischen Gedanken und Pläne.

In den ersten Morgenstunden kam Fernwald mit seinem Diener in der Bahnstation an, und sie begaben sich sogleich in einen Gasthof. Dort ließen sie sich zwei Zimmer geben.

„Ich glaube, ich werde mich schlafen legen,“ sagte Fernwald. „Gehen Sie zu Bette, Gänner, wir haben noch fünf Stunden bis zur Frühstückszeit. Bestellen Sie das Frühstück auf acht Uhr und für neun Uhr ein Reitpferd für mich.“

Er entließ seinen Diener, aber er legte sich nicht nieder. Gänner hörte ihn stundenlang auf- und abgehen.

„Etwas geht mit ihm vor,“ dachte der Kammerdiener. „Kann der Anblick dieser kleinen Schönheit am Bahnhofe ihn so aufgeregt haben? Er glaubt an Bestimmung — er glaubt, daß sie sein Schicksal ist. Ich bedaure sie, wer immer sie sein mag; denn er wird sie ausfindig machen, so gewiß, als er lebt! Ich bin entschlossen genug, aber Fernwald ist ein Dämon!“

Um acht Uhr wurde Fernwalds Frühstück servirt. Um neun Uhr wurde sein Pferd vorgeführt, und er machte sich allein auf den Weg nach der alten Abtei. Und während er so einsam ritt, preßte er seine schmalen Lippen mit wildem, unangenehmem Lächeln aufeinander und murmelte in fest entschlossenem Tone:

„Die Sache ist entschieden. Der Anblick dieses Mädchens auf dem Bahnhofe hat Clara von Lindaus Geschick besiegelt. Ich muß sie aus meinem Wege räumen — muß sie ganz und gar zerstören. Ich will nicht eher ruhen, als bis diese kleine, dunkle, fremdartige Schönheit mein ist — mein!“

Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte der Abtei entgegen.

Neuntes Capitel.

Eine Falle.

Es lag nicht in der Absicht Carl von Fernwalds, frei und offen als ein Besuch Fräulein von Lindaus nach der alten Abtei zu kommen.

Da sein Zweck ein schlechter und verruchter war, wollte er ihn nur auf Umwegen erreichen, ohne das besondere Interesse zu verrathen, das er für seine junge Verwandte hatte.

Er entwarf daher während seines Rittes nach der Abtei einen Feldzugsplan, der ihm praktisch und durchführbar zugleich erschien.

Die alte Abtei war eine Sehenswürdigkeit und die Reisenden, die in die Gegend kamen, unterließen es selten, die Abtei zu besuchen, die ob ihrer großen Schätze an Alterthümern und wegen ihrer seltsamen Bauart weit und breit bekannt war.

Fernwald stieg im Dorfwirthshause ab, ließ sein Pferd daselbst zurück und ging zu Fuß nach der Abtei. Er bog durch das Gitterthor von der Landstraße ab und schritt langsam die große uralte Lindenallee entlang, die zu dem neuen Theile der Besitzung führte. Vor dem Herrenhause angelangt, stieg er

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

die Freitreppe zum Haupteingang empor und klopfte laut an das Thor.

Ein livrirter Diener öffnete.

Fernwald sprach seinen Wunsch aus, den ruinenhaften Theil der Abtei besichtigen zu dürfen, und unterstützte seine Forderung mit einem Geldstücke.

„Die Haushälterin kennt alle alten Sagen und zeigt auch die Ruinen", sagte der Diener. „Bemühen Sie sich gefälligst durch die kleine Allee hier zur eisernen Pforte am Ende, mein Herr, und ziehen Sie an der Besuchsglocke, die Sie dort finden werden. Ich werde die Haushälterin davon verständigen, daß sie Sie empfangen soll."

Fernwald befolgte diese Weisungen und bog in eine schmale dunkle Allee ein, die zur Ruine führte. Am anderen Ende der Abtei, weit entfernt von dem bewohnten Theile des Gebäudes, im tiefen Schatten der uralten Bäume, die hier bis zu der wie mit einem grünen Mantel bekleideten, epheuumrankten Mauer standen, entdeckte Fernwald eine kleine eingesunkene Eisenthür und daneben einen Glockenzug. Er zog mehrere Male an demselben. Endlich knarrte ein Schlüssel im Schlosse, und die Thüre drehte sich in ihren Angeln. Ein grauköpfiger alter Mann, einer von Baronin Falkners vertrauten Dienern, erschien auf der Schwelle.

„Ich möchte gerne die Ruinen besichtigen," sagte Fernwald höflich. „Ich glaubte, daß sie für die Besucher immer geöffnet wären — daß man sie gar nicht versperrt hielte. Kann ich sie sehen?"

„Ja, Herr, treten Sie ein," war die ehrerbietige Antwort. „Besuche sind immer willkommen, Herr, aber da die Ruinen mit einem Flügel des bewohnten Theiles der Abtei in Ver-

bindung stehen, konnten sie — wie Sie selbst einsehen werden — nicht unversperrt bleiben. Es hätte allerlei verdächtiges Gesindel sich hier einen Schlupfwinkel angelegt. Treten Sie ein, mein Herr. Die Haushälterin wird gleich kommen."

Fernwald trat in einen schmalen Gang, dessen Wände und Boden von Stein waren, und von dort in ein kleines Zimmer, das in den alten Mönchszeiten gewiß ein Sprechzimmer gewesen war. Die Möbel waren aus Tannenholz, und die Besucher der Ruinen hatten allenthalben Zeichen und Buchstaben hineingeschnitten. In einer Ecke war eine Nische, welche das in Stein gehauene Bildniß eines Heiligen enthielt.

Das Licht kam durch ein kleines epheuumranktes Fenster herein, das hoch oben in der Mauer angebracht war. Die Luft war feucht und kalt, und Fernwald zitterte, als er sich auf einen der hohen Stühle setzte.

Der grauköpfige alte Diener trat in die Halle hinaus. Fernwald schaute sich neugierig um und hatte eben die Wahrnehmung gemacht, daß die Decke des Zimmers noch trefflich erhalten war, als er in der Entfernung eine Thüre schließen, dann Schritte hörte, und gleich darauf trat die Haushälterin der alten Abtei bei ihm ein.

Sie war eine ältliche Frau mit etwas verschlossener Miene und einem würdevollen Wesen, das ihr sehr wohl anstand. Sie war Baronin Falkner sehr ergeben, lebte ganz den Interessen des Hauses, dem sie diente, und genoß auch das unbegrenzte Vertrauen ihrer Herrin. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid und eine Spitzenhaube und zu beiden Seiten ihres Gesichtes kleine, dünne Locken.

Fernwald stand auf und machte sie mit seinem Wunsche bekannt.

Die Haushälterin trug an einer von ihrem Gürtel herabhängenden Kette einen Bund großer, massiver Schlüssel. Sie forderte Fernwald auf, ihr zu folgen, und schickte sich an, ihm die verschiedenen Zimmer der Abtei zu zeigen.

Da war das große Refectorium mit Wänden und Fußboden aus Stein, es stand noch der einfache Eichentisch daselbst, an welchem die Mönche gespeist hatten, und rundum standen die kahlen, harten Holzbänke, auf welchen die Mönche gesessen waren. Dann folgte die seltsame alte Kapelle mit der spitzig gewölbten Decke, dem Hochaltar, dem uralten Taufbecken, den Nischen mit den Heiligenstatuen.

Dann kam ein langes Sprechzimmer, und dann rief die Haushälterin den alten Diener herbei, damit er Fernwald in die unterirdischen Gewölbe führe, von denen mehrere sehr interessant waren.

Sie stand in dem Gange, als er wieder zur Oberwelt empor kam.

„Es ist doch ein finsterer, unheimlicher Ort," sagte Fernwald, neben ihr stehen bleibend. „Die Geschichten, die Sie mir von dem kopflosen Mönche und dem weißen Abte erzählt haben, flößen einem in diesen Gefängnißzellen unwillkürlich Schaudern ein. Ich möchte gerade kein Mönch in solch einer alten Abtei sein, und doch haben die alten Mönche hier ohne Zweifel wie Könige gelebt."

Zur Zeit als die alte Abtei in ihrem Glanze war, haben die Könige fast nicht besser gelebt, als heute die Bauern leben," sagte Frau Walter; „und die Mönche schwelgten hier bei Wein und Braten. Sie haben doch die große Küche mit dem ungeheuren Herde, den Weinkeller und die Speise- und Vorrathskammern gesehen?"

Fernwald bejahte und fügte mit emporgewandtem Blicke hinzu:

„Diese Zimmer sind noch gar nicht baufällig. Sind die oberen Zimmer in ebenso gutem Zustande?"

„Ja," sagte Frau Walter. „Das Dach ist noch ganz fest, und die oberen Zimmer sind fast bewohnbar. Die Abtei ging aus den Händen der Mönche in den Besitz einer alten, beim damaligen Könige sehr in Gunst stehenden Familie Namens Thalheim über und gehört ihr noch heute. Baronin Falkner ist die Letzte ihres Namens; sie war ein Fräulein von Thalheim. Fast ein Jahrhundert lang, nachdem die Abtei in den Besitz der Familie übergegangen war, bewohnten die Thalheims diesen Theil und den seither modernisirten des alten Klosters. Die oberen Zimmer sind sehr alterthümlich und interessant. Aber trotzdem die Familie auch diese Zimmer so lange bewohnt hat, heißt es doch im Volksmunde allgemein, daß es darin spuke, und von unseren Dienstleuten würde um die Welt Niemand nach Einbruch der Dunkelheit hiehergehen. Und in die oberen Zimmer möchten sie sich nicht einmal bei Tage wagen, denn sie bilden sich ein, daß der kopflose Mönch hier umherwandle. Sogar die meisten Besucher weigern sich, hinaufzugehen, so daß wir von unserer früheren Gewohnheit, sie zu zeigen, ganz abgekommen sind. Aber wenn Sie sie sehen wollen —"

„Ich möchte," sagte Fernwald. „Man kann kaum glauben, daß es noch so viel Aberglauben giebt, daß selbst die Dienstleute hier die Zimmer von Gespenstern bewohnt wähnen. Ich möchte gerade die Zelle des kopflosen Mönches sehen."

Frau Walter führt Fernwald über eine breite Steintreppe hinauf, deren Stufen schon stark ausgetreten waren.

Die oberen Zimmer waren groß und hoch, mit riesigen Oefen, großen Fenstern, die ganz von Epheugewinde bedeckt waren, hartem, vom Alter geschwärztem Holzboden, und es herrschte jene schauerliche Oede darin, die Fernwald schon unten bemerkt hatte. Er trat an eins der Fenster und wischte den Staub und das Spinnengewebe weg und guckte durch die Epheumassen hinaus; aber die alten Bäume des Parkes waren hier so hoch und dicht und standen überdies so nahe an der Wand, daß jeder weitere Ausblick unmöglich war.

Sie gingen rasch wieder hinab. Fernwald dankte seiner Führerin und gab ihr ein Geldstück; dann steuerte er vorsichtig auf den eigentlichen Zweck seines Besuches los.

„Ich höre," bemerkte er, „daß diese großartige, uralte Besitzung einer sehr alten Dame, einer Baronin Falkner, gehört, die ein Nachkomme der Thalheims ist. Hat sie Kinder, welche sie beerben werden?"

„Sie hat weder Kinder noch Enkel, mein Herr, aber sie hat kürzlich eine junge Verwandte von sich adoptirt, ein Fräulein von Solm, die in Tirol erzogen wurde und die Baronin Falkners anerkannte Erbin ist."

„Ich möchte Baronin Falkner gerne meine Hochachtung ausdrücken," sagte Fernwald. „Ich bin ein Cousin von Baron Max von Treuenwerth von Schloß Treuenwerth, und mein Name ist Fernwald. Hier ist meine Karte, und ich bitte Sie, sie Ihrer Herrin zu bringen.

„Baronin Falkner ist nicht zu Hause," sagte die Haushälterin. „Sie ist vor zwei Tagen mit Fräulein von Solm auf Reisen gegangen. Sie müssen schon gestern nach Br. gekommen sein."

Fernwald erschrak. Er erinnerte sich, daß Baronin Falkner ihm als bucklig und zwerghaft beschrieben worden war, und seine Gedanken verfielen sogleich auf die alte Dame und das junge Mädchen, die er am vergangenen Tage in Br. am Bahnhofe gesehen, und deren Erscheinung einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

„Ist Baronin Falkner sehr klein, wie ein zehnjähriges Kind?" fragte er hastig. „Hat sie ein gelbes, runzliges Gesicht, und ist sie bucklig? Sind ihre Augen sehr schwarz und stechend, und geht sie mit einem Stocke, der einen goldenen Knopf hat?"

Die Haushälterin bejahte.

„Und ist ihre Adoptivtochter ein junges, zartes, wunderschönes Mädchen von besonders vornehmer Haltung? Hat sie bernsteinfarbigen Teint, schwarze Haare und Augen?"

„Sie müssen sie gesehen haben," sagte Frau Walter. „Sie haben Baronin Falkner und Fräulein von Solm ganz genau beschrieben."

„Ich sah sie in Br. am Bahnhofe, und sie fielen mir auf, wegen der Häßlichkeit der alten Frau und der Schönheit des jungen Mädchens. Und das waren also Baronin Falkner und ihre Adoptivtochter?" sagte Fernwald, geschickt das Interesse verbergend, das er an den beiden Damen nahm.

„Ist sonst keine Dame in der alten Abtei?"

„Keine andere, außer Fräulein von Lindau," sagte die Haushälterin. „Sie ist die bezahlte Gesellschafterin der Baronin, aber eine wahrhaft vollendete Dame im besten Sinne des Wortes. Fräulein von Lindau ist auch eine Cousine Baron Max von Treuenwerths. Ist sie nicht vielleicht auch eine Verwandte von Ihnen?"

„Gewiß ist sie es," sagte Fernwald. „Ich habe sie nie gesehen, aber ich habe immer von ihrer Existenz gewußt. Bitte, bringen Sie ihr meine Karte; ich möchte sie sehr gerne sehen."

Frau Walter nahm die Karte und führte Fernwald durch einen dunkeln, schmalen Gang in den modernisirten Theil der Abtei, in ein Empfangszimmer. Sie rief einen Diener und schickte ihn sammt der Karte und einem Auftrage zu Fräulein von Lindau.

Der Diener kehrte bald zurück und sagte, daß Fräulein von Lindau gleich kommen werde, um ihren Verwandten zu empfangen.

Die Haushälterin begab sich in ein anstoßendes Zimmer.

Etwas später schallten leichte Tritte auf den Marmorplatten der Halle; die Thür ging auf, und Clara von Lindau trat ein.

Sie war in violetten Cachemir gekleidet und sah so frisch und zart aus, wie eine eben erblühte Lilie. Dita in ihrer leuchtenden, strahlenden Schönheit konnte mit der dunkeln, süß duftenden Rose verglichen werden; aber Clara von Lindau mit ihrem goldblonden Haar und blauen Augen war wie die Lilie des Nordens anzusehen.

Sie trat voll Anmuth näher, und Fernwald stand auf und ging ihr einige Schritte entgegen.

Er stellte sich in leichter, gefälliger und gebildeter Weise als ihr naher Verwandter vor.

Sie erröthete und reichte ihm die Hand mit den Worten:

„Ich habe schon lange von Ihrer Existenz und meiner Verwandtschaft mit Ihnen gewußt, Herr von Fernwald, und ich freue mich, Sie zu sehen. Sie sind der Erste aus der Familie der Treuenwerth, dem ich begegne; der erste Ver-

wandte meiner Mutter, der ein Wort an die Tochter Georg von Lindaus, des Musiklehrers, richtet."

Es blitzte etwas wie Entrüstung aus ihren blauen Augen, und ihre Wangen rötheten sich.

Fernwald lächelte, als er erwiderte:

„Der Fehler entstand mehr aus Unwissenheit, als aus Absicht. Ich bin überzeugt, daß Niemand von den Treuenwerths Ihren Aufenthalt kennt. Die ältere Generation, zu welcher Ihre und meine Mutter gehörten, ist todt. Die jetzige Generation wird von unserem beiderseitigen Cousin Max von Treuenwerth repräsentirt; aber er ist auf Reisen und weiß natürlich nichts von seinen Verwandten in der Heimat. Sie und ich, Fräulein von Lindau, sind unbedeutende Familienmitglieder — die armen Verwandten des reichen Barons."

„Ich bin arm," sagte Clara, „aber Sie —"

Sie hielt inne und blickte auf seine höchst elegante, gewählte Toilette und die Brillantknöpfe, die an seiner Hemdbrust funkelten.

„Sie meinen, daß ich nicht arm aussehe," sagte Fernwald leichthin. „Meine Armuth ist natürlich nur relativ. Neben Baron Max von Treuenwerth bin ich arm."

Er hatte auf einem Stuhle Platz genommen.

Clara setzte sich in einiger Entfernung, von großem Interesse für ihren bisher fremden Verwandten erfüllt, dessen schwarze, glänzende Augen und weiße, schimmernde Zähne sie anzuziehen schienen.

„Sie wissen vielleicht, daß ich nur Baronin Falkners bezahlte Gesellschafterin bin," sagte Clara nach einer kurzen Pause und den durchdringenden Blicken ihres Cousins etwas ausweichend. „Ich bin seit einem Jahre hier, nur eine Meile

von dem Elternhause meiner Mutter entfernt — von der Heimat, in der sie geboren wurde, ihre Kindheit und Mädchenjahre verlebt hat und aus welcher sie floh, um ihren Musiklehrer zu heirathen. Ich komme auf meinen Spazierfahrten oft an dem Parkthore vorbei, und mein Herz schlägt dem alten Schlosse warm entgegen, welches die Wiege unseres Geschlechtes war."

„Sie sind überschwänglich. Haben Sie das Schloß je besucht?"

„Niemals," sagte Fräulein von Lindau erröthend. „Meine Mutter hat sich wie ein schuldbeladenes Geschöpf aus ihrem Elternhause geschlichen, und mein Großvater hat ihr seinen schwersten Fluch nachgeschleudert. Ich kann die Schwelle von Schloß Treuenwerth nicht anders überschreiten, als in der Eigenschaft eines geehrten, geladenen Gastes."

„Baron Max ist edel und großmüthig. Wenn er von Ihrer Stellung hier nur etwas wüßte, er würde nicht eher ruhen, als bis Sie in dem Schlosse, als Ihrer rechtmäßigen Heimat, Ihren Aufenthalt genommen hätten. Es würde ihn sehr verdrießen zu erfahren, daß seine Cousine für's Brot arbeitet."

„Ich würde seine Güte nicht annehmen," sagte Clara stolz. „Ich ziehe es vor, mir Geld zu verdienen. Ich bin arm gewesen, Herr von Fernwald, so arm, daß ich Abends, wenn ich zu Bette ging, oft nicht wußte, woher ich am nächsten Tage ein Frühstück nehmen würde; aber ich war nie so arm, etwas anzunehmen, was ich nicht verdient hatte. Ich habe Noten abgeschrieben, Musikunterricht gegeben, und als ich hier die Stelle bekam, glaubte ich den Himmel auf Erden zu haben. Ich bin auch sehr glücklich hier, und solange Baronin Falkner mich hier behält, bleibe ich gewiß."

„Ich sehe, Sie haben Muth; das gefällt mir," sagte Fernwald. „Ich gehöre nicht zu denen, die einem Leben der Abhängigkeit das Wort reden, aber dennoch glaube ich, daß Sie im Schlosse glücklicher wären, als hier. Dort ist Ihr eigentlicher Platz, und ich wollte, Sie nähmen ihn ein. Die Haushälterin sagt mir, daß Baronin Falkner auf Reisen gegangen ist. Wird sie lange ausbleiben?"

„Sie wußte es nicht bestimmt. Mehrere Monate jedenfalls."

„Ein sonderbares Unternehmen von einer Frau in ihrem Alter. Ich glaubte, sie hänge nur an ihrem Hause, und meine, sie sollte kein Verlangen haben, von einem Gasthof in den andern wandern. Ich sah sie zufällig gestern Abend in Br. am Bahnhofe. Welch' wunderbar schönes Mädchen ist Fräulein von Solm!"

„Und ebenso gut, wie sie schön ist," sagte Fräulein von Lindau.

„Ich glaubte, daß Frauen einander nie loben," sagte Fernwald. „Sie muß Ihre Freundin sein, Cousine!"

„Sie ist meine beste Freundin. Sie ist ein edles Geschöpf, stolz und leidenschaftlich, großmüthig und sanft — ein Wesen, wie es nur einmal unter Tausenden gefunden wird, so zartfühlend, so hochsinnig, so durch und durch adelig. Ich kann ihr Lob nicht warm genug aussprechen," sagte Fräulein von Lindau.

Fernwalds dunkles Gesicht erglühte plötzlich.

„Ich verstehe, was Sie für ein Geschöpf beschreiben," sagte er. „Ein Wesen, halb Blume, halb Feuergeist. Sie muß bezaubernd sein. Vielleicht werde ich diesen Schatz eines Tages sehen; ich bleibe einige Wochen in der Nachbarschaft

Ich habe mir in einem Gasthofe, unweit von hier, „zum rothen Fuchs" genannt, ein Zimmer genommen."

„Ich kenne das Gasthaus."

„Ich will die Ruinen der Abtei, den schwarzen Brunnen und einige Punkte der Treuenwerth-Güter zeichnen. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich ein Stück von einem Künstler bin, und ich glaube, daß ich hier in der Heimat meiner Mutter Anregung zu Leistungen finden werde, die mich zum Erfolge führen."

„Ich hoffe es!" rief Clara aus. „Ich habe eine Leidenschaft für die Kunst, Herr von Fernwald. Ich wollte, ich hätte das Genie eines großen Malers. Es ist hier in der Nähe ein Punkt, den ich mir schon oft malen wollte. Kennen Sie die „weißen Wasser"? Ein Teich auf dem Gute ist hier unter diesem Namen bekannt. Er ist sehr tief, und das Wasser ist krystallklar. Man sagt, daß viele Leute hier schon ertrunken sind. Die Mönche haben Fische gezogen darin, und selbst jetzt noch ist der Teich wegen seines Fischreichthums allgemein bekannt. Im Mittelpunkt des Teiches ist eine kleine Insel, und auf derselben steht ein alter, verwitterter, fast ganz mit Epheu bewachsener Thurm. Er heißt der Aussichtsthurm und ist von den alten Mönchen erbaut worden. Ich kenne keinen schöneren Punkt, als den alten, runden Thurm."

„Das gäbe ein prächtiges Bild! Ich muß eine Skizze davon machen. Möchten Sie mir nicht den Weg zeigen, Cousine, wenn ich Sie morgen Vormittag abhole?" fragte Fernwald. „Die Haushälterin könnte uns begleiten. Es ist wohl ein Boot da, welches wir benützen könnten? Wollen Sie gehen?"

Fräulein von Lindau zögerte. Das Leben in der Abtei wurde ihr während Baronin Falkners Abwesenheit sehr einförmig. Sie vermißte Ditas heitere, frohe Gegenwart jeden Augenblick. Sie dachte, es könnte nichts Böses dabei sein, wenn sie ihren Cousin auf einem kleinen Streifzuge durch die Gegend begleite; er war doch fein gebildet und sehr anziehend. Das Gefühl der Verwandtschaft war in dem alleinstehenden Mädchen sehr rege; sie fühlte Neigung für diesen Cousin, der sie aufgesucht und sich als ihren Verwandten zu erkennen gegeben hatte.

„Ich möchte gerne gehen," sagte sie nach einigem Besinnen; „wenn Frau Walter mitgeht, will ich Sie begleiten."

Man rief die Haushälterin und setzte ihr die Sache auseinander. Ihre Ansichten stimmten mit denen Claras überein.

„Ein Cousin," sagte Frau Walter, „ist fast so gut wie ein Bruder. Ich sehe es immer gerne, wenn Verwandte einander lieb haben. Ein altes Sprichwort sagt: „Blut ist dicker, als Wasser", und ich freue mich, daß Fräulein von Lindau wenigstens von einem ihrer Verwandten anerkannt und freundlich behandelt wird. Wir wollen also zu jeder Zeit, wo es Ihnen gefällig ist, den Inselthurm mit Ihnen besuchen, Herr von Fernwald."

„Gehen wir also morgen Vormittag um zehn Uhr," sagte Fernwald. „Ich will Sie um diese Zeit abholen."

„Es ist ein Boot im Boothause, und ich will mir von dem Verwalter den Schlüssel geben lassen," sagte Frau Walter; „Sie werden uns bereit finden."

Fernwald stand auf, um sich zu entfernen. Clara von Lindau begleitete ihn auf sein Bitten ein Stück durch die Allee.

„Wir haben schnell das Eis gebrochen und sind bereits gut bekannt miteinander," sagte Fernwald, als sie unter dem Schatten der Bäume entlang gingen. „Es war eine seltsame Fügung, die mich heute Morgen nach der alten Abtei brachte; ich werde diese düsteren alten Ruinen segnen, so lange ich lebe. Sie stehen allein in der Welt — ich auch. Wir entstammen demselben Blute; unsere Mütter waren Schwestern. Wir können einander nie wieder fremd werden. Lassen Sie uns mehr als Cousin und Cousine sein; seien wir Freunde! Wollen Sie, Cousine?"

Clara schaute empor in seine Augen, welche ihrem Blick offen begegneten. Sie las in ihrem Glanze nur Ehrlichkeit und Freundlichkeit und reichte ihm ruhig die Hand mit den Worten:

„Ja, ich will. Von nun an wollen wir Freunde sein, Herr von Fernwald."

„Vetter Carl. Sie sollen mich nicht auf diesem förmlichen Fuß halten, Cousine Clara!"

„Also Vetter Carl!" sagte Clara mit einem vergnügten Gesichtsausdruck. „Und jetzt muß ich in's Haus zurückkehren. Auf Wiedersehn!"

Sie nahm freundlich von ihm Abschied und lenkte ihre Schritte nach der alten Abtei zurück.

Carl von Fernwald ging langsam weiter; seine Augen funkelten, und ein dämonisch triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das war ein gelungenes Tagewerk," murmelte er. „Das Mädchen ist mir ganz arglos in die Falle gegangen. Ich muß nach der Station reiten und noch heute Abend in den Gasthof „zum rothen Fuchs" zurückkehren und Gänner und

mein Gepäck mitbringen. Das Mädchen ist hübsch. Wenn ich Fräulein von Solm nicht gesehen hätte, ich hätte Clara von Lindau geheirathet. Nachdem ich Fräulein von Solm gesehen habe, ist eine Heirath mit meiner Cousine unmöglich, und ich kann nichts Anderes thun, als Clara auf irgend eine wirksame Art beseitigen. Welch' seltsames Geschick hat mein Glück mit dem Fräulein von Solm verkettet? Ich sah sie gestern, verliebte mich augenblicklich in sie, und heut komme ich ganz unbewußt auf ihren Wohnsitz. Indem ich meine Pläne verfolgte, erfuhr ich, wer sie ist. Ich schwöre es mir zu, daß Fräulein von Solm meine Gattin werden muß. Meine Liebe, mein Stolz und meine Interessen vereinigen sich. Ich werde zu den Treuenwerth-Besitzungen die Abtei gewinnen und unermeßlich reich sein. Eine großartige Zukunft taucht vor mir auf; nur dieses blauäugige Mädchen steht mir im Wege. Es soll kein gemeiner Mord geschehen, keinerlei Heftigkeit, keine Scene. Morgen will ich mit ihr auf dem Teiche fahren. Ich werde Fährmann sein; es wird ein Unglück geschehen, was bei solchen Ausflügen nicht selten ist. Wird mir Jemand Schuld geben, wenn sie ertrinkt?"

Er lächelte noch teuflischer und eilte weiter in den Gasthof, sich schon jetzt ob seines voraussichtlichen Triumphes freuend.

Zehntes Capitel.

Der rechtmäßige Erbe der Treuenwerths.

Im tiefsten Dunkel der Pyrenäen auf französischem Gebiete steht das alte, kleine Gebirgsstädtchen Arpignon. Es kommen keine Reisenden dorthin, und es herrscht fast gar kein Leben in dem Städtchen, dem jeder lebhaftere Verkehr mit der Außenwelt fehlt.

In der nächsten Nähe von Arpignon auf einem bewaldeten Hügel steht ein einsames und malerisches altes Haus, welches als Schloß Croisac bekannt ist. Das Schloß gehört einem hochgestellten Offizier, der in Algier stationirt ist; und um wenigstens ein kleines Einkommen aus seiner Besitzung zu erzielen, hatte er schon lange einen Agenten in Paris beauftragt, es zu vermiethen.

Jahrelang hatte sich kein Miether gefunden, und das Schloß war in der Obhut des alten Beschließers geblieben.

Aber endlich gingen doch auch für Schloß Croisac schönere Tage auf.

Eine Dame, welche die Liste von zu vermiethenden Häusern durchblätterte, schien von der Lage des Schlosses an=

gezogen zu sein und miethete dasselbe für ein Jahr; dem Agenten den ganzen Miethsbetrag sofort im Voraus bezahlend. Dann nahm sie mehrere Dienstleute auf und schickte sie voraus auf das Schloß, um es für ihre Benützung vorzubereiten. Etwa zwei Wochen später, nach einer langsamen, südwärts gerichteten Reise, kam sie in ihrem eigenen Reisewagen in Arpignon an und fuhr ohne Aufenthalt nach dem Schlosse. Es kamen keine Besuche nach Schloß Croisac, denn in dem dazu gehörigen Dörfchen wohnten nur Bauern, der Pfarrer, ein alter Doctor und zwei Krämer. Durch die Dienstleute der Neuangekommenen erfuhr man jedoch sehr bald, daß die Schloßbewohner aus folgenden Personen bestanden: Einer uralten, buckligen, furchtbar häßlichen, fast wie eine Hexe aussehenden Frau, die aber ungeheuer reich sein mußte; ihrer Enkelin, einer jungen Dame von wunderbarer, bezaubernder Schönheit, deren Haare und Augen nachtschwarz waren, und einer hageren alten Dienerin, die kein Wort französisch sprechen konnte, aber mit unvergleichlicher Treue und Liebe an ihren beiden Herrinnen hing.

Wie der Leser bereits errathen hat, waren dies Baronin Falkner, Dita von Solm und Frau Bittner.

Es war Anfangs März, als sie sich in dem einsamen Schlosse Croisac niederließen. Trotz seiner einsamen Lage besaß der Ort doch auch seine Reize. Die Luft war rein und klar, und die nächste Umgebung bot angenehme Spaziergänge und sehr hübsche Ausflugspunkte. Die kleine Haushaltung war frohgemuth, und Dita erheiterte das Exil ihrer Wohlthäterin durch die Rückkehr ihres alten Frohsinns und ihrer anmuthigen Lebhaftigkeit.

Ihr Wohnsitz war Niemandem bekannt, als Baronin Falkners Bankier in Br. An ihn wurden sämmtliche Briefe für sie adressirt, und er schickte ihr sie dann und bewahrte das Geheimniß ihres Aufenthaltes mit strengster Sorgfalt.

Eines Tages, etwa zwei Wochen nach ihrer Ankunft im Schlosse, saß Baronin Falkner still und gedankenvoll neben dem flackernden Kaminfeuer ihres Salons. Dita stand an einem Bogenfenster und schaute in den plötzlich hereingebrochenen Schneesturm hinaus.

Das Zimmer war lang und niedrig, in dem breiten Kamine brannte ein helles Feuer, und die ganze Einrichtung war nach französischer, aber veralteter Mode. Der Teppich war alt und verblichen, die Stühle und Sophas waren neu überzogen, an den Thüren waren seidene Portièren angebracht, und von Broncekarnießen hingen lange Vorhänge an den Fenstern herab. An den Wänden hingen einige Bilder, Porträts von den Vorfahren des jetzigen Schloßbesitzers. Der Salon hatte im Ganzen einen sehr wohnlichen, traulichen Anstrich.

Der Schnee wirbelte draußen in dichten Flocken, so daß man von der Landschaft gar nichts sehen konnte.

Dita schaute noch immer hinaus, und eine seltsame Traurigkeit beschlich ihre Züge.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und Frau Bittner trat mit dem Postbeutel ein.

„Heinrich ist soeben mit den Briefen gekommen, Frau Baronin," sagte die Dienerin. „Es ist ein heftiger Schneesturm, und er wurde auf seinem Wege aufgehalten."

Baronin Falkner wandte langsam ihren Kopf um, und ihre Augen blitzten unter den dichten weißen Brauen hervor.

Sie nahm einen kleinen Schlüssel, den sie an der Uhrkette trug und sperrte den Postbeutel auf.

Es waren mehrere Briefe darin — drei für Baronin Falkner, einer für Dita von Clara von Lindau, der bereits vierzehn Tage alt war, und einer für Frau Bittner.

„Du kannst Deinen Brief hier lesen, Bittner,“ sagte ihre Herrin. „Er ist aus der Abtei ohne Zweifel und kann Nachrichten enthalten, die man uns nicht mitgetheilt hat.“

Sie schickte sich an, ihre Briefe durchzusehen.

Es waren durchweg Geschäftsbriefe — einer von Frau Walter, der Haushälterin in der Abtei, einer von dem Verwalter und der dritte von Baronin Falkners Advokaten.

„Sie sind unbedeutend,“ sagte die Baronin, nachdem sie gelesen hatte. „Was schreibt Clara von Lindau, Dita?“

„Es ist ein alter Brief, den sie bald nach unserer Abreise aus der Abtei geschrieben hat,“ sagte Dita. „Ich sollte bereits spätere Briefe von ihr haben.“

„Diese Briefe sind alle alt,“ sagte Baronin Falkner. „Enthält der Deinige Neuigkeiten, Bittner?“

„Ja, Frau Baronin. Meiner hat zwar den Weg über die Abtei gemacht,“ sagte Frau Bittner, aber er ist von meiner Tochter, die mit ihrem Manne nach Canada gegangen ist. Sie hat einen kleinen Sohn, der sehr kränklich ist, und sie bringt ihn nach Deutschland herüber, wo sie ein oder zwei Jahre zu bleiben beabsichtigt. Marie bittet mich, ihr sogleich nach Liverpool poste restante zu schreiben. Sie wird den Brief bei ihrer Ankunft dort holen.

Baronin Falkners schwarze Augen leuchteten heller auf unter den weißen Brauen.

„Marie ist wie Du, Bittner," sagte sie. „Sie ist vertrauenswürdig."

Die Augen der Herrin und Dienerin begegneten sich in einem langen, verständnißinnigen Blicke.

„Schreibe Marie sofort," sagte die Baronin endlich, „und fordere sie auf, unverweilt hierher zu kommen. Ihr Kommen ist eine Fügung Gottes. Laß mich das Datum sehen, Bittner. Es ist noch nicht zu spät; sie schreibt, daß sie erst vierzehn Tage nach Abgang dieses Briefes abreisen wolle. Schreibe unverzüglich. Heinrich soll den Brief noch heute nach Arpignon tragen, und wenn das Wetter noch so schlecht ist."

Dita trat wieder an's Fenster.

Frau Bittner gehorchte der Weisung ihrer Herrin und setzte sich sogleich hin und schrieb den Brief an ihre Tochter. Als der Brief frankirt war, wurde Heinrich in den Salon gerufen. Er kam in größter Eile — er war ein ehrlicher, vertrauenswürdiger Bauernbursche, aber etwas einfältig.

Baronin Falkner ertheilte ihm ihren Auftrag und gab ihm den Brief mit dem Versprechen, daß er ein Goldstück erhalte, wenn er ihn noch rechtzeitig zur Nachtpost nach Arpignon brächte. Heinrich machte sich eifrig und hastig auf den Weg, um die versprochene Belohnung zu verdienen.

Baronin Falkner und ihre Dienerin hatten an diesem Abende eine lange, vertrauliche Unterredung in ihrem Schlafzimmer, nachdem Dita sich zurückgezogen hatte.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen ereignißlos. Das Wetter wurde milde und angenehm; der Frühling kam in seiner ganzen Pracht.

Etwa drei Wochen, nachdem der Brief an „Frau Marie Deckert, Liverpool, poste restante“ abgesendet worden war, kam ein schwarzumrändeter Brief nach Schloß Croisac, welcher Frau Deckerts Ankunft in der Heimat meldete, daß sie den Brief ihrer Mutter erhalten habe, und daß das Kind, um dessentwillen sie die Reise nach Deutschland unternommen hatte, während der Ueberfahrt gestorben und in's Meer versenkt worden war.

Die über diesen Verlust tiefbetrübte Mutter schrieb, daß sie ohne Aufenthalt nach Arpignon weiterreise, indem sie jetzt kein anderes Verlangen habe, als ihre Mutter wiederzusehen.

„Sie sollte noch heute kommen,“ sagte die Baronin, nachdem sie den Brief aufmerksam durchgelesen hatte. „Um sechs Uhr kommt die Post nach Arpignon, schicke den Wagen hin, Bittner, oder fahre ihr selbst entgegen, wenn Du willst.“

Frau Bittner schickte den Wagen allein nach Arpignon; sie zog es vor, ihre Tochter im Schlosse zu erwarten. Wie Baronin Falkner es vorausgesehen hatte, kam Marie Deckert noch am selben Abend an und wurde nicht nur von ihrer Mutter, sondern auch von deren Herrin auf das Herzlichste empfangen.

Marie Deckert war eine sehr hübsche, kräftige und gesunde junge Person mit ungemein freundlichen Gesichtszügen. Von ihrer Kindheit an war sie dazu angehalten worden, Baronin Falkner mit Liebe und Verehrung zu betrachten. Sie wurde jetzt als Dienerin für Dita aufgenommen und hing bald mit fast abgöttischer Liebe an dem schönen jungen Geschöpfe, das so viel gütige Theilnahme für ihren Schmerz verrieth.

Die Wochen kamen und vergingen. Reisende fingen an in den Pyrenäen herumzustreifen, aber nach Arpignon kam keine Seele.

Die Dorfbewohner sprachen nicht mehr so viel von den

nobeln Leuten im Schloß Croisac; aber der alte Doctor begann dort regelmäßig seine Besuche zu machen, sagte jedoch nicht einmal dem alten Pfarrer, was er dort zu thun habe.

Niemand wußte, ob die alte Baronin, das schöne junge Fräulein, oder die Kammerfrau den Doctor benöthige.

Der Mai kam endlich mit seinen Blumen und sanften, milden Lüften.

Eines Morgens sah man Heinrich in gestrecktem Galopp zu dem alten Doctor reiten. Der Doctor bestieg ebenfalls ein Pferd, und sie galoppirten Beide nach dem Schlosse zurück. Der Doctor kehrte bis zum Abend nicht nach Arpignon zurück. Als er vor seiner Hausthür abstieg, erwartete ihn der gute, alte Pfarrer bereits, nahm seinen Arm und fragte, mit ihm durch den Garten gehend:

„Sie waren also wieder im Schlosse, lieber Doctor, und den ganzen Tag. Wer ist dort krank? Ist's die Baronin?"

„Nein, die Baronin ist's nicht."

„Ist es das Fräulein?"

„Ja, es ist das Fräulein oder die junge Frau, wie ich sie nennen würde," sagte der Doctor.

„Und was fehlt ihr? Ist's Nervenfieber, Schwindsucht —"

„Nichts dergleichen, Herr Pfarrer. Sie hat einen Sohn bekommen — einen Jungen, wie man ihn in ganz Frankreich nicht schöner und prächtiger finden kann."

Es war so. Die unglückliche Heirath des Baron Max von Treuenwerth mit Dita von Solm hatte die Geburt eines Sohnes zur Folge gehabt. Dies war ein Hinderniß auf dem Wege Fernwalds, welches er, — der von Baron Max' Heirath keine Ahnung hatte, — nicht hatte voraussehen können.

— — — — — — — — — — — —

Wir sind in einem oberen Zimmer von Schloß Croisac. In einem großen, weißüberzogenen Lehnstuhle, nahe einem Fenster, mit den großen schwarzen Augen auf die blauen Bergspitzen hinausschauend, saß Dita, die nicht anerkannte Gattin von Baron Max von Treuenwerth.

Dicht neben ihr stand ein eleganter, weißer, mit kostbaren Spitzen besetzter Wiegenkorb, worin ihr vier Wochen altes Söhnchen lag, der nicht anerkannte, aber dennoch rechtmäßige Erbe Baron Max von Treuenwerths, und ganz in der Nähe, in einem riesigen Armstuhle, fast verborgen, saß die verkrüppelte Herrin der alten Abtei. Ihre Hände hielten den goldenen Knopf ihres Stockes umfaßt, ihr gebogenes Kinn ruhte auf ihren Händen, und ihre schwarzen Augen blickten voll Stolz und Milde unter den buschigen weißen Brauen hervor.

Plötzlich wandte sie sich an Dita.

„Das Kind muß ungesäumt getauft werden,“ sagte sie. „Ich habe alle Anstalten getroffen, um Deine Stellung und Deinen Namen hier bekannt zu machen. Die Ansprüche Deines Sohnes können nicht bestritten werden. Mein Rechtsanwalt kennt Deine Geschichte, und ich habe ihm die Geburt des Kindes brieflich angezeigt.“

Ditas Gesicht erbleichte.

„Soll ich meinen Knaben nach Hause nehmen?“ fragte sie. „Wollen Sie, daß ich den Namen des Gatten annehme, der mich verhöhnt und verstoßen hat?“

„Nein!“ rief die alte Dame aus. „Du kannst, so lange er lebt, niemals seinen Namen tragen, noch Dich als seine Gattin bekennen; aber Dein Kind hat Ansprüche, welche nicht beseitigt werden dürfen. Er muß eines Tages der Nachfolger seines

Vaters sein, und Du mußt ihm den Weg für diese Nachfolge ebnen. Ich werde Dir meinen Plan auseinandersetzen."

Sie rückte ihren Stuhl näher zu Dita hin. Der kleine Erbe der Treuenwerths hatte seine Augen geschlossen und schlief.

„Liebst Du den Knaben, Dita?" fragte Baronin Falkner.

„Ob ich ihn liebe!" Ditas Gesicht leuchtete auf in heller Gluth. „Ob ich ihn liebe! O Pathin, ehe mein Knabe geboren war, glaubte ich, ich würde das Kind Baron Max von Treuenwerths nie lieben können, aber er brachte die Liebe mit. Bei dem ersten Druck seines kleinen Gesichtes an meine Brust, bei der ersten Berührung seiner kleinen hilflosen Finger fühlte ich meine Seele bis in ihre Tiefe erregt. Ob ich ihn liebe! O Pathin, er ist mein Leben, mein Abgott!"

Sie neigte sich zur Wiege hinab und bedeckte das Gesicht des kleinen Schläfers mit leidenschaftlichen Küssen.

Baronin Falkner trocknete sich die Augen.

„Ich habe einen Plan entworfen," sagte sie, „welchem zufolge Du ihn in Deiner Nähe behalten kannst, ohne einen Verdacht Deiner Beziehung zu ihm zu erregen. Du weißt, daß Marie Deckert ihr Kind auf der Ueberfahrt verloren hat. Die Dienstleute in der Abtei wissen wohl, daß sie in Amerika ein Kind gehabt hat, aber nicht, daß es ihr gestorben ist. Ihr Kind war nur um wenige Monate älter als das Deinige. Ich schlage vor, daß das Kind in ihrer Obhut und Pflege bleibt, und daß sie es für das ihrige ausgiebt. Wir wollen ihr ein hübsches Häuschen in der Nähe der Abtei einrichten, und Du kannst das Kind jeden Tag besuchen. Wenn er älter wird, oder wenn Marie zu ihrem Gatten nach Canada zurückkehrt, will ich das Kind als meinen lieben Schützling adoptiren, und Du kannst es dann hätscheln und lieben, und

Niemand wird sich darüber wundern. Du wirst mit mir als Fräulein von Solm zurückkehren, und Niemand wird wissen, daß Du eine Mutter bist. Indem wir diesen Plan ausführen, erhält Baron Max keine Ahnung von der Existenz seines Sohnes und wird auch natürlich keinen Versuch machen können, Dir ihn wegzunehmen. Und das ist gut, denn er hat Dir ein unverzeihliches Unrecht zugefügt. Lebt noch etwas von Deiner alten Liebe zu ihm in Dir?"

Ditas Züge arbeiteten heftig.

„Ob ich ihn noch liebe?" rief sie. „O nein, nein, ich könnte mir das Herz aus der Brust reißen, wenn ich glaubte, daß es noch einer zärtlichen Regung für ihn fähig wäre!"

Ditas Augen blitzten, ihre Wangen brannten, und ihre Lippen zuckten vor Erregung. Baronin Falkner drückte ihre Zufriedenheit aus.

„Du hast meine Natur, Dita", sagte sie entzückt. „Doch jetzt denken wir wieder an die Taufe. Wie wirst Du Deinen Sohn nennen?"

Dita schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie gedankenvoll:

„Liebste Pathin, er ist fast ebenso Ihr Sohn wie der meinige. Wollen Sie ihn nicht ebenso betrachten? Und als ein Zeichen, daß Sie ihn an Ihr Herz nehmen, wie Sie mich genommen haben, bitte ich Sie, ihm einen Namen zu geben."

Die Baronin wurde gerührt; Thränen traten in ihre Augen.

„Es sei," sagte sie. „Ich will ihm den Namen geben, den ich meinem eigenen Sohn gegeben hätte; ich will ihm den Namen meines Vaters Arthur v. Thalheim geben."

Die alte Frau bückte sich, küßte erst das Kind und dann Dita.

Am selben Tage wurde der Pfarrer von Arpignon nach dem Schlosse berufen, um Baron Max v. Treuenwerth's Sohn zu taufen, dessen Geburt auch ordnungsmäßig in die Kirchenregister eingetragen wurde.

Langsam gingen die Wochen vorbei.

Dita wurde stark und gesund, machte lange Spazierfahrten mit Baronin Falkner und Ausflüge in die Berge. Sie gewann ihre frühere Heiterkeit wieder, und wenn sie mit ihrem Kinde schäkerte und spielte, fühlte sie wieder etwas von jenem Glücke, welches sie bereits gänzlich verloren zu haben glaubte.

Aber ein solcher Stand der Dinge konnte nicht immer währen.

An einem Nachmittag im September saß Baronin Falkner neben Dita im Garten und las die Briefe, welche eben aus der Abtei angekommen waren.

„Es giebt nichts Neues," sagte sie, „aber selbst die gewöhnlichen Nachrichten aus der Abtei fangen an, mich seltsam aufzuregen. Ich werde des Schlosses bereits überdrüssig. Wann wollen wir gehen, Dita?"

Dita erbleichte, als sie antwortete:

„Wann immer Sie wollen, Pathin. Ich kann morgen bereit sein. Es ist besser, früher zu gehen, solange mir die Trennung von Arthur nicht ganz unmöglich wird."

„Wir wollen also morgen gehen. Bittner soll ihre Anstalten treffen," sagte die Baronin. „Wir wollen langsam heimwärts reisen und in vierzehn Tagen dort ankommen."

So wurde die Sache abgemacht.

Dita begann die Zeitung zu lesen und stieß plötzlich einen Schrei aus.

„Baron Max von Treuenwerth ist in Petersburg," sagte sie. „Die Hofchronik erzählt: Auf dem von Madame Maloffsky in der russischen Hauptstadt veranstalteten glänzenden Ballfest war auch der bekannte reiche preußische Gutsbesitzer Baron Max von Treuenwerth erschienen. — Sie sehen, Mütterchen, er freut sich des Lebens, ohne der jungen Frau zu gedenken, die er verstoßen hat. Und hören Sie weiter: Man sagt, daß Baron Max sein Herz, das so lange für unnahbar gehalten wurde, einer schönen jungen Engländerin, Miß Grace Herford, zu Füßen gelegt habe, die seit Monaten als heller Stern in der russischen Gesellschaft glänzte. Die Verlobung ist jedoch noch nicht öffentlich gemeldet worden."

„Ist das nicht eine reizende Nachricht für eine Frau?"

„Das beweist, welche geringe Achtung Baron Max von Treuenwerth für seine Frau hegt," erwiderte Baronin Falkner.

„Ohne Zweifel liebt Baron Max diese schöne, junge Engländerin," fuhr Dita mit sich verdunkelnden Zügen fort. „Sei es. Die Kluft zwischen uns kann durch eine Scheidung nicht mehr erweitert werden. Unsere übereilte Heirath wurde schnell bereut. Ich wurde leicht gewonnen — man wirft mich leicht bei Seite. Vielleicht wird die Stunde noch kommen, wo auch Baron Max etwas von dem Elende durchkostet, das er mir bereitet hat. Ich sehe jetzt, wie er mich haßt. Eines ist gewiß: er kann sich von mir scheiden lassen, wenn er will, er kann Miß Grace Herford heirathen; aber mein Kind wird es sein, welches seinen Titel und seine Güter erbt und sein Nachfolger in Schloß Treuenwerth wird. Und er soll bis zu seiner Todesstunde von der Existenz dieses Kindes nichts wissen, soll nie hören, daß sein Sohn ihn Vater nennt — soll seinen Erstgeborenen nie sehen! Ich will meinen Sohn

vor ihm schützen, der sein ärgster Feind sein würde, der mir ihn entreißen und ihn zum Hasse und zur Verachtung gegen mich erziehen würde! Ja, ich will meinen Sohn behüten, wie die Tigerin ihr Junges behütet!"

Mit blitzenden Augen und stolz erhobenem Kopfe wandte sich Baron Max' verstoßene junge Gattin ab und ging rasch in's Schloß hinein.

Am nächsten Tage wurde die Haushaltung aufgelöst, die französischen Diener entlassen, und Baronin Falkner, Dita, Frau Bittner, Marie Deckert und der kleine, nicht anerkannte Erbe Baron Max von Treuenwerth's reisten langsam, über Paris gehend, nach der alten Abtei ab.

Elftes Capitel.

Mörder und Retter.

Wir müssen jetzt zu unserer Erzählung von den Plänen Carl von Fernwalds zurückkehren, welchen, wie wir eben gesehen, aus der Geburt von Baron Max von Treuenwerths Sohn und Erben das bedeutendste, um so gefährlichere, weil ungeahnte Hinderniß erwachsen war. —

Seinem Versprechen gemäß erschien Fernwald an dem Morgen nach seiner ersten Unterredung mit Clara von Lindau pünktlich um zehn Uhr in der Abtei.

Um seiner Vorspiegelung, daß er ein Künstler wäre, einen wahren Anstrich zu geben, trug er ein Skizzenbuch unter dem Arm. Er wurde in ein Empfangszimmer geführt, wo Frau Walter bald bei ihm eintrat, bereits vollständig für den Ausflug gerüstet. Einige Minuten später erschien auch Clara von Lindau, die in einem dunkelblauen Tuchanzuge reizend aussah, und die Drei machten sich auf den Weg.

Fernwald war in trefflicher Laune. In seinen sorglosesten und unschuldigsten Stunden war er nie in einer Gesellschaft witziger, geistreicher und fesselnder gewesen, als an diesem

Morgen, wo eine schwere Schuld ihn drückte und seine Seele von einem teuflischen Vorsatze erfüllt war.

Die Jugend, Unschuld und Schönheit des Mädchens vereint, hatten nicht die Macht, sein Herz zu rühren. Sie war sehr fröhlich, nannte ihn häufig „Cousin" und plauderte in fast kindlich zutraulicher Art mit ihm, und er lächelte sie wieder freundlich an, während seine Gedanken bei der Ausführung seines schändlichen Planes weilten.

Mit der größten Sorgfalt half er ihr über einige Hecken. Er war fröhlich, aufmerksam und sehr sanft.

Frau Walter hielt ihn für einen der schönsten jungen Leute, die sie je gesehen hatte; glaubte, daß er sich in seine schöne junge Cousine verliebt habe, und lächelte wohlwollend dazu, als sie bei sich dachte, daß das eine glänzende Partie für das arme Fräulein von Lindau wäre.

Ein angenehmer Weg von einer Viertelstunde durch den Park und über Wiesen brachte die kleine Gesellschaft zu dem Teiche, welcher unter dem Namen „die weißen Wasser" bekannt war.

Es war ein schöner, malerischer Wasserspiegel, von sanft ansteigenden, grünen Ufern begrenzt und von hohen Bäumen eingefaßt, die sich in dem klaren Wasser abspiegelten. Ein nettes kleines Boothaus stand am Ufer. Frau Walter gab Fernwald den Schlüssel des Boothauses, und dieser ging in dasselbe hinein. Die Haushälterin ging am Strande spazieren, Clara von Lindau folgte ihr und warf kleine Steinchen in's Wasser.

„Als ich das letzte Mal nach dem Aussichtsthurm ging," sagte das junge Mädchen, „war Fräulein von Solm mit mir. Wie fröhlich war sie an jenem Tage! Damals war noch keine

Spur jener Traurigkeit vorhanden, welche sie später so oft befallen hat. Ich hoffe, sie wird von der Reise wieder ihre ganze frische Heiterkeit zurückbringen."

„Oh gewiß wird sie es," erklärte die Haushälterin, „und dann werden wir auch wohl eine großartige Hochzeit in der Abtei haben, denn ich glaube, Fräulein Dita wird Herrn von Reinhard heirathen. Ich glaube, daß Baronin Falkner von dieser Heirath entzückt wäre."

Clara von Lindau erschrak und wurde plötzlich bleich. Die Steine entfielen ihrer Hand, und sie schaute schweigend weg.

Während der kurzen Pause, welche folgte, zog Fernwald das kleine Boot heraus und ruderte es zur Landungstreppe hin.

Er befestigte die Ketten seines Buges an einer Stange auf der Treppe und sprang dann auf die Stufen hinauf.

„Warum haben Sie nicht das Segelboot herausgenommen, Herr von Fernwald?" sagte Frau Walter, mit einem ängstlichen Blick auf das kleine Fahrzeug, das er gewählt hatte. „Dieses ist eine reine Nußschale. Der runde Boden verleiht ihm eine besondere Neigung zum Kentern; es ist auch schon mehrere Male umgekippt."

„Sie brauchen nichts zu fürchten, wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen," sagte Fernwald leichthin. „Ich werde sehr achtsam sein, Frau Walter; wir müssen das Boot nur in gutem Gleichgewicht erhalten. Sie können übrigens versichert sein, daß ich mit einem solchen Fahrzeuge ebenso umzugehen weiß wie mit einem Segelboot. Ich war einer der besten Ruderer im Club."

„Oh, das ändert die Sache," sagte die gutmüthige Frau Walter, deren Befürchtungen sofort behoben waren. „Steigen Sie ein, meine Liebe," und sie trat zur Seite, damit Fern-

wald Fräulein von Lindau in's Boot helfen konnte. „Wenn ich Vertrauen zum Fährmann habe, ist mir das Fahrzeug gleichgiltig."

Sie stieg auch in das Boot, Fernwald folgte ihr leichtfüßig, löste die Kette und stieß vom Lande ab.

Der Morgen war klar und mild; die Sonne leuchtete, und das Wasser war wie Glas so durchsichtig. Die Insel glich einem Smaragd in kristallener Einfassung, und der runde Aussichtsthurm erschien wie eine romantische, malerische Reliquie aus alten Zeiten.

Fräulein von Lindau war etwas schweigsam auf dem Wege nach der Insel; es schien ein Schatten auf ihre frühere Heiterkeit gefallen zu sein. Fernwald beobachtete sie verstohlen und sang ein munteres Gondellied während des Ruderns, und endlich verbannte das junge Mädchen auch ihre Verstimmung und schien wieder heiter und angeregt zu sein.

Ein oder zwei Mal zitterten die Ruder in Fernwalds Händen, und ein finsterer, dunkler Ausdruck glitt über seine Züge. Er warf einen verstohlenen Blick nach den Ufern des Teiches, um sich zu überzeugen, daß kein Arbeiter ihn beobachte, und dann gerieth das Fahrzeug plötzlich so in's Schwanken, daß Frau Walter entsetzt aufschrie und sich angstvoll an die Seitenwand des Bootes klammerte. Aber es geschah nichts. Man gelangte in Sicherheit auf die Insel, und Fernwald athmete tief auf, als er den beiden Damen aussteigen half und das Boot an den Strand zog.

„Sie ist zu jung zum Sterben!" dachte er. „Der Tag ist angenehm — ich will ihr noch einige Stunden schenken. Das Ende wird bald genug kommen."

Er folgte Frau Walter und Clara zu dem alten runden Thurme.

„Steigen wir hinauf?“ fragte er eifrig. „Wir können uns einbilden, wir wären Mönche aus vergangenen Jahrhunderten und zu dem Thurme gekommen, um die Gegend zu besichtigen und die Abteibewohner vor verstohlen anrückenden Feinden zu warnen. Ist die Stiege stark genug, um unsere Last zu ertragen, Frau Walter?“

„Die Stiege ist schon sehr verfallen, aber die Leute steigen doch hinauf —“

„Das genügt mir. Ich will hinaufgehen, und Sie, Cousine Clara, wollen Sie nicht mit mir kommen?“

„Ich war schon zweimal oben, gehe aber gerne wieder hinauf,“ sagte das Mädchen.

„Ich will hier unten warten; sagte Frau Walter. Ich steige nicht gerne solche baufällige Stiegen. Solche Abenteuer passen nur für junge Leute. Früher bin ich oft genug zu dem Aussichtsthurm hinaufgeklettert, aber jetzt bin ich zu alt dazu. Wenn Sie mich entschuldigen, werde ich hier warten.

Fernwald entschuldigte sie natürlich und trat munter wie ein Schuljunge in das kleine runde Zimmer am Fuße des Thurmes ein, welches von der offenen Thüre und den kleinen Fenstern nur wenig Licht empfing. Eine schmale, steinerne Wendeltreppe führte zu dem Aussichtsplateau hinauf. Fernwald sprang die Stufen empor, Clara von Lindau folgte ihm.

Es war eine lange, hochemporgewundene Wendeltreppe. Hie und da war eine Stufe ausgebrochen; der Weg war ziemlich dunkel, aber endlich hatte das Paar das flache Thurmplateau erreicht und setzte sich nieder, um auszuruhen. Die

steinerne Brüstung war theilweise ganz weggebrochen. Steinblöcke dienten als Sitze.

„Der Thurm verdient seinen Namen,“ sagte Fernwald. „Welche herrliche Fernsicht er bietet! von hier aus konnten die Mönche Ankömmlinge sehen, wenn sie noch meilenweit entfernt waren. Dieser alte Thurm erinnert mich seltsam an den Thurm von Godesberg bei Bonn, nur daß dieser hier natürlich nicht so groß und hoch ist!“

„Wir scheinen fast mitten in der Luft zu schweben,“ sagte Clara träumerisch. „Es ist, als ob wir zwischen Himmel und Erde wären. Wie eigenthümlich und einsam es hier oben ist!“

„Ich möchte wissen, wie hoch der Thurm ist,“ sagte Fernwald, an den Rand vortretend. „Frau Walter sieht wie ein kleiner wandelnder Vogel von hier gesehen aus.“

Clara trat langsam und ängstlich näher und schaute, sich vorwärts beugend, auf ihre Begleiterin hinab.

Fernwalds Augen glänzten und funkelten plötzlich wild. Ein Ruck — ein Stoß — würde das Mädchen hinabstürzen — sie mit einem Male in die Ewigkeit versetzen. Seine Hände bewegten sich zitternd zu ihr hin. Das Blut wich aus seinen Wangen und strömte zu dem wild und stürmisch pochenden Herzen zurück.

Ein Stoß, und das zweite Hinderniß wäre beseitigt — ein Stoß gegen diese zarte Gestalt, und er wäre der einzige Erbe Baron Max von Treuenwerths.

Seine weißen, muskulösen, mörderischen Hände, die jetzt nicht mehr zitterten, rückten näher zu ihr hin. Noch eine Secunde, und sie wäre verloren gewesen! Aber in diesem drohenden Augenblicke, als hätte die Vorsehung sie retten wollen, trat sie schaudernd zu einem sicheren Platze zurück.

Und gleichfalls schaudernd und mit einem langen, tiefen Athemzuge trat auch Fernwald zurück.

„Ich habe plötzlich den Schwindel bekommen," sagte Clara. „Wie, wenn ich gefallen wäre?"

„Sie hätten nie gewußt, was Sie getödtet hat," sagte Fernwald heiser. „Sie wären todt gewesen, ehe Sie den Boden erreicht hätten."

„Todt und verstümmelt," sagte das Mädchen. „Wie entsetzlich wäre das gewesen! Eine Angst bemächtigt sich meiner. mir ist, als ob ich dem Sturze kaum entronnen wäre. Sehen Sie, wie ich zittere! Gehen wir hinunter; ich habe Angst, länger hier zu bleiben."

Sie schaute ihn mit bleichem, bittendem Gesicht an.

Fernwald versuchte zu lachen, etwas Scherzhaftes zu erwidern, sie ob ihrer Furcht zu necken, aber seine Munterkeit war sehr erzwungen.

„Gehen wir hinab," sagte er. „Ich werde vorausgehen; halten Sie sich dicht hinter mir."

Sie begannen hinabzusteigen.

Lange, ehe sie unten angelangt waren, hatte Fernwald seine Ruhe wiedergefunden.

Sie fanden Frau Walter in einem hübschen Sommerhäuschen am Fuße des Thurmes ruhig ihrer wartend.

Fernwald öffnete sein Skizzenbuch und fing an, eine Skizze von dem alten Thurm zu machen, und Clara half ihm mit erläuternden Bemerkungen. Der alte Thurm war ein sehr passender Gegenstand für eine Zeichnung, und Fernwald war geschickt genug, um ein hübsches Bild davon zu entwerfen.

Zwei Stunden vergingen, bis die Skizze vollendet war; Frau Walter schlummerte einstweilen. Clara plauderte mit

ihrem Cousin, und die Zeit verging ihr sehr rasch. Frau Walter ermannte sich endlich und stellte auf einem Tische einen kleinen Imbiß auf, den sie in einem Korbe mitgebracht hatte, und das Trio speiste mit großem Appetite. Wer hätte geglaubt, daß Fernwald mit Mordgedanken umging, als er so heiter und unbefangen scherzte?

Mittag war längst vorüber, als Frau Walter die Rückkehr zur Abtei vorschlug. Die Anderen willigten ein, und bald saßen sie wieder im Boote, das langsam über die Wellen glitt.

Wie auf der Hinfahrt, war Fernwald lebhaft und voll Witz. Als sie weiter kamen, wurde er immer gedankenvoller und ernster.

„Da die Abtei und der Thurm so viele Legenden haben, sollte dieser Teich auch seine Geschichte haben. Ist der Teich künstlich angelegt?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Frau Walter, „er ist natürlich, und er hat sein Geschichte, Herr von Fernwald. Es haben schon viele Leute in diesen weißen Wassern das Leben verloren. Eine wunderschöne junge Erbin der Thalheims ist am Vorabende ihrer Hochzeit in diesem Teiche ertrunken. Sie war in solch' einem kleinen Fahrzeuge, wie dieses hier, mit ihrem kleinen Vetter herausgerudert — das Boot kenterte, und sie ertrank. Man fand sie nur als Leiche wieder, und zu der Stunde, wo sie als Braut vor dem Altare hätte knieen sollen, lag sie in ihrem bräutlichen Gewande auf der Bahre in der Kapelle der Abtei.“

Clara zitterte.

„Das Wasser sieht nicht tief genug aus, daß Jemand darin ertrinken könnte,“ sagte Fernwald.

„Das glaubt man nur, weil es so klar ist; aber es ist sehr tief," sagte Frau Walter. „Zuweilen, wenn ich über den Teich gefahren bin, habe ich in die klare Tiefe geschaut und fast geglaubt, daß ich das weiße Gesicht der ertrunkenen jungen Braut sehen könnte. Ich glaube fast, ich sehe es jetzt." —

Sie neigte sich schwerfällig über den Rand und schaute in's Wasser.

In demselben Augenblick machte auch Fernwald eine plötzliche Bewegung nach dieser Seite hin, als wollte er auch in's Wasser sehen.

Er brachte das Boot aus dem Gleichgewicht, es schaukelte nach einer Seite, kippte um, und sie lagen alle drei im Wasser.

Fernwald sprang scheinbar auf das Boot zu, entfernte es damit aber nur umsomehr von den beiden Frauen.

Ihr Geschrei erfüllte die Luft.

Clara von Lindau war ihrem Cousin ganz nahe. Keuchend streckte sie im Untersinken die Hände aus, um ihn zu fassen, aber er wich ihr aus und nahm die schwere Gestalt der Frau Walter in seine Arme.

„Muth!" rief er ihr zu. „Ich will Sie Beide retten, nur hängen Sie sich nicht an mich!"

Er schwamm mit kräftigen Stößen dem Ufer zu.

Und Clara, verlassen, dem Untergange preisgegeben, stieß einen gellenden Jammerschrei aus und verschwand unter dem weißen, grausamen Wasser.

Es schien, als ob Fernwalds teuflische Pläne triumphirten — als ob eine geheimnißvolle, dämonische Macht sein schändliches Werk fördern wollte.

Aber ein altes Sprüchwort sagt: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt," und so war es auch jetzt.

Andere Ohren als die Carl von Fernwalds und der entsetzten Frau Walter hatten Clara von Lindaus Hilfeschrei gehört, und die Hilfe nahte ihr rasch. Konnte sie noch rechtzeitig kommen, um sie zu retten? —

Zur Zeit, als Baronin Falkner mit ihrem jungen Schützlinge so plötzlich abgereist war, war Arnold Reinhard von der Abtei fern gewesen.

Zufälligerweise kam er an demselben Morgen, an welchem die beiden Damen mit Fernwald den Ausflug unternommen hatten, und eine Stunde, nachdem sie fortgegangen waren, in der Abtei an.

Ein Diener hatte ihm gesagt, wo er Fräulein von Lindau finden könnte.

Reinhard wartete eine Weile auf Claras Rückkehr und machte endlich einen Spaziergang durch den Park, in der Erwartung, ihr zu begegnen.

Er schritt über die Wiese und kam zu dem kleinen Landungsplatze neben dem Boothause. Er sah am anderen Ufer drüben den Kahn befestigt und bemerkte Gestalten am Fuße des Thurmes in dem Gartenhäuschen. Es war kein Anzeichen vorhanden, daß die Ausflügler sobald nach der Abtei zurückkehren wollten.

„Sie scheinen den Tag drüben zubringen zu wollen,“ dachte er. „Ich könnte ganz gut hinüberfahren und sie überraschen.“ Es waren zwei kleine Kähne und ein Segelboot da. Wenn ich ein Ruderboot finde, fahre ich nach der Insel hinüber.“

Er eilte in das Boothaus, dessen Thüre Fernwald offen gelassen hatte. Er fand ein sehr geräumiges kleines Ruderboot; aber es war mit einer Kette an einer Stange befestigt, und es dauerte ziemlich lange, bis er es losmachen konnte. Endlich,

als er schon sein Vorhaben entmuthigt aufgeben wollte, gelang es ihm, und er stieß in demselben Augenblick vom Lande, als Claras gellender Hilfeschrei ertönte.

Ein einziger rascher Blick verrieth ihm den Stand der Dinge. Kräftig setzte er die Ruder ein, und das Boot flog pfeilschnell nach der Richtung des Unfalls.

Er war noch nicht zwanzig Schritte weit, als Fernwald, der immer auf der Hut war, sein Näherkommen bemerkte.

Mit instinctiver Geschwindigkeit veränderte der Schurke seine Taktik und schwamm zu dem umgestürzten Boot hin, an welches er Frau Walter sich anklammern ließ. Dann schwamm er zu der Stelle, wo Clara verschwunden war.

Er machte scheinbar gewaltige Anstrengungen, das Mädchen zu retten, beschwor sie mit lauter Stimme, den Muth nicht sinken zu lassen, und haschte nach ihren Haaren, die er nur um einige Zollbreit verfehlte. Sie verschwand wieder unter dem Wasser.

Fernwald schaute hastig nach der Küste, um das näherkommende Boot zu suchen. Himmel! es war ganz nahe und schoß pfeilschnell immer näher.

Ehe er sich noch bewegen oder sprechen konnte, war das Boot dicht vor ihm. Reinhard senkte die Ruder, bog sich über den Seitenrand des Kahnes und schaute in's Wasser hinab. Dann warf er rasch seinen Oberrock ab, sprang in's Wasser und tauchte tief hinein.

Eine Secunde später — es schien kaum mehr zu sein — erschien er wieder auf der Oberfläche, Fräulein von Linda in seinen Armen haltend.

Er schwamm mit ihr zu dem Boote, legte sie hinein und stieg dann auch hinein.

Frau Walter wurde von dem anderen Boote mitgenommen, und in sehr kurzer Zeit hatten sie das Boothaus erreicht. Die Thüren waren offen, und der Kahn schoß unter sein schützendes Dach. Reinhard sprang heraus, befestigte das Boot an einer Stange, hob die triefende Gestalt des besinnungslosen Mädchens heraus und legte sie auf eine Bank. Frau Walter, mit an ihrem Körper klebenden nassen Kleidern, stieg auch heraus und beeilte sich, bei der Wiederbelebung des Mädchens behilflich zu sein.

Nach langem Reiben und Lufteinhauchen flammte der fast erloschene Lebensfunke in Clara wieder auf; sie öffnete die Augen und erkannte die Gesichter der sich ängstlich über sie Beugenden.

„Ich glaubte, ich müsse ertrinken," sagte sie schaudernd. „Haben Sie mich gerettet, Herr Reinhard?" und eine plötzliche Röthe bedeckte ihre bleichen Wangen. „Wo ist mein Cousin? Er ist doch nicht ertrunken?"

„Nein," antwortete Fernwald, „aber ich glaubte schon, Sie wären verloren, Cousine Clara. Ach, was hätte ich gethan, wenn Sie ertrunken wären? Ich hätte mir es nie verziehen, daß ich Sie zu diesem Ausfluge überredet habe."

Seine Gewissensbisse und sein Entsetzen schienen aufrichtig zu sein.

„Seien Sie nicht so betrübt, Cousin Carl," sagte Fräulein von Lindau. „Sie haben sich sehr bemüht, mich zu retten; Ihre Worte gaben mir neuen Muth, als mich meine Sinne eben verlassen wollten."

Sie erhob sich mühsam, als sie sprach.

„Mein Cousin versuchte mich zu retten," fuhr sie fort, „aber Ihnen, Herr Reinhard, verdanke ich mein Leben. Ich

werde nie vergessen können, was ich Ihnen schulde — kann Ihnen nicht genug danken für das Leben, das Sie mir zurückgegeben haben."

„Es war mein Glück, noch rechtzeitig zu kommen, um Sie retten zu können, Fräulein von Lindau," sagte Reinhard; „aber ohne Zweifel hätte Ihr Cousin," und er verneigte sich vor Fernwald, „Sie gerettet, wenn ich nicht in der Nähe gewesen wäre."

„Mein Cousin ist Herr von Fernwald aus Br.," sagte Clara von Lindau. „Herr Fernwald, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Reinhard, den Pathensohn Baronin Falkners, vorzustellen."

Die Herrn verbeugten sich höflich gegenseitig, und dann brachen sie auf Frau Walters Veranlassung nach der Abtei auf, welche bald erreicht wurde.

Frau Walter ertheilte ihre Befehle mit der Entschiedenheit und Bestimmtheit eines Generals. Clara von Lindau eilte auf ihr Zimmer und nahm augenblicklich ein Bad. Als sie demselben entstieg, brannte ein helles Feuer in dem Kamin ihres Ankleidezimmers; ein Tisch und ein Stuhl waren vor demselben hingerückt, und auf dem Tische stand eine Tasse mit dampfendem Thee mit Rum vermischt.

Die Herren wurden in verschiedene Zimmer geführt und Feuer daselbst angemacht und Bäder für sie hergerichtet.

Reinhard hatte einen Koffer mitgebracht und war daher im Besitze von anderen Kleidern. Fernwald war genöthigt, von dem Haushofmeister Kleider auszuleihen, bis für ihn welche aus dem Gasthofe, wo er wohnte, herbeigebracht werden konnten. Solange er warten mußte, schloß er sich in sein Zimmer ein.

Reinhard suchte Frau Walter auf, welcher das unfreiwillige, kalte Bad gar nichts geschadet hatte, und plauderte lange Zeit mit ihr von Baronin Falkners Reise, von der er gar nichts gewußt hatte, und im Verlaufe des Gespräches kam man auf Ditas Adoption. Die Haushälterin drückte ihre Zustimmung aus.

„Sie ist ohne Zweifel die geeignetste und natürliche Erbin Baronin Falkners," sagte sie, „und wenn sie es selbst nicht wäre, so ist der Wille meiner Herrin Gesetz, und da die Güter nicht Fideicommiß sind, so kann sie sie hinterlassen, wem sie will. Aber es ist noch eine Person da, die gleichfalls Ansprüche an meine Herrin hat, wenn auch keine gesetzlichen."

„Sie meinen Frau Meinfeld?"

„Ja, Herr. Sie war die Enkelin einer Jugendfreundin von Baronin Falkner und blieb als ganz junges Kind als Waise zurück; und meine Herrin nahm sie zu sich und erzog sie in der Absicht, sie zu ihrer Erbin zu machen. Aber Fräulein Helene war eigensinnig und selbstsüchtig und wollte immer nur ihren Willen um jeden Preis durchsetzen. Meine Herrin hat ihr diese Heirath mit dem Attaché der chinesischen Gesandtschaft nie verziehen; und Fräulein Helene, welche erwartet hatte, daß Alles nach ihrem Wunsche gehen würde und sie bereitwillige Versöhnung und Verzeihung finden könne, war gezwungen, nach China zu gehen, ohne Baronin Falkner wieder zu sehen. Das war vor fünf Jahren. Wie die Zeit entflieht! Fräulein Helene bereute ihre Heirath bald genug und schrieb zahllose Briefe an meine Herrin, welche diese jedoch alle ungelesen verbrannte. Fräulein Helene ist arm, wie Sie wissen, und da meine Herrin sie im Ueberflusse erzogen hat, glauben manche Leute, sie hätte Ansprüche an Baronin Falkner."

„Wenn sie welche hatte, so hat sie sie verwirkt, als sie so eigenmächtig heirathete," sagte Reinhard. „Aber genug von ihr. Bitte, gehen Sie gleich zu Fräulein von Lindau, Frau Walter; ich bin besorgt um sie."

Die Haushälterin eilte seinem Wunsche gemäß fort. Etwas später kam sie mit der Nachricht zurück, daß Fräulein von Lindau von einem Fieberfroste befallen sei und daß sie bereits einen Diener um den Arzt geschickt habe.

Clara verließ ihr Zimmer weder an diesem, noch an vielen darauffolgenden Tagen. Schrecken und Erkältung hatten ihr ein schleichendes Fieber zugezogen, das — obwohl nicht besonders gefährlich — sie dennoch an das Bett und Zimmer fesselte.

Reinhard dehnte seinen Aufenthalt in der Abtei auf eine Woche aus, durfte Fräulein von Lindau jedoch nicht sehen.

Fernwald blieb einen Monat im Gasthofe zum „rothen Fuchs" — einen Monat, der ihm als der langweiligste erschien, den er je verlebt hatte.

Als Clara dann noch immer nicht im Stande war, Besuche zu empfangen, kehrte er nach Br. zurück, um ihre Genesung abzuwarten.

„Es ist nicht nothwendig, daß ich mich in diesem Dorfwirthshause lebendig begrabe, ohne Gesellschaft und Beschäftigung," bemerkte er im Laufe eines Gespräches zu seinem Kammerdiener. „Es wird Monate dauern, bis sie ganz hergestellt ist. Es wäre ein rechtes Glück für mich, wenn sie nach ihrer langen Krankheit stürbe. Wenn sie gesund wird, kann ich wieder in die Umgebung der Abtei zurückkehren und einen

Versuch machen. Jetzt will ich mich aber nach Heinrich von Penther umsehen, wie es mit seiner Gesundheit steht."

„Ich glaube, Sie werden ihn im letzten Stadium finden," sagte Gänner ruhig. „Sie müssen in großem Elend sein. Arm und krank und hoffnungslos, wird er Ihnen nicht mehr lange im Wege stehen."

Um sich zu überzeugen, ob diese Prophezeiung wahr sei, ging Fernwald gleich am ersten Tage seiner Ankunft in Br. zu Penther.

Er fand den Künstler und seine Frau noch in derselben Wohnung, in welcher er seine schändlichen Pläne gegen sie begonnen hatte. Das kleine Wohnzimmer war in strengster Ordnung und Sauberkeit; ein schwaches Feuer brannte in dem Kamin; die Blumen blühten freundlich am Fenster, und Frau Penther, freundlich und heiter wie immer, mit einem geduldigen Ausdrucke in ihren großen blauen Augen und einem sanften Lächeln auf ihren vollen rothen Lippen, saß an einem Fenster und colorirte Photographien, während an einem anderen in einem Lehnstuhle, von Kissen unterstützt, Heinrich von Penther ebenfalls mit Pinsel und Palette beschäftigt saß.

Es guckte die bitterste Armuth aus der Kahlheit dieses Zimmers heraus, aber dennoch war es heimlich und einladend, und die Blumen milderten seine Armseligkeit ein wenig. Der Künstler war sehr abgezehrt; seine Augen waren ungewöhnlich groß, und auf seinen vorspringenden Backenknochen brannten zwei dunkelrothe Flecke.

Fernwald wurde von den beiden Gatten herzlichst begrüßt. Es kamen jetzt nur selten Besuche zu dem armen, kranken Künstler, und obwohl Wilma von Penther durchaus keine Neigung für den Cousin ihres Gatten hatte, begrüßte sie ihn

doch mit Freuden, weil sie hoffte, der Besuch werde den Kranken erfreuen und zerstreuen.

„Bei der Arbeit?" fragte Fernwald überrascht, die beiden Gatten abwechselnd anschauend. „Es geht Dir also besser, Penther?"

Das Gesicht des Künstlers verdüsterte sich.

„Es geht mir gar nicht besser," antwortete er mit einem traurigen Blick auf seine Frau, „durchaus nicht. Aber ich kann es nicht ertragen, länger im Bett zu liegen und zu sehen, wie meine brave Frau Photographien colorirt und unermüdlich arbeitet, um unseren Unterhalt zu bestreiten."

Fernwald trat näher und schaute dem Künstler über die Schulter.

Das Thema war etwas alt und verbraucht, aber mit genialer Frische und Originalität behandelt. Es stellte ein Mädchen mit nachtschwarzen Haaren und Augen vor, das an einen Felsen gekettet war. Vögel schwebten an dem grauen Himmel über ihr, und die grauen, kalten Wellen schlugen immer näher und näher an sie heran, so daß ihr das Wasser schon über die Füße ging. In dem Gesichte des Mädchens malte sich ein furchtbareres Grauen, als es ihr selbst der Tod in den Wellen einflößen konnte; eine entsetzensvolle Erwartung, eine Furcht, welche wohl der Pinsel, aber nimmermehr die Feder schildern kann. Es war ein großes und bedeutendes Bild, und Fernwalds Züge drückten seine Ueberraschung aus ob des Genies, das sich darin verrieth. Er hatte Penthers Talent für ganz gewöhnlich gehalten.

„Andromeda!" rief er aus. „Welche Gewalt Du hineingelegt hast! Ich hätte nie geglaubt, daß Du einer so bedeutenden

Leistung fähig wärest, Penther. Du bekommst den besten Platz in der Akademie in der nächsten Saison. Treuenwerth erhält ein Preisgemälde!“

Der Künstler lächelte traurig.

„Ich bin kein Genie, Fernwald,“ sagte er, „aber wie ein Feuer zuweilen am hellsten auflodert, ehe es erlischt, so concentrirt sich mein armes, schwaches Talent in dieser letzten Anstrengung. Es ist mein Schwanengesang.“

Fernwald blieb noch länger und empfahl sich dann, heimlich sehr vergnügt, aber mit einem erheuchelten Ernst im Gesichte.

Der Sommer verging, und der Herbst kam. Fernwald, der wieder eine sehr elegante Privatwohnung bezogen hatte, saß auf seinem Zimmer. Er rauchte langsam eine Cigarre, während Gänner die Spalten der „Hofchronik“ und anderer Zeitungen durchstöberte.

„Es ist nun länger als ein Jahr, Gänner, daß wir Beide den Plan faßten, mir sämmtliche Hindernisse aus dem Wege zur Treuenwerth-Erbschaft zu räumen,“ sagte Fernwald, eine Rauchwolke von sich blasend, „und wir haben kaum ein Hinderniß aus dem Wege geräumt. Apropos, ich beabsichtige, mit dem Nachteilzuge nach der Bahnstation der Abtei zu reisen; ich bin überzeugt, daß Reinhard gestern hinreiste. Ich war heute bei ihm, und sein Diener sagte mir, er sei auf's Land gegangen. Fräulein von Lindau ist wahrscheinlich wieder hergestellt.“

„Er ist hingegangen, um seine Freunde zu begrüßen, die über den Sommer verreist waren,“ sagte der Kammerdiener. „Ich sehe, daß Baronin Falkner und ihre Adoptivtochter und

Erbin, Fräulein von Solm, von ihrer Reise zurückgekehrt sind und heute Abend in der Abtei erwartet werden."

Fernwalds Augen glänzten vor plötzlicher Aufregung. Er warf seine Cigarre weg und rief aus:

„Wirklich? Sie sind also nach Hause zurückgekehrt! Dann gehe ich mit dem ersten Zuge nach der alten Abtei. Packen Sie meinen Koffer und rufen Sie einen Wagen. Wir wollen gleich fort!"

Zwölftes Capitel.

Die Intrigantin.

Es war ein schöner Oktobertag, als Baronin Falkner, Dita von Solm und Frau Bittner, ihre vertraute Dienerin, auf der letzten Bahnstation ein Coupé erster Klasse verließen und in den Wagen der alten Abtei einstiegen, der mit livrirten Dienern und schnaubenden Pferden sie erwartete.

Frau Deckert hatte mit dem kleinen, zarten Erben Baron Max von Treuenwerths den Zug um eine Station früher verlassen, und sie hatte den Auftrag, mit einem Wagen landeinwärts zu einem Hause zu fahren, welches nur einige Meilen von der Abtei entfernt war, und das von Baronin Falkners Advokaten, der auch ihr Vertrauter war, für ihre Benützung eingerichtet worden war.

Man kann sich denken, daß Dita sich sehr schwer von ihrem Kinde trennte, aber sie fügte sich der weisen Entscheidung der Baronin und ertrug diese Prüfung scheinbar sehr muthig

Die lange Fahrt nach der Abtei wurde ohne Aufenthalt zurückgelegt, und endlich bog der Wagen durch das Gitterthor

ein und rollte rasch die Allee entlang. Er hielt vor der großen Pforte, und Arnold Reinhard öffnete das Thor und begrüßte sie mit vor Freude leuchtendem Gesichte.

„Du hier!“ rief Baronin Falkner aus. „Das ist wirklich eine Ueberraschung, Arnold!“

„Und ich hoffe, eine angenehme,“ beste Pathin, erwiderte der junge Mann fröhlich. „Wir freuen uns, Sie wieder zu sehen. Willkommen daheim, Dita!“

Er half der Baronin aussteigen, aber sie lehnte seine weiteren Dienste ab und trat, auf Dita und ihren Stock gestützt, in die große Halle ein.

Reinhard folgte ihnen.

Die gewöhnlichen Begrüßungen wurden ausgetauscht, die gesammte Dienerschaft war versammelt, und unter einem großen Aufwand von Förmlichkeiten begab sich Baronin Falkner auf ihre Gemächer und wurde Dita auf ihr Zimmer geführt.

Gleich nachdem die erste Tischglocke geläutet hätte, versammelten sich die Familienglieder in dem Salon. Baronin Falkner trug ein langes, schwarzes Sammtkleid und prachtvolle Brillanten.

Dita trug ein theerosenfarbenes Seidenkleid und einen gleichfalls in's Rosenrothe spielenden Topasschmuck. Clara von Lindau hatte ein hellblaues Seidenkleid angezogen, welches ihre zarte, blonde Schönheit trefflich kleidete. An der Brust trug sie einige rothe Rosen, sonst hatte sie keinen Schmuck. Das Diner dauerte in der Abtei immer sehr lange und wurde stets mit großer Förmlichkeit abgehalten. Etwas nach acht Uhr kehrte Baronin Falkner, auf Reinhards Arm gestützt, mit den Uebrigen in den Salon zurück. Da der Oktoberabend

kalt war, brannte in allen drei Kaminen Feuer. Das große Gemach, das in der letzten Zeit so öde und verlassen war, hatte bereits wieder einen traulichen Anstrich.

Dita spielte Clavier und sang dann mit ihrer herrlichen Altstimme einige Lieder und mit Clara, die einen lieblichen Sopran besaß zweistimmige Gesänge.

Reinhard trug auch seinen Theil zu dem improvisirten Concerte bei, und Baronin Falkner hörte, in ihren Lehnstuhl zurückgelehnt mit großem Entzücken zu.

Nachdem sie genug musicirt hatten, versammelten sich die drei jungen Leute in einer Gruppe um die alte Herrin der alten Abtei, die sie Alle mit einem glücklichen, befriedigten Lächeln anschaute.

Um elf Uhr küßte Dita ihre Wohlthäterin zur guten Nacht und zog sich mit Clara von Lindau zurück.

Arnold Reinhard blieb noch einige Minuten, um mit seiner Pathin etwas zu besprechen.

„Ich sehe, Du willst über Dita mit mir sprechen," sagte die alte Dame lächelnd. „Arnold, ich glaube, ich liebe sie mehr, als ich irgend einen Menschen zuvor geliebt habe. Es giebt kein liebebedürftigeres Herz, als das einer kinderlosen, enttäuschten, alten Frau. Sie ist ein Theil von meinem Leben geworden; sie wird mich nie enttäuschen, wie Helene es that. Weißt Du, daß ich mein Testament zu ihren Gunsten gemacht habe?"

„Ja, beste Pathin, und es freut mich sehr. Dita ist so, wie Sie es sagen," entgegnete Reinhard warm; „sie verdient Ihre Liebe und Zärtlichkeit. Zuweilen glaubte ich, Dita hätte einen geheimen Kummer —"

Er hielt inne, denn er wollte Baron Max von Treuenwerths Namen nicht nennen. Er konnte das Vertrauen nicht mißbrauchen, das Dita schweigend in ihn gesetzt hatte.

„Unsinn!" rief Baronin Falkner aus. „Ditas ganze Seele liegt vor mir. — Geheimer Kummer! Keine Spur davon. Bist Du in meine kleine Erbin verliebt, Arnold?"

„Ich liebe sie, wie wenn sie meine Schwester wäre. Sie wissen ja, daß wir fast wie Bruder und Schwester mit einander erzogen wurden," sagte Reinhard. „Ich würde ebenso wenig daran denken, eine Schwester zu heirathen, — wenn ich eine hätte — wie ich daran denke, unsere liebe, kleine Dita zu heirathen. Aber ich bin verliebt, theure Pathin!"

„Ah, ich dachte mir's. Ich wußte, Du wolltest mir ein Bekenntniß machen. Und wer ist die Dame, Arnold?"

„Fräulein von Lindau," antwortete Reinhard stolz. „Clara von Lindau, theure Pathin. Ich habe zu ihr bisher noch nichts von meiner Liebe gesprochen. Ich konnte es als Ehrenmann nicht thun, solange ich Ihre Einwilligung und Zustimmung nicht hatte. Sie steht unter Ihrer Obhut, und Sie sind meine beste Freundin, es gebührt Ihnen und ihr, daß ich zuerst mit Ihnen spreche."

„Gewiß; Clara ist arm, aber sie ist von guter Geburt — eine Treuenwerth von mütterlicher Seite, und daher aus dem besten Blute. Sie ist eine Dame durch Geburt und Erziehung, ist schön, edel und gut," sagte Baronin Falkner. Sie wird eine brave Gattin sein, und Du bist reich genug für Euch Beide. Ich werde ihr eine schöne Aussteuer geben, und Du sollst sie heirathen, sobald Du willst."

„Wenn sie mich nur haben will," sagte Reinhard zaghaft.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf, und Frau Walter trat mit einem Brief auf silbernem Teller, unter vielen Entschuldigungen ein.

„Ich bitte um Entschuldigung, Baronin Falkner,“ sagte sie, „aber der Haushofmeister hat mir soeben diesen Brief gebracht, welcher heute Morgen für Sie angekommen ist, und welchen er Ihnen zu übergeben vergaß.“

Die Baronin nahm den Brief, und Frau Walter zog sich zurück.

„Aus Br.“, sagte die alte Frau, das Couvert herabreißend, „und von Helene Meinfeld. Sie ist in Deutschland! Ei, was ist das? Ihr Taugenichts von einem Manne ist todt, und sie ist nach Deutschland zurückgekehrt, um — mir zu Füßen zu fallen — das sind ihre Worte. Sie bittet, ich möge ihr den Schutz meines Hauses nicht versagen, wie schlecht sie auch war. Sie wird morgen früh hier sein; Gott beschütze uns!“

„Sie können ihr nicht verweigern, worum sie bittet, liebe Pathin — ja, Sie können sie nicht von Ihrer Thür weisen. So undankbar und selbstsüchtig sie auch ist, sollte doch die Abtei, welche die Heimat ihrer Kindheit war, ihr in ihrer Armuth und ihrem Kummer Schutz gewähren.“

„Du hast Recht; aber höre auf meine Worte,“ sprach die alte Frau in fast prophetischem Tone: „Jetzt sind wir glücklich, aber mit der Ankunft von Helene Meinfeld tritt die Schlange in unser Paradies ein!“

Das waren strenge und bittere Worte, aber sie fanden ihr Echo in Arnold Reinhards Herzen.

— — — — — — — — — — — —

Zeitig an dem Tage, welcher ihrer Heimkehr folgte, saß Baronin Falkner in einem großen Fauteuil in dem freundlichen Morgenzimmer der alten Abtei.

Dita von Solm saß auf einem Schemel zu Füßen der Greisin. Clara von Lindau saß mit einer Buntstickerei beschäftigt an einem der Bogenfenster, welche die Terrassen überblickten. Arnold Reinhard besah eine Mappe mit Stahlstichen in ihrer Nähe.

Der sanfte Herbstsonnenschein fiel durch die Fenster und Glasthüren herein und erfüllte das Zimmer mit freundlicher Helle. Der Brief, welchen die Baronin am vergangenen Abend erhalten hatte, lag offen auf ihren Knieen. Sie hatte Dita und Clara soeben die Nachricht mitgetheilt, daß an diesem Morgen ein Gast in der Abtei eintreffen würde, — ein Gast, dessen Aufenthalt unbestimmt sei.

„Ich habe den Wagen nach der Station geschickt, um sie abzuholen," schloß Baronin Falkner mit einem Seufzer. „Ich konnte sie unmöglich in einem Miethwagen ankommen lassen. Sie ist eine Witwe, erst fünfundzwanzig Jahre alt und heißt Helene Meinfeld."

„Ich habe ihren Namen nie zuvor gehört," sagte Dita mit einiger Ueberraschung in ihrem schönen, jugendlichen Gesichte. „Wer ist sie, liebe Pathin? Und soll hier wirklich ihre Heimat sein?"

„Ich hoffe nicht — das heißt, nicht für lange!" rief die Baronin aus, ihre Brauen energisch zusammenziehend. „Ich habe nie von ihr mit Dir gesprochen, mein Kind, weil sie mir kein angenehmer Gesprächsgegenstand war. Seit fünf Jahren durfte ihr Name in meinem Hause vor mir nicht genannt werden. Sie ist die Enkelin einer Dame, welche meine beste

Freundin war. Um ihrer Großmutter willen, die schon lange todt ist und die mich trotz meiner buckeligen, verkrüppelten Gestalt liebte, nahm ich das verwaiste Kind, Helene, zu mir und versuchte, sie zu lieben. Ich dachte daran, sie zu meiner Erbin zu machen. Ich glaubte," und hier wurde der Ton der alten Frau bitter und höhnisch, „daß sie mir in Erwiderung der Güte und Sorgfalt, die ich ihr angedeihen ließ, etwas von jener Liebe schenken würde, die sie ihrer Mutter geweiht hätte. Ich irrte mich. Ich erzog sie mit der größten Sorgfalt; ich hätschelte und verwöhnte sie, aber sie erwies sich herzlos und selbstsüchtig und vergalt meine Güte mit dem schwärzesten Undank. Während eines längeren Besuches bei einer jungen Freundin wurde sie mit einem jungen Manne aus guter Familie bekannt. Er war arm und ein Mensch von schlechten, ausschweifenden und verschwenderischen Gewohnheiten, aber er war schön, und sie verliebte sich in ihn. Ich verbot ihr, mit ihm zu verkehren; sie sündigte jedoch auf meine Liebe zu ihr hin — glaubte, daß ich jede Thorheit, die sie beginge, gerne verzeihen würde, und ging mit ihm durch. Dann kamen sie, nach der Art der Liebenden in Theaterstücken, zu mir, um meine Verzeihung zu erbitten, aber ich weigerte mich, sie zu sehen. Ich habe Helene seit ihrer Heirath mit dem jungen Meinfeld nicht wieder gesehen. Ich bin hingebend in meiner Liebe, aber unversöhnlich in meinem Zorne!"

Das harte und strenge Gesicht der alten Frau schien noch härter und strenger zu werden. Die dicke Oberlippe preßte sich fest auf die Unterlippe, was dem finsteren Gesichte einen fast unheimlichen Ausdruck verlieh.

Dita wich erschrocken zurück, und als Baronin Falkner

das sah, wurden ihre Züge wieder weich, und eine plötzliche Zärtlichkeit leuchtete in ihren schwarzen Augen auf.

„Du hast mich nicht zu fürchten, Dita," sagte sie sanft. „Du wärest eines solchen Undankes nicht fähig. Wenn Du desselben fähig wärest, würde mich die Entdeckung tödten." Und ein heftiges Beben erschütterte den alten, verkrüppelten Körper. „Aber, um auf Helene zurückzukommen; ich wollte nichts für sie thun. Ich weigerte mich, sie zu sehen, wie ich sagte. In dieser Bedrängniß nahm sich einer von Meinfelds einflußreichen Freunden ihrer an und verschaffte Meinfeld eine Anstellung als Secretär bei einem Minister in China und schickte das junge Paar drei Monate nach der Hochzeit fort. Ich empfing während der nächsten zwei Jahre mehrere Klagebriefe von Helene. Sie erbot sich, ihren Gatten für immer zu verlassen, wenn ich sie nur wieder aufnehmen wollte. Sie beklagte sich über ihr kärgliches Einkommen; die Gesellschaft, in der sie lebte, gefiel ihr nicht; sie konnte sich nicht kleiden, wie sie wollte — kurz und gut, sie wollte zu mir zurückkehren und in ihrem früheren Verhältniß mit mir leben. Ich verbrannte alle ihre Briefe, nachdem ich sie gelesen hatte, und beantwortete sie natürlich gar nicht. Sie schreibt mir jetzt, daß ihr Gatte gestorben ist, daß sie nach Deutschland zurückgekommen sei, arm und freundlos, daß ich jetzt ihre einzige Hoffnung sei, und daß sie diesen Morgen hierherkommt, um sich mir zu Füßen zu werfen und meine Verzeihung zu erflehen, sowie ein kleines Plätzchen in meinem Hause, wenn schon nicht in meinem Herzen."

„Und Sie haben ihr den Wagen entgegengeschickt, beste Pathin?" rief Dita aus. „Sie konnten gegen ihre Bitten nicht taub, gegen ihre Verzweiflung nicht fühllos bleiben! Wie

liebe ich Sie wegen dieser Güte gegen die arme, unglückliche junge Witwe!"

„Hm!" sagte Baronin Falkner, die Lippen spöttisch verziehend. „Ich glaube nicht, daß sie unglücklich ist, Dita. Was meine Güte gegen sie betrifft, möchte ich ihr viel lieber meine Thüre verschließen, was ich auch wirklich thun sollte; aber Arnold meint, ich sollte ihr ein Obdach geben, und alle Welt würde darüber reden, wenn ich sie in ihrer Armuth und Verlassenheit fortschickte. Ich könnte die Enkelin meiner theueren Jugendfreundin nicht für's Brot arbeiten lassen, während ich im Ueberflusse lebe. Ich könnte den Abkömmling meiner theueren Freundin nicht in einer schlechten, armseligen Wohnung existiren lassen, während ich große, leere Zimmer in der Abtei habe. Ich denke immer nur an ihre Großmutter, nicht an sie. Ich verzeihe ihr nicht — ich kann sie nicht leiden. Ich wollte, ich dürfte mich frei fühlen, sie in die Welt hinauszustoßen, damit sie sich allein durchschlage; denn meine Ansicht ist die, daß, wenn ich dieses selbstsüchtige, leichtsinnige Geschöpf in mein Haus nehme, ich es bis zu meinem Tode bereuen werde. Aber trotz meiner besseren Einsicht muß ich sie aus den angeführten Gründen empfangen."

Ihre gelbe, magere Hand, welche sie auf Ditas schwarzes Haar gelegt hatte, zitterte.

In einer plötzlichen Eingebung, als fürchte sie, daß die bevorstehende Ankunft ihrem jungen Günstlinge Unheil bringen würde, neigte sie sich herab und küßte Dita mit bebenden Lippen.

„Der Wagen sollte bereits hier sein," sagte die Baronin dann. „Ich glaube fast die Räder zu hören. Gehe zum Fenster, liebes Kind, und sage mir, ob sie kömmt."

Dita stand auf und ging zur Glasthüre, durch welche man auf die Terrasse hinaussehen konnte, und Baronin Falkners Augen folgten ihr mit liebevollen Blicken, die auf der herrlichen, seltsam anmuthsvollen, jugendlichen Gestalt haften blieben und auf dem stolzerhobenen Kopfe mit den üppigen schwarzen Flechten und dem lieblichen, feingeschnittenen Profile.

Durch die Glasthüre konnte Dita einen Theil der langen, gewundenen Allee sehen, die vom Parkthore zur Abtei führte.

„Der Wagen naht!“ rief sie mit ihrer leisen, wohlklingenden Altstimme. „Sie kommt, liebste Pathin!“

Baronin Falkner stieß einen Seufzer aus, der fast ein Aechzen war.

Dita beobachtete den Wagen, bis er vor dem Thore still hielt, und setzte sich dann neben Clara von Lindau.

Ein Stillschweigen folgte — ein erwartungsvolles Stillschweigen. Es wurde durch das Erscheinen eines Dieners unterbrochen, welcher die Ankunft von Frau Meinfeld meldete.

„Führen Sie sie hier herein,“ befahl Baronin Falkner, finster und hart wie eine Statue aussehend.

Der Diener zog sich zurück. Eine Minute später hörte man das Rauschen weiblicher Kleider, und eine hohe, ganz in Schwarz gehüllte Gestalt kam in das Zimmer gestürzt, blieb einen Augenblick stehen, sprang dann vorwärts und fiel mit wohlstudirter Grazie der Herrin der alten Abtei zu Füßen.

„Verzeihen Sie mir! o, verzeihen Sie mir!“ schrie die Stimme, die dieser Gestalt gehörte — eine Stimme, die, obgleich schmerzlich tönend, den Hörern doch wie affektirt und erzwungen vorkam. „O, Baronin Falkner, theuere Freundin, ich habe meinen Ungehorsam und meine Thorheit bitter bereut. Ich komme zu Ihnen zurück, arm und hilflos, einsam und

verlassen. Um meiner Großmutter willen, die Sie so sehr geliebt haben, verzeihen Sie mir und seien Sie wieder meine Freundin. Ich will nicht eher aufstehen, als bis Sie mir verziehen haben. Wenn Sie sich weigern, werde ich sterben!"

„Stehen Sie auf, Helene," sagte die Baronin kalt, von ihren Bitten durchaus nicht gerührt. „Machen Sie keine Phrasen. Nachdem ich Ihnen den Wagen entgegengeschickte können Sie sich denken, daß ich Sie nicht werde hungern lassen."

„Sie verzeihen mir also?" schrie Frau Meinfeld in höchster Extase. „Beste Baronin Falkner, ich danke Ihnen auf meinen Knieen für Ihre großmüthige Güte gegen mich. Ich bin derselben unwürdig, aber ich will Ihnen künftighin eine Tochter sein. Ich will alle Ihre Wünsche erforschen, will Ihr Glück zu meiner größten Sorge machen. Ich will jetzt sein, was ich schon früher hätte sein sollen — der Stab Ihres Alters, der Trost Ihrer einsamen Stunden, Ihre liebende, geliebte Tochter!"

Sie griff hastig nach einer Hand der alten Dame und bedeckte sie mit Küssen. Dann stand sie langsam auf und that, als wollte sie die verkrüppelte, kleine Gestalt umarmen; aber die Baronin wehrte sie mit gebieterischer Geberde ab.

„Ich habe nicht gesagt, daß ich Ihnen verzeihe, Helene," sagte die Greisin kalt; „ich sagte nur, daß ich Sie nicht darben lassen würde. Ich will Ihnen ein Obdach, Kleider und zu essen geben; Sie können hier bleiben, oder anderswohin gehen, wie Sie wollen. Aber das alte Leben und die alten Beziehungen zwischen Ihnen und mir hatten an jenem Abend ein Ende, wo Sie sich wie ein Feigling aus meinem Hause schlichen, um den Mann zu heirathen, mit dem zu verkehren ich Ihnen strenge verboten hatte. Sie können die Stellung

nie zurückgewinnen, die Sie verloren haben, ebenso wenig, als Sie mir je wieder werden sein können, was Sie mir einst waren."

Frau Meinfeld stieß einen Schrei der Unruhe und Bestürzung aus. Sie wäre Baronin Falkner wieder zu Füßen gefallen, wenn sie nicht plötzlich bemerkt hätte, daß sie nicht allein mit ihr war.

„Ich — glaubte, Sie hätten mir verziehen," stammelte sie.

„Sind Undank, Lug und Trug, Falschheit und Verrath so geringe Fehler, daß man sie so leicht verzeihen kann?" fragte die Baronin strenge.

„Aber ich habe bereut," sagte Frau Meinfeld mit erzwungenem Schluchzen. „Ich habe meine Heirath gleich bereut, als ich sah, daß Sie mir nicht verzeihen würden. Albert war ganz so, wie Sie es sagten. Ich lernte ihn hassen. Er war ausschweifend, ohne Umsicht und gefühllos; er konnte mich nicht anständig erhalten. Ich würde ihn jeden Augenblick nach meiner Hochzeit verlassen haben, wenn Sie mich wieder aufgenommen hätten; er war ein schlechter, unwürdiger Mensch."

„Er war Ihr Gatte und hat daher den Anspruch, nur mit Achtung von Ihnen genannt zu werden," unterbrach sie Baronin Falkner mit blitzenden Augen. Er hat mir nicht gefallen, aber da Sie ihn trotz seiner Fehler geheirathet haben, mußten Sie ihm doch vertrauen. Selbst das Andenken eines schlechten Gatten sollte von den Lippen einer Gattin nicht geschmäht werden, und es soll nicht die Hand seines Weibes sein, die sich gegen den Ruf des Mannes erhebt, den es begraben hat. Schämen Sie sich, Helene Meinfeld!"

„Was wollen Sie von mir haben? Sie tadeln mich dafür, daß ich mit Ihnen übereinstimme!" schrie Frau Meinfeld

verzweifelnd. „Warum sind Sie so hart gegen mich? Liebe Baronin Falkner, ich bin hiehergekommen mit der Liebe und dem Vertrauen einer Tochter. Ich beschwöre Sie, nehmen Sie mich auf, wie eine reuige Sünderin!

„Unsinn, Helene, Sie sind mir gar nichts, und Sie haben nicht den Schatten eines Anspruches an mich. Ich nehme Sie nur um Ihrer Großmutter willen auf," sagte die Baronin mit ihrer dünnen, schrillen Stimme. „Sie gefallen sich darin, mir Ihre töchterliche Liebe anzupreisen! Ich brauche sie nicht. Wie gesagt, ich gebe Ihnen ein Heim, nichts weiter. Wenn Sie mit irgend einer Idee gekommen sind, Ihre frühere Stellung wieder einzunehmen und meine Erbin zu werden, täuschen Sie sich nur. Wir wollen die Sache hier fallen lassen. Ich will nach einer Dienerin schicken, um Sie auf Ihr Zimmer führen zu lassen. Aber erst will ich Sie meinen jungen Freundinnen hier vorstellen."

Frau Meinfeld wandte sich rasch um und trat der kleinen Gruppe gegenüber.

Dita schaute auf die Terrasse hinaus; Clara beugte sich auf ihre Stickerei herab; Reinhard schaute von seinen Stahlstichen auf und begegnete dem vollen, ängstlichen Blick der Neuangekommenen.

„Arnold!" rief sie erleichtert aus, „Sie hier. Wie freue ich mich, Sie zu sehen! Haben Sie nicht wenigstens einen Empfangsgruß für die arme, irrende, reuevolle Helene?"

Reinhard trat auf sie zu und reichte ihr die Hand mit einem theilnahmsvollen Ausdrucke in seinem schönen, offenen Gesichte; und die Hoffnung, welche bereits fast erloschen war, belebte sich auf's Neue in der Brust der jungen Witwe.

Dita und Clara wandten ihr jetzt ihre Blicke zu. Sie erblickten eine große, stattliche, zu Rundung und Fülle geneigte Gestalt, in Witwentracht gekleidet, das matte Schwarz derselben jedoch etwas gehoben durch reichen Schmelzaufputz. Die Schlankheit und Elasticität der ersten Jugend waren aus Frau Meinfelds Bewegungen geschwunden, aber ihre Haltung verrieth eine wohleinstudirte Grazie. Sie war sehr weiß, und ihre Wangen waren ungemein frisch und roth; sie hatte lichtblaue Augen und flachsblonde Haare, die sie stark gekräuselt trug — aber ihre ganze puppenartige Schönheit machte keinen besonderen Eindruck. Sie trug ein kleines, schwarzes Hütchen, und in ihrer ganzen Kleidung verrieth sich Koketterie und Eitelkeit. Es war etwas Kaltes und Herbes in ihren lichten Augen — etwas Schlaues und Böses in ihren vollen, sinnlichen Lippen. Der Charakter, der in der Brust von Helene Meinfeld wohnte, war nicht so schön, wie ihre äußere Erscheinung, nicht so rein und zart und weiblich, als man ihn unter dieser Hülle vermuthet hätte.

„Willkommen, Helene," sagte Reinhard. „Ich freue mich zu sehen, daß die Jahre Sie nur wenig verändert haben."

„Oh, ich bin nicht verändert?" sagte Helene Meinfeld bitter; und das ist der Empfang, den man mir in dem einzigen Heim, das ich habe, bereitet! Wäre ich doch lieber in China gestorben!"

„Frau Meinfeld," sagte Baronin Falkner laut, in fast triumphirendem Tone, „erlauben Sie mir, Ihnen Fräulein von Solm vorzustellen, meine Adoptivtochter und Erbin, die künftige Besitzerin der alten Abtei!"

Frau Meinfeld erschrak und wurde bleich, als sie ihre Blicke auf Dita heftete, deren bezaubernde ernste Schönheit sie mit ihrem Glanze fast blendete.

Alle häßlichen Eigenschaften in der Seele dieses Weibes wurden in diesem Augenblicke wach, gleichwie schlummernde Schlangen sich im Sonnenschein zu rühren beginnen.

Sie haßte Dita von Solm von diesem ersten Blicke an mit der ganzen Bitterkeit und Schärfe einer schlechten Natur.

Dita war jünger und schöner als sie, Dita besaß eine Anmuth und einen Zauber, den sie nicht heucheln konnte.

Dita hatte den Platz eingenommen, den sie wieder zu erobern gehofft hatte; Dita war Erbin eines ungeheuren Vermögens und einer stattlichen Besitzung, während sie, Helene Meinfeld, eine arme Abhängige in der Abtei sein sollte, die — wenn Dita zur Herrschaft käme — vielleicht hinausgestoßen würde, um sich ihr Brot allein verdienen zu müssen.

Wenn ein Blick glühenden Hasses tödten könnte, so hätte Dita in diesem Augenblicke todt zu Helene Meinfelds Füßen fallen müssen.

Dennoch zwang sich die Witwe zu einem Lächeln und verbeugte sich mit ruhiger Höflichkeit, während sie vor unterdrückter Wuth zitterte.

„Und das ist Fräulein von Lindau, meine Gesellschafterin," sagte Baronin Falkner, auf Clara deutend. „Das ist mein ganzer jetziger Familienhausstand, Helene; Sie können Ihren Platz unter uns einnehmen. Jetzt werden Sie sich wohl auf Ihr Zimmer zurückziehen wollen, um sich nach ihrer Reise zu erfrischen. Arnold, willst Du gefälligst läuten?"

Reinhard that, worum er gebeten wurde. Ein Diener erschien, und die Baronin ließ Frau Walter rufen. Die Haushälterin erschien und wurde beauftragt, Frau Meinfeld auf ihre Zimmer zu führen.

Mit einer tiefen Verbeugung gegen die in dem Morgenzimmer Versammelten, folgte die junge Witwe Frau Walter schweigend in die Halle und die breiten Treppen empor. In der oberen Halle machte sie plötzlich eine Schwenkung nach den prachtvollen von Dita bewohnten Zimmern.

„Ich werde doch natürlich wieder meine alten Zimmer bewohnen, Frau Walter", rief sie mit einer erzwungenen Lebhaftigkeit aus. „Wie oft habe ich daran gedacht, seit ich sie verlassen habe. Unsere Wohnung in China war armselig genug. Das wird ein herrlicher Contrast sein!"

Sie öffnete die Thüre von Dita's Boudoir, ehe sie Frau Walter daran hindern konnte.

„Ah, es ist Alles neu hergerichtet!" rief Frau Meinfeld. „Wie prachtvoll das Alles ist! Hat Baronin Falkner diese Zimmer neu hergerichtet, um die Möbel los zu werden, die ich benutzt hatte, oder that sie es in der Erwartung, daß ich eines Tages zurückkäme?"

„Keines von Beiden," sagte Frau Walter kurz. „Diese Zimmer gehören jetzt Fräulein von Solm. Sie sollen die drei grünen Zimmer bekommen, Frau Meinfeld, folgen Sie mir gütigst."

Das Gesicht der Witwe umwölkte sich, und ein zorniger Blick schoß aus ihren Augen, als sie der Haushälterin auf die bezeichneten Zimmer folgte.

„Die grünen Zimmer," sagte sie höhnisch. „Es sind wohl die schlechtesten im Hause? Ich habe nicht übel Lust, die Abtei noch diese Stunde zu verlassen. Aber nein, das thue ich nicht! Ich will mehr von diesem neuen Günstlinge der Baronin sehen. Ich werde mich nicht so leicht bei Seite schieben lassen!"

Sie hätte wohl hinzufügen können, daß sie kein anderes Heim hatte.

Frau Walter führte den Gast über eine zweite Treppenflucht nach einer Reihe freundlicher Zimmer in den dritten Stock hinauf. Es waren drei hübsche, aber einfache Zimmer, die den strengsten Gegensatz zu den Gemächern bildeten, die Dita bewohnte. Die Wände waren bis zur Hälfte mit dunklem Eichenholz getäfelt; Teppiche und Möbel waren dunkelgrün, und nur ein helles Feuer und einige Spiegel und Bilder in goldenen Rahmen milderten den dunklen Eindruck, den diese Zimmer machten.

Die Witwe warf einen raschen Blick umher, dann warf sie sich ärgerlich und verzweifelnd in einen Stuhl.

„Verlassen Sie mich noch nicht, Walter," rief sie aus, bemüht, ihre Wuththränen zu verbergen. „Ich will mit Ihnen sprechen. Ist das nicht ein großartiger Empfang für mich? Sagte Baronin Falkner wirklich, daß ich diese Zimmer bekommen solle? Ist das nicht ein Irrthum? Es ist ja noch die blaue Reihe da, die braune, die gelbe, die rosafarbene — und dennoch führt man mich hierher?"

„Es ist kein Irrthum, Frau Meinfeld," erwiderte die Haushälterin ernst.

„Ich hätte Erbin der Abtei werden sollen, wie Sie wissen," sagte Frau Meinfeld. „Welch eine Thörin bin ich doch gewesen! Ich habe geglaubt, Walter, daß ich meinen alten Platz selbst jetzt noch zurückgewinnen könnte. Hat Baronin Falkner nie von mir gesprochen?"

„Niemals, Madame."

„Sie nährt also ihren Groll gegen mich weiter. Besser Groll und Haß, als Gleichgiltigkeit," sagte Frau Meinfeld,

die nicht im Stande war, alle Hoffnung aufzugeben. „Wer ist dieser neue Günstling Baronin Falkner's, Walter? Wer ist dieses Mädchen, das an meine Stelle getreten ist?"

„Meinen Sie damit etwa die Erbin meiner Herrin?" fragte Frau Walter mit einem Anstrich von Bosheit, denn die schöne Wittwe war bei den Hausleuten der Abtei nie beliebt gewesen. „Sie ist Fräulein von Solm, die Pathin meiner Herrin und ihre entfernte Verwandte."

„Die Tochter von Julius von Solm? Hat Baronin Falkner sie aus ihrer Armuth und Dunkelheit herausgezogen, um sie zu ihrer Erbin zu machen? Ich glaube, die Schönheit des Mädchens hat die Gunst meiner Herrin gewonnen."

Und wieder lächelte Frau Meinfeld höhnisch.

„Baronin Falkner liebt Fräulein von Solm, wie sie nie zuvor ein menschliches Wesen geliebt hat," rief Frau Walter energisch aus, „und diese Liebe wird erwidert. Jedermann in der Abtei, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, liebt unsere junge Herrin!"

„Ah, die Dienstleute buhlen bereits um die Gunst der erklärten Erbin! Das ist sehr gut! Nun kann Ihre Herrin am Ende doch noch ihren Willen ändern. Alte Frauen von achtzig Jahren sind veränderlich wie Wetterfahnen. Ich habe mehr Ansprüche an Baronin Falkner, als dieses Mädchen. Ich wurde als die Erbin der alten Abtei erzogen; ich habe durchaus nichts gethan, um meine Rechte zu verlieren. Aber genug davon," und Frau Meinfeld beherrschte ihre üble Laune so viel als möglich, um ruhig erscheinen zu können. „Werde ich eine Dienerin zur Verfügung haben?"

„Meine Herrin hat keinen derartigen Auftrag gegeben," sagte die Haushälterin. „Wenn Sie irgendwie unzufrieden

sind, wäre es am besten, mit Baronin Falkner zu sprechen. Und jetzt bitte ich mich gütigst zu entschuldigen; ich will hinuntergehen und Auftrag geben, daß man Ihnen eine Tasse Thee heraufbringe."

Frau Walter entfernte sich, und Helene Meinfeld blieb mit ihren Gedanken allein. Sie waren sehr bitter, wie sich leicht vorstellen läßt.

„Ich erwartete, die alte Frau einsam und ganz verlassen zu finden," sagte sie zu sich selbst, finster die Stirn furchend. „In diesem Falle, glaube ich, hätte ich meinen alten Platz zurückgewinnen können. Aber sie ist glücklich und zufrieden mit ihrem neuen Günstling. Ich werde es sehr schwer finden, wieder ihre Gunst zu erringen, jetzt, wo dieses fremde Mädchen mich ersetzt hat. Ja, das wird eine harte, äußerst schwierige Arbeit sein, aber keine unmögliche. Ich werde von der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, nicht ablassen, weil ich ein Hinderniß auf meinem Wege finde. Nein, ich gelobe es mir, daß ich ihre Gunst zurückgewinnen will, daß ich dieses Fräulein von Solm verdrängen und die Erbin der alten Frau werden will. Sie ahnen nichts von meinen Fähigkeiten! Sie sollen nichts davon ahnen", und ihre hellen Augen blitzten, „bis ich auf den Zinnen des Erfolges stehe. Ich habe jetzt einmal Fuß gefaßt hier; ich werde nicht eher ruhen, als bis ich Herrin der Abtei bin!"

Dreizehntes Capitel.

Neue Minen.

Zu einer späteren Stunde desselben Tages, an welchem Frau Helene Meinfeld in der alten Abtei ankam, langte Fernwald in Begleitung seines Kammerdieners im Gasthofe zum „rothen Fuchs" an, der auf der Landstraße zwischen der Abtei und Schloß Treuenwerth gelegen war. Er miethete wieder dieselben Zimmer, die er vor mehreren Monaten bewohnt hatte, bestellte ein Diner und machte dann sorgfältige Toilette als Vorbereitung zu einem Besuche in der Abtei.

„Ich habe bei dem Wirth eingehende Erkundigungen eingezogen," sagte Gänner, „und erfuhr, daß Fräulein von Lindau von ihrer Krankheit vollständig hergestellt ist. Sie ist gestern ausgefahren."

„Ich hoffte, daß ihr kaltes Bad ihr eine Lungenschwindsucht zugezogen habe," sagte Fernwald kalt, sich den Schnurrbart drehend. „Ich muß also diese ganze Geschichte wieder von vorne anfangen. Sie wird bei einer nächsten Gelegenheit Scheu vor einer Wasserfahrt haben; und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, könnte ich doch nicht zwei Unfälle auf dem Wasser sich folgen lassen."

„Ausgenommen, der andere Unfall ereignete sich auf einer Yacht, wo Matrosen und ein Capitain sind, so daß das seltsame Zusammentreffen Ihnen nicht zur Last gelegt werden könnte," sagte der Kammerdiener nachdenklich. „Haben Sie irgend einen Plan für diesen Abend?"

„Nein. Ich werde einfach einen freundschaftlichen Besuch machen, um mir den Weg weiter zu bahnen; das ist Alles."

„Die alte Frau ist mit ihrer Erbin von der Reise zurückgekehrt," sagte der Kammerdiener. Sie sind gestern Abend in der Abtei angekommen."

„Ich hoffe, Treuenwerth ist noch nicht im Schlosse?"

„Er ist in Rußland; es heißt, daß er vielleicht noch jahrelang nicht zurückkehrt. Wir müssen später überlegen, was mit ihm zu thun ist. Wir können einen Plan ersinnen, um ihn nach Hause zurückzurufen, und ihn dann beseitigen, wenn seine Beseitigung nothwendig erscheint."

Fernwald nickte zustimmend. Die Beiden redeten noch lange miteinander, und Fräulein von Lindau war der Gegenstand ihrer Erörterung. Nachdem Fernwald sein Diner eingenommen hatte, machte er sich gegen Sonnenuntergang zu Fuß auf den Weg nach der Abtei. Seine Pulse schlugen rascher, als er in den Bereich der Abtei eintrat und die düsteren, grauen Mauern vor sich auftauchen sah. Von der Stunde an, da er Dita so flüchtig auf dem Bahnhofe von Br. gesehen hatte, hatte Fernwald unaufhörlich an sie gedacht, von ihr geträumt, wie von einem Wesen, das mit seinem Geschicke innig verbunden war — wie von dem einzigen Weibe in der Welt, von dem er wünschte, daß sie sein Leben mit ihm theilen sollte. Der Glanz ihrer leuchtenden Schönheit

war ihm so lebhaft vor Augen, wie in der ersten Stunde, da er ihm aufgegangen war.

„Ich bin neugierig, wie sie bei näherer Bekanntschaft sein wird," sagte er für sich. „Sie ist die Erbin der alten Abtei, sie wird eine glänzende Partie für mich sein, selbst wenn ich Herr von Schloß Treuenwerth sein werde. Es steht geschrieben, daß dieses Mädchen meine Gattin werden soll! Wehe dem, der es wagt, zwischen sie und mich zu treten!"

Er schritt die breite, gewundene Allee entlang zwischen den riesig hohen Ulmen, die sich oben domartig ineinander verzweigten. Als er der Abtei näher kam, sah er durch das Dämmerlicht zwei mädchenhafte Gestalten langsam auf ihn zukommen. Seine Schritte wurden langsamer, und er beobachtete sie genau.

Beide waren schlank und anmuthig. Die Eine, etwas größer, war in dunkelblauen Kaschmir gekleidet; das war Clara von Lindau. Die Andere war etwas kleiner, jedoch auch mittelgroß, eine volle, jugendliche Erscheinung von selten ebenmäßigem Wuchse, in bordeauxrothen Sammt gekleidet und in einen Hermelinmantel gehüllt. Das war Dita.

Die Beiden kamen langsam näher und sahen den Eindringling nicht. Er war ihnen schon sehr nahe — nahe genug, um den Unterschied zwischen der südlichen, dunkeln Schönheit der Einen und der hellen, blonden Lieblichkeit der Anderen zu bemerken, ehe sie ihn erblickten. Als sie ihn endlich bemerkten, beschleunigte er seine Schritte und rief, seine Hand entgegenstreckend, aus:

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, Fräulein von Lindau! Ich war so oft hier, um Sie zu besuchen, und bin so viele Male abgewiesen worden, daß ich schon anfing zu

glauben, Sie wollten mir jenen unseligen Unfall im Frühlinge garnicht verzeihen!“

Clara von Lindau erröthete, reichte ihm aber freundlich grüßend die Hand.

„Ich war den ganzen Sommer krank,“ antwortete sie, „sonst hätte ich Sie wohl empfangen. Es konnte Sie doch unmöglich Jemand tadeln für den Unfall, der mir so verderblich wurde. Ich habe alle Ihre Blumen und Botschaften erhalten, und danke Ihnen für alle Ihre Güte. Fräulein von Solm,“ fügte sie hinzu, „erlauben Sie mir, Ihnen meinen Cousin, Carl von Fernwald, vorzustellen.“

Dita verneigte sich, und ihre dunklen Augen glitten flüchtig über ihn hin. Er sehnte sich danach, ihre Hand zu ergreifen, aber er durfte sich nur verneigen und einige höfliche Worte sprechen, wie sehr es ihn freue, ihre Bekanntschaft zu machen.

„Ich wußte garnicht, daß Sie so glücklich sind, einen Cousin zu besitzen, Clara,“ sagte Dita lächelnd.

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt?“ fragte Clara. „Herr Fernwald ist mein leiblicher Cousin, ebenso wie Baron Max von Treuenwerth. Wir sind alle drei Abkömmlinge des verstorbenen Barons, der unser gemeinsamer Großvater war.“

Der Klang von dem Namen des Barons durchzuckte Dita bis in's Innerste. Sie schaute Fernwald mit größerem Interesse an. Er war also der Cousin ihres eigenen Gatten — des Gatten, der ihr ein so bitteres Unrecht zugefügt hatte — der sie haßte.

„Es ist noch ein Cousin da,“ bemerkte Fernwald, an Dita's Seite tretend. „Wenn Sie sich überhaupt für die Treuenwerths interessiren, Fräulein von Solm, da sie die erste Familie der Grafschaft sind, so interessirt es Sie vielleicht

auch zu wissen, daß Baron Max' voraussichtlicher Erbe gleichfalls unser Cousin ist; ein in Br. lebender Künstler, der aber hoffnungslos krank ist — er siecht an einem Rückenmarksleiden langsam dem Tode entgegen."

Fernwald wunderte sich, warum Dita's brünettes Gesicht plötzlich so weiß wurde — warum ein so erschrockener Ausdruck in ihre glänzenden, schwarzen Augen trat.

„Ich interessire mich sehr für Clara's Verwandte," sagte Dita, und Fernwald bemerkte ein leises Beben in ihrer Stimme. „Baron Max von Treuenwerth ist natürlich ein sehr angesehener Mann, nicht wahr?"

„Ja," antwortete Fernwald. „Er wird von seinen Bauern und Untergebenen angebetet, und er ist ein edler, großmüthiger Mensch. Aber er ist ein Heißsporn; hitzig wie ein Südländer und rachsüchtig wie ein Indianer. Er verzeiht niemals, Fräulein von Solm; das ist ein Familienzug," fügte er selbstgefällig hinzu. „Die Treuenwerth's verzeihen und vergessen nicht; sie sind unversöhnlich, wie das Geschick."

Dita zitterte und zog ihren Hermelinkragen dichter um ihren hübschen, weißen Hals.

„Und dieser Künstler wird für den voraussichtlichen Erben Baron Max von Treuenwerth's gehalten?" sagte sie mit leiser Stimme.

„Er ist es ganz bestimmt," erklärte Fernwald. „Baron Max ist nicht verheirathet und wird wahrscheinlich gar nicht heirathen. Wenn Heinrich von Penther den Baron überlebt, so wird er zuverlässig Herr von Schloß Treuenwerth."

Dita's Gedanken schweiften hinüber zu dem kleinen unbekannten Sohne Baron Max von Treuenwerth's — dem kindlichen Erben von Schloß Treuenwerth, den sie nicht wagen

durfte, für ihr Kind zu erklären — und eine große Bitterkeit bemächtigte sich ihrer Seele.

„Ich würde Herrn von Penther rathen, doch nicht allzu sehr auf seine Erbschaftsaussichten zu rechnen," bemerkte sie ruhig. „Baron Max ist noch jung," fügte sie hinzu, einen Ausdruck der Ueberraschung in Fernwald's Gesicht bemerkend, „und er wird wahrscheinlich früher oder später heirathen. Die Zeitungen bringen Berichte von Huldigungen die er in Petersburg einer englischen Schönheit darbrachte."

Fernwald betrachtete Dita schärfer. Es fiel ihm ein, daß die Erbin vielleicht ihre eigenen Absichten bezüglich des reichen Barons habe — daß sie vielleicht den Plan gefaßt habe, ihre Güter mit denen von Schloß Treuenwerth zu vereinigen.

„Wenn sie solche Pläne hat, so will ich sie im Keime ersticken," dachte er für sich. „Aber sie hat sie nicht. Sie ist ein so junges Mädchen, fast noch ein Kind, das weder die Leidenschaft, noch ihre Folgen kennt. Sie hat gewiß nie einen größeren Kummer gekannt als die Sehnsucht nach einem Schmuck."

Dita schlug die Rückkehr nach der Abtei vor. Fernwald ging neben den beiden Mädchen, plauderte mit ihnen und machte sich möglichst angenehm. Sie gingen langsam in der Dämmerung entlang und bogen von der Allee nach der Terrasse ab und gelangten so auf einem kürzeren Weg in's Haus. Die Vorhänge an den Salonfenstern waren noch nicht zugezogen worden, und der rothe Schein der Kaminfeuer reflektirte an den dicken Fensterscheiben. Es war beinahe ganz dunkel geworden; die Statuen auf der Marmorbrüstung der Terrasse schimmerten weiß durch den fahlen Dämmerschein. Der alte Theil der Abtei lag düster und verlassen da wie

eine schwarze Masse, in lebhaftestem Contraste zu dem Lichtschein, den der bereits beleuchtete bewohnte Theil des Gebäudes verbreitete.

Dita ging voraus zu dem großen Hausthor und trat durch dasselbe in die weite Halle ein, und Clara von Lindau folgte ihr mit Fernwald. Die Mädchen legten ihre Oberkleider ab und gaben sie einer Dienerin, dann traten alle drei zusammen in den Salon ein.

Ein Diener zündete soeben den Gaslüster an. Baronin Falkner saß allein vor dem Kamin, und ihre kleine, verkrüppelte Gestalt verschwand fast in dem großen Armstuhl. Als die jungen Leute eintraten, schaute sie suchend nach der Thür, und ihr Gesicht leuchtete freudig auf, als sie ihren Liebling erblickte.

„Ich wollte soeben nach Dir schicken, meine Dita," sagte sie mit ihrer dünnen, kreischenden Stimme. „Ich vermisse Dich gleich, wenn Du auch noch so kurze Zeit von mir fort bist."

Baronin Falkner's Blicke fielen auf Fernwald. Dita beeilte sich, ihn vorzustellen.

„So! Fernwald!" sagte die Gräfin, ihn scharf anschauend. „Fräulein von Lindau's Cousin, sagst du? Dann ist er ein Treuenwerth — Ella von Treuenwerth's Sohn!"

„Der bin ich, Frau Baronin," sagte Fernwald höflich. „Sie erinnern sich also meiner Mutter?"

„Natürlich," versetzte die alte Frau, von diesem Zweifel an ihrem Gedächtniß etwas beleidigt; „warum sollte ich mich nicht ihrer erinnern? Ich kenne die Treuenwerth's durch und durch, und ich könnte Fräulein Ella nicht so leicht vergessen. Sie sind also ihr Sohn? Sie war blond — die Treuenwerth's waren alle blond. Sie müssen wohl Ihrem Vater ähnlich sehen?"

Fernwald bejahte mit einer höflichen Verbeugung.

„Clara von Lindau ist eine echte Treuenwerth mit ihren blonden Haaren und blauen Augen; so ist Baron Max, und wie ich höre, ist auch Heinrich von Penther, der Künstler, so," sagte die Baronin. „Ihre Mutter besuchte mich oft, als sie noch Mädchen war; um ihretwillen heiße ich Sie in meinem Hause willkommen."

Sie sprach mit einer gewissen Feierlichkeit, welche ihren Eindruck nicht verfehlte. Fernwald drückte seinen Dank aus.

Baronin Falkner winkte ihm, Platz zu nehmen.

Ein anregendes Gespräch folgte. Die alte Frau brachte Erinnerungen an Ella von Treuenwerth vor, und Fernwald that sein Möglichstes, um einen günstigen Eindruck zu machen. Inmitten ihrer Unterredung kam Helene Meinfeld in ihrer Trauerkleidung in's Zimmer gerauscht.

Fernwald wurde ihr vorgestellt.

„Ich glaube, wir sind einander nicht fremd," sagte er aufstehend und ihr seine Hand reichend. „Ich kannte Sie sehr wohl, als Sie noch Fräulein Wild waren und zwei Winter in Br. zubrachten. Ich hoffe, Sie haben Carl von Fernwald noch nicht ganz vergessen."

Offenbar hatte Frau Meinfeld ihn noch nicht ganz vergessen; sie reichte ihm freundlich grüßend ihre Hand.

„Das ist eine angenehme Ueberraschung!" rief sie aus. „Ich erwartete nicht, heute Abend noch einen alten Freund zu sehen. Sind Sie allein?" und sie schaute sich um.

„Wo ist Baron Max von Treuenwerth?"

„In der Fremde," erwiderte Fernwald. „Er bereist seit zwei Jahren den Continent und ist jetzt in Rußland."

„Ist er schon verheirathet?" fragte Frau Meinfeld etwas hastig.

„Nein, er ist noch frei," erklärte Fernwald.

Dita zog sich in den Schatten zurück. Baronin Falkner hustete kurz und trocken. Frau Meinfeld wurde lebhaft und unterhielt sich ausschließlich mit Fernwald, ihn eindringlich über den Baron ausfragend.

Etwas später musicirten die jungen Leute; dann servirte ein Diener den Thee, und als die kleine silberne Kaminuhr Zehn schlug, schickte Fernwald sich an, sich zu empfehlen.

„Wohnen Sie im Schlosse, Herr von Fernwald?" fragte die Baronin, als er aufstand.

„Nein, Frau Baronin; ich wohne im Gasthofe zum „rothen Fuchs." — Sie kennen den kleinen Gasthof an der Landstraße vielleicht," sagte Fernwald. „Meine Gesundheit ist etwas angegriffen, und mein Arzt hat mir Landluft und fleißige Bewegung im Freien verordnet. Ich habe mir zwei Sattelpferde bestellt und werde viel ausreiten. Reitet vielleicht eine der jungen Damen?"

Er schaute sie Alle mit fragenden Blicken an.

„Fräulein von Solm und Fräulein von Lindau reiten," sagte die Baronin freundlich.

„Darf ich die Damen vielleicht begleiten?" fragte Fernwald. „Es wäre mir das größte Vergnügen, diese prachtvolle Landschaft durch solche Führerinnen kennen zu lernen."

„Fräulein von Solm und Fräulein von Lindau reiten jeden Morgen um zehn Uhr in Begleitung eines Reitknechtes," sagte die Herrin der Abtei. „Wenn Sie sie begleiten wollen, werde ich Ihre Begleitung für sie mit Vergnügen annehmen."

Fernwald drückte seinen Dank für diese Erlaubniß mit warmen Worten aus.

Darf ich nicht mitreiten, Baronin Falkner?" rief Frau Meinfeld in gemachtem kindisch naivem Tone. „Ich habe seit drei Jahren auf keinem Pferde gesessen; ich möcht so gerne die alten Plätze wieder aufsuchen, wo ich vor Jahren geritten bin."

„Natürlich können Sie mitreiten," sagte die Baronin kalt. „Es sind Pferde genug da, und wenn es Ihnen paßt, können Sie von Fräulein von Lindau ein Reitkleid borgen."

„Erlauben Sie mir, meiner Cousine ein Pferd anzubieten, Frau Baronin," sagte Fernwald. „Meine Pferde sind sanft. — "

„Ich danke, nein," entgegnete Baronin Falkner. „Fräulein von Lindau reitet immer ein eigenes, für sie bestimmtes Pferd ein feuriges, aber frommes Thier, das sie vollständig beherrschen kann."

„Außer, wenn es erschreckt wird, liebe Pathin," sagte Dita. „Black Diamond ist launenhaft. Er wurde eines Tages scheu, als ein Knabe über die Landstraße sprang und warf Clara fast aus dem Sattel."

„Clara hat sich nie beklagt," sagte die alte Dame. „Das hätten Sie mir sagen sollen, Fräulein von Lindau; das Pferd ist nicht sicher genug für Sie."

„Es ist seit einiger Zeit ruhiger, Frau Baronin," sagte Clara. „Ich fürchte mich durchaus nicht; Georg sagt, es ist jetzt ganz zuverlässig."

„Georg ist ein sehr verständiger Reitknecht," sagte Baronin Falkner. „Dennoch bin ich froh, daß Sie außer Georg noch eine andere Begleitung haben. Herr von Fernwald, geben Sie gut Acht auf meine jungen Leute."

Fernwald gab dieses Versprechen bereitwilligst und verabschiedete sich.

„Wahrlich, mir hilft der Teufel selber," murmelte er, die Allee entlang schreitend.

„Ich habe es schon früher gesagt — ich weiß es jetzt. Ich habe Fräulein von Solm kennen gelernt — meine künftige Frau. Ich habe einen günstigen Eindruck auf die alte Hexe gemacht, der die Abtei gehört. Ich habe entdeckt, daß Helene Meinfeld ihre alte Liebe für Baron Max von Treuenwerth noch immer nicht überwunden hat — eine Liebe — von der er nie etwas wußte — und daß sie ihn zu heirathen beabsichtigte. Sie macht die Rechnung ohne den Wirth. Ich habe den Morgenritt mit den drei jungen Damen arrangirt. Clara's Pferd ist also unruhig und scheut leicht, wenn es erschreckt wird. Wie, wenn mein Kammerdiener zufällig plötzlich über eine Hecke spränge! Wo wäre Fräulein von Lindau dann? Nun, ich muß die Geschichte mit Gänner arrangiren. Das ist Ihre letzte Nacht auf Erden, Fräulein Clara von Lindau, und dennoch soll kein Fleck eines Mordes an meinen Händen haften!"

Er lachte wie ein Dämon.

Vierzehntes Capitel.

Eine Ueberraschung.

Ganz beschäftigt mit den verbrecherischen Plänen, die er am nächsten Morgen zur Ausführung bringen wollte, setzte Fernwald seinen Weg nach dem Gasthofe fort.

Die Nacht war angenehm; die Sterne funkelten, und es war hell genug, daß man in der nächsten Umgebung alle Gegenstände deutlich wahrnehmen konnte.

Noch in ziemlicher Entfernung sah Fernwald eine Gestalt am Wegraine sitzen.

Als er näher kam, stellte sich diese Gestalt als die seines Kammerdieners heraus, der aufstand und ihm entgegen ging.

Etwas von Fernwalds triumphirender Freude drückte sich noch in seinen finsteren Zügen aus.

Der Kammerdiener schaute seinen Herrn scharf mit plötzlichem Interesse an und rief aus:

„Ist etwas geschehen, Herr? Ist Fräulein von Lindau ganz wohl?"

„Ganz wohl," antwortete Fernwald leicht. „So wohl, daß sie morgen früh mit mir ausreiten wird. Ich sagte ihr, daß ich ein Reitpferd habe; ich muß mir also jetzt eins verschaffen. Ich will als eleganter Reiter erscheinen."

„Natürlich", stimmte Gänner zu; „und glücklicherweise wird es sehr leicht sein, gerade ein solches Thier zu verschaffen, wie Sie es brauchen. Ein Landmann von Baron Max von Treuenwerths Gütern war heute Abend im Gasthofe. Er beschäftigt sich meist mit Vieh= und Pferdezucht und hat zwei schöne Reitpferde zu verkaufen. Ich fuhr in seinem Wagen mit ihm nach Hause und schaute mir die Thiere an und fand sie sehr schön und preiswürdig. Ein Pferd kostet zweitausend Mark."

„Ich will eins nehmen," sagte Fernwald. „Sie müssen es morgen frühzeitig in den Gasthof bringen lassen."

„Hat Fräulein von Lindau ein Pferd?" fragte der Kammerdiener.

„Ja," erwiderte Fernwald, „sie wird ihr gewöhnliches Lieblingspferd Black diamond reiten, ein sanftes, aber feuriges Thier, dessen einziger Fehler ist, daß es zu leicht scheu wird, wenn es auf seinem Wege plötzlich etwas erblickt. Eine auf= fliegende Henne, ein aus dem Gebüsch herausspringender Knabe, ja sogar ein in der Luft flatterndes weißes Blatt Papier würden das Thier heftig erschrecken. Etwas wirklich Erschreckendes würde es bei plötzlichem Anblicke vollends wild und scheu machen."

Die Augen der beiden Männer begegneten sich in einem langen, bedeutsamen Blicke.

„Wenn das Thier so wild würde, daß es die junge Dame nicht beherrschen könnte," bemerkte der Kammerdiener jetzt in leisem Tone, „könnte sie getödtet werden. Es wäre ein ent= setzlicher Zufall, nichts weiter; Niemanden könnte ein Tadel treffen. Sie würde sterben, und das Gesetz könnte an Niemanden Hand legen und sagen: „Du bist ihr Mörder!"

Fernwald hielt seine schlanken, weißen Hände in die Höhe und schaute sie an.

„Es soll kein Blutfleck an diesen haften," sagte er. „Es ist ihr Fehler, wenn sie ein reizbares, wildes Pferd reitet; sie ist heute Abend gewarnt worden. Ich halte mich für schuldlos, was immer auch geschehen mag."

Er konnte sich wohl für schuldlos halten; aber war er es deshalb auch vor Gott?

Weder Fernwald noch sein Kammerdiener erörterten diese Frage. Sie gingen langsam durch die Felder, leise miteinander sprechend, und lange, ehe sie den Gasthof erreicht hatten, war ihr schändlicher Plan ganz fertig ausgesponnen.

Carl von Fernwald zog sich auf sein Zimmer zurück und ging zu Bette. Es war neun Uhr am folgenden Morgen, als er aufstand und heftig läutete.

Ehe noch der Ton seiner Glocke verklungen war, erschien sein Kammerdiener, schleichend und demüthig wie immer, vor ihm.

Fernwald warf einen raschen, forschenden Blick in das Gesicht seines Dieners und Schuldgenossen; aber Gänners Lider waren halb geschlossen über seinen kleinen, schmalen Augen, und aus seinen Zügen ließ sich nichts entnehmen.

„Nun?" sagte Fernwald mit halbunterdrückter Ungeduld.

Der Kammerdiener schaute ein wenig auf, und ein einziger vielsagender Blick schoß unter seinen Lidern hervor.

„Ich bitte um Entschuldigung für meine Verspätung, Herr," sagte er mit jener ihn nie verlassenden Vorsicht, seinem Herrn die gewünschte Auskunft in dem Gewande der Entschuldigung bietend; „aber ich bin soeben erst von dem Pferdekauf, den Sie mir gestern Abend auftrugen, zurückgekehrt. Das Pferd ist im Gasthofsstalle unten, und es ist ein sehr

schönes Thier, wie Sie selbst sehen werden, Herr. Ich war diesen Morgen auch in dem Städtchen; ich bin in einem dem Wirthe gehörigen Wagen hinuntergefahren. Ich kaufte Sattel und Riemzeug für Sie und," fügte er leiser, aber sehr bedeutsam hinzu, „alle anderen Dinge, die wir noch nothwendig haben."

„Ah," sagte Fernwald, tief aufathmend, „das ist recht gewesen, Gänner. Ich muß mich jetzt sogleich ankleiden, um rechtzeitig in die Abtei zu kommen."

Die Einkäufe des Kammerdieners wurden nicht weiter erwähnt.

Die Beiden verstanden einander vollständig. Fernwald machte die sorgfältigste Toilette und hielt sich lange vor seinem Spiegel auf.

Dennoch war er für einen Menschen, der nur mit seiner Toilette beschäftigt war, seltsam aufgeregt; seine Hände zitterten, und in all' seinen Bewegungen verrieth sich eine große Unruhe. Sein Frühstück wurde ihm gebracht, aber er berührte es kaum.

„So geht es nicht, Herr," sagte der Kammerdiener ruhig; „Sie sind diesen Morgen nicht in der rechten Stimmung, Herr von Fernwald. Ich werde Ihnen etwas Branntwein geben zur Stärkung Ihrer Nerven."

Er öffnete einen Schrank und nahm eine kleine Flasche aus demselben, leerte einen Theil ihres Inhaltes in einen Becher und reichte diesen seinem Herrn.

Fernwald nahm das feurige Getränk in einem Zug.

„Meine Nerven werden jetzt fest genug sein," sagte der junge Cavalier mit hohlem Lachen. „Apropos, sind Sie ganz sicher, daß das Pferd, welches Sie für mich gekauft haben, nicht boshaft ist?"

„Oh, es ist ein prächtiges Thier, Herr — feurig und dennoch leicht lenksam — ein intelligentes Thier, das nur eine feste Hand am Zügel spüren muß," sagte Gänner. „Sie sind übrigens ein tüchtiger Reiter und werden nicht so leicht aus dem Sattel geworfen," fügte er hinzu.

Fernwald setzte seinen schwarzen Cylinderhut auf, und nachdem er mit seinem Kammerdiener noch einige Bemerkungen gewechselt hatte, ging er vor das Thor hinab.

Ein Reitknecht führte sein Pferd vor dem Hause hin und her.

Das Thier war gesattelt und vollständig zum Ritte gerüstet.

Fernwald schaute es an und war mit dem Kaufe sehr zufrieden.

Es war ein prachtvoller Grauschimmel, dessen kräftiger, gedrungener und doch feiner Körperbau sehr viel Kraft und Behendigkeit verriethen, und er schwang sich leicht in den Sattel und ritt vergnügt davon.

Er war kaum fort, als Gänner die kleine Stute des Wirthes bestieg und ebenfalls fortritt, die Bemerkung hinwerfend, daß er den Pächter besuchen wolle, von dem er das Pferd seines Herrn gekauft hatte.

Fernwald ritt langsam nach der Abtei; seine Nerven waren ganz ruhig, er fühlte sich gar nicht bedrückt, obwohl sein Entschluß unverrückbar feststand. Die jungen Damen standen vor dem Thore der alten Abtei in dunkeln, eng anliegenden Reitkleidern und hohen Reithüten, und die Reitknechte führten die Pferde in dem Vorhofe auf und ab.

Arnold Reinhard war nach dem Städtchen gegangen und sollte den ganzen Tag nicht zurückkommen.

Fernwald wurde freundlich begrüßt, und die jungen Damen schickten sich an, ihre Pferde zu besteigen.

Dita sah in ihrem dunkelblauen Reitkleide mit dem lang herabwallenden blauen Schleier bezaubernd schön aus. Ihre dunkeln Augen leuchteten, ihr bräunlicher Teint war leicht geröthet: ihre Lippen blühten in frischestem Roth, und es war eine unbeschreibliche Anmuth über ihr ganzes Wesen ausgebreitet. Sie ritt ein schneeweißes, prachtvolles Pferd.

Frau Meinfelds mattblondes Haar fiel schlaff und glanzlos auf ihre Taille hinab. Sie ritt eine große braune Stute und hielt die Zügel mit wohleinstudirter Grazie.

Fernwalds Augen weilten mit einem flüchtigen Blick der Bewunderung, den jedoch Niemand bemerkte, auf Dita, er erkannte schnell die mädchenhafte Affectation der jungen Wittwe und heftete dann seine Blicke fest auf seine Cousine.

Fräulein von Lindau, schön und lieblich, die blonden Haare unter dem Rand des Hutes glatt weggestrichen, mit rosigen Wangen und lächelnden Lippen, ritt Black Diamond, das Pferd, welches am vergangenen Abend in dem Salon der Abtei besprochen worden war.

Fernwald schaute das Thier mit einem scheinbar sorglosen und gleichgültigen Blicke an. Reiterin und Pferd schienen in gutem Einvernehmen zu sein. Das Thier war sehr vergnügt über die Liebkosungen der kleinen behandschuhten Hand.

Es schien sehr sanft und leicht lenkbar zu sein, aber Fernwald bemerkte, daß es dennoch etwas Unstätes und Scheues in seinen Bewegungen hatte, und ein seltsames, böses Lächeln spielte um seine Lippen.

Die kleine Reiterschaar ritt die Allee hinab, die drei jungen Damen mit ihren Begleitern voraus, zwei Reitknechte in einiger Entfernung hinterdrein.

Einige Schritte weit vom Hauptthor entfernt lenkte Dita ihr Pferd halb um und schaute zurück.

An einem Fenster des Morgenzimmers stand die zwerghafte bucklige Gestalt der Herrin der alten Abtei, deren Augen aus den buschigen, weißen Brauen scharf hervorspähten und einen ungemein weichen und sanften Ausdruck annahmen, als sie Dita erblickten.

Auch in dem Gesichte des jungen Mädchens leuchtete ein zärtlicher Blick auf, und sie warf ihr fröhlich eine Kußhand zu, als sie weiter ritt.

Der Morgen war klar und von köstlicher, herbstlicher Frische. Die Gesellschaft war lustig, und Fernwald war der Lustigste von Allen.

„Wohin soll heute die Partie gehen?“ fragte er. „Es sind eine Menge prachtvoller Ausflüge ganz in der Nähe. Wollen wir Schloß Treuenwerth besuchen und seine Bildergalerie besichtigen — die Werke der alten Meister, die Statuen, die Gärten und Glashäuser?“

„Nein, nein!“ rief Dita schaudernd und erbleichend. „Baronin Falkner wäre böse, wenn wir das Schloß in der Abwesenheit seines Eigenthümers besuchen würden.“

„Es gehört zu den Sehenswürdigkeiten der Umgebung, und jeder Reisende kann es besuchen,“ sagte Fernwald; „aber Ihr Wille ist Gesetz, Fräulein von Solm. Reiten wir nach dem Städchen?“

„Wozu? Um uns von den Kleinstädtern begaffen zu lassen?“ rief Frau Meinfeld aus. „Nein, galoppiren wir über

die Haide zur schwarzen Schlucht und nehmen wir einen anderen Weg nach Hause. Das wird eine Partie sein, die uns Alle befriedigen wird."

„Ich habe die schwarze Schlucht nie gesehen," sagte Dita. „Reiten wir hin."

„Es ist eine Schlucht im Moorland — eine tiefe, dunkle gähnende Kluft, in welcher schwarze Föhren wachsen," sagte Clara von Lindau. „Es ist ein seltsamer Riß inmitten des flachen Haidelandes, und ein Strom braust in demselben dem Meere zu. Wir finden es großartig, Dita, aber Ihnen wird es, nachdem Sie die Alpen gesehen haben, unbedeutend genug erscheinen."

„Also zur schwarzen Schlucht", sagte Fernwald dessen dunkle Augen plötzlich unheimlich funkelten.

Er hatte den Ritt über die Haide gewünscht, aber er hatte ihn nicht vorgeschlagen. Er wünschte sich Glück zu dem Zufall, der ihn so begünstigte, verbarg aber die Freude, die ihn erfüllte.

Die kleine Gesellschaft ritt voll Fröhlichkeit weiter, und Niemand ahnte das drohende Unheil. Sie kamen an Schloß Treuenwerth vorbei, dessen Thürme über den Bäumen des Parkes emporragten, durch das Dorf Treuenwerth und dann durch heitere, lächelnde Felder und Wiesen, die alle zu dem Schlosse Baron Max von Treuenwerth's gehörten und von der Landstraße nur durch eine hohe Hecke getrennt waren.

„Das ist eine großartige Besitzung," sagte Frau Meinfeld mit neidischem Blicke in ihren lichtblauen Augen. Sie gehört Baron Max von Treuenwerth, einem Hagestolz von dreißig Jahren. Die Besitzung umfaßt zweitausend Joch, Fräulein von Solm, und zwei Dörfer. Das eine ist Treuenwerth,

welches wir soeben passirten, und das andere ist ein Bergwerksdorf, am Eingange von den großartigen Eisenminen des Barons.

„Baron Max von Treuenwerth könnte leicht das doppelte Erträgniß aus seinen Besitzungen erzielen, wenn er wollte, aber er ist nachsichtig gegen seine Bauern, baut ihnen Schulen und Kirchen und Musterhäuser und findet sein Vergnügen daran, sie wohlhabend und geachtet zu sehen. So war es wenigstens, als ich noch in der Abtei war."

„Es ist auch jetzt so," sagte Fernwald. „Sie haben ganz Recht, Frau Meinfeld; jeder Andere, der gegenwärtige Baron ausgenommen, würde sein Einkommen verdoppeln."

„Und Sie sind sein Cousin," sagte Frau Meinfeld. „Sie können eines Tages an seiner Stelle hier Herr sein, Herr von Fernwald."

Fernwald konnte den bedeutsamen Blick nicht unterdrücken, der in seine Augen trat. Frau Meinfeld bemerkte ihn und erkannte sofort das Ziel seines Ehrgeizes. Sie wurde plötzlich gedankenvoll.

„Die Besitzungen der alten Abtei dehnen sich in der anderen Richtung aus, sind aber nicht so ausgebreitet, wie diese," sagte Clara von Lindau. „Ich möchte diesen meinen Cousin, Baron Max von Treuenwerth, gerne einmal sehen; möchten Sie nicht auch, Dita?"

Fräulein von Solm schien mit dem Riemenzeug ihres Pferdes zu thun zu haben und sie nicht zu hören.

Ein Ritt von einigen Meilen brachte sie an den Rand der Haide. Sie galoppirten feurig über die weite, scheinbar endlose Ebene, die sich vor ihnen ausbreitete.

Endlich kamen sie zur schwarzen Schlucht, die ziemlich weit von der Abtei entfernt war, besichtigten die Eigenthümlichkeiten der Kluft und traten dann den Rückweg an.

„Reiten wir über die Straße von Bergstein zurück,“ sagte Frau Meinfeld. „Wir können von dort gleich in den Abtei-Park einbiegen und schneiden ein großes Stück Weges ab.“

Fernwald sagte nichts. Das war aber derselbe Vorschlag, den er hatte machen wollen.

Dita und Clara willigten gleichfalls ein.

„Die Straße von Bergstein führt uns unweit an dem Städtchen vorbei,“ sagte Clara von Lindau. „Wir kommen durch ein sehr malerisches Dorf, das nur aus einer sehr alten Kirche und einigen Häusern besteht. Die Kirche ist sehenswürdig.“

Sie schlugen die Richtung ein, welche Frau Meinfeld bezeichnet hatte. Ein halbstündiger Ritt brachte sie zur alten kleinen Kirche. Sie verschafften sich den Schlüssel dazu und besichtigten die alte Kirche mit ihrer seltsamen Bauart und lasen die Inschriften der Marmortafeln, die an den Wänden und am Boden angebracht waren. Dann besahen sie den an die Kirche grenzenden Friedhof, und nach einer Weile setzten sie ihren Ritt wieder fort.

Als sie etwa eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, kamen sie an eine Art Hohlweg, der zwischen hohen Wänden, — die oben mit Hecken bewachsen waren, — sich hinzog, vorbei.

Im Frühling und Sommer grünten und blühten diese Hecken, aber jetzt waren sie schon wieder ganz kahl und dürr.

Von der Gegend konnte man weder rechts noch links etwas sehen, und nur der Himmel und die Bäume am entfernten Ausgange des Hohlweges waren sichtbar. Ungefähr

in der Mitte desselben war eine Treppe in die harte Steinwand gehauen, und über diesen Stufen war ein hohes, massives Holzgitter angebracht.

Dieses Gitter stand zufällig offen, als die Reitgesellschaft herankam.

Jemand war aus oder eingegangen und hatte vergessen, das Gitter zu schließen. Die kleine Gesellschaft ritt an dem Gitter langsam vorüber.

Sie sahen durch die Oeffnung einen kleinen Rasenplatz, auf welchem eine Kuh und ein Pferd grasten, einen kleinen Garten und ein hübsches, von hohen Bäumen beschattetes und von Weinlaub umranktes Landhaus.

„Ein reizendes, kleines Bauernhaus," sagte Frau Meinfeld ganz sentimental. „Ich möchte wissen, warum die Leute so viel über die Armuth klagen? Kann es etwas Reizenderes geben, als solch' ein niedliches, weinlaubumranktes Heim? Hier lebt wahrscheinlich irgend ein Bauer, glücklich wie ein König. Wir sind noch sehr weit von der Abtei entfernt, und ich bin durstig; gehen wir hinein und lassen wir uns ein Glas Milch geben. Was meinen Sie, Fräulein von Solm? Schlagen Sie es mir nicht ab, ich bitte Sie. Ich möchte gerne meine Kenntniß des Bauernlebens wieder auffrischen, und ich bin überzeugt, daß Sie mir die Gelegenheit dazu nicht versagen werden."

„Aber den Leuten im Hause fallen wir vielleicht lästig," sagte Dita zweifelnd.

„Nun, das können sie ja sagen," sagte Frau Meinfeld. „Sie werden mich nicht allein hineingehen lassen."

Sie ritt bis dicht an die Stufen heran und schwang sich dann leicht aus dem Sattel. Die Reitknechte kamen näher.

Fräulein von Lindau und Fernwald stiegen ab, und endlich stieg auch Dita ab, obwohl sie von einer seltsamen Unruhe erfüllt war und gerne zurückgeblieben wäre, wenn sie gekonnt hätte.

Die Reitknechte nahmen die Pferde, und Frau Meinfeld ging ganz keck über die Stufen und durch das Gitter voraus, während die Anderen folgten. Haus und Garten verloren nichts bei genauerer Besichtigung; beide waren ungemein nett. Ein Mann führte in einem Karren Steine durch den Garten zur Mauer, wo einige Lücken ausgebessert werden mußten.

Er schaute auf, als die Fremden eintraten, und ging ihnen entgegen, um sie zu empfangen.

Er war ein ältlicher Mann mit ehrlichem, frischem Gesichte. Als Antwort auf Frau Meinfelds Frage sagte er höflich:

„Ich glaube, Madame, Sie können Milch und was sie sonst noch wünschen, im Hause bekommen. Ich und mein altes Weib, wir haben das Haus kürzlich an eine junge Wittwe vermiethet und sind hier geblieben, um die Hausarbeit zu verrichten. Sie müssen also gefälligst mit der neuen Herrin sprechen, Madame.“

Er verneigte sich und kehrte an seine Arbeit zurück.

Die kleine Gesellschaft begab sich in's Haus.

Eine alte Frau kam ihnen an der Thür entgegen und hörte ihr Ersuchen.

„Ich will mit der Frau sprechen,“ war die Erwiderung des alten Weibes.

„Nehmen Sie hier gefälligst Platz; ich werde die Milch gleich bringen.“

Die Gesellschaft trat in ein hübsches, kleines Zimmer und nahm auf den Holzstühlen Platz. Frau Meinfeld betrachtete

die Gewinde von Vogeleiern, mit welchen der kleine Spiegel umrahmt war; Herr von Fernwald besah einige Silhouetten an der Wand mit vieler Aufmerksamkeit; Clara von Lindau schaute aus dem Fenster, und Dita wurde von einer ihr unerklärlichen Aufregung erfaßt.

Die alte Frau ging in's Nebenzimmer, und sie hörten, wie sie drinnen Jemandem den Wunsch der Fremden mittheilte. Eine Stimme erwiderte freundlich, daß ihnen sämmtliche Vorräthe zu Gebote ständen.

Bei dem Klange der zweiten Stimme erschrak und erbleichte Dita.

Es war die Stimme von Marie Deckert, der Pflegerin ihres Sohnes! Dita verstand nun blitzschnell, daß dies das Heim war, welches Baronin Falkner durch ihren Advocaten für ihr Kind und seine Pflegerin hatte miethen lassen.

Im selben Augenblicke hörte man ein Kind laut schreien. Dieser Schrei drang Dita wie ein Messerstich in's Herz.

Sie wartete einen Augenblick, um ihre Aufregung zu beschwichtigen, aber es gelang ihr nicht.

Es war ja ihr Kind, welches schrie, ihr nicht anerkannter Sohn, ihr kleines, verlassenes Kind, das offenbar Schmerzen hatte. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete sie die Thüre und ging in's Nebenzimmer.

Fünfzehntes Capitel.

Mutter und Sohn.

Es war ein ärmliches, kleines Zimmer, in welches Dita eingetreten war, mit kahlem Holzboden, weißgetünchten Wänden und rohgezimmerten Möbeln, aber es herrschte die strengste Ordnung und Sauberkeit daselbst. Ein kleiner Wiegenkorb aus Rohrgeflecht stand an einer Seite des Zimmers, und dieser enthielt ein Bett, eines jungen Prinzen würdig, aus dem feinsten weißen Leinen, mit schneeweißen, weichen Wolldecken.

Neben der Wiege in einem großen Lehnstuhle saß Marie Deckert mit ihrem Pflegling in den Armen.

Dita blieb neben der Thüre stehen und warf einen hastigen Blick umher.

Nach der Pracht und dem Luxus der Abtei kam ihr dieses Zimmer unerträglich armselig vor. Der Erbe Max von Treuenwerths wohnte wie ein Bauer. Der künftige Besitzer der reichen Ländereien, an denen sie am Morgen vorbeigekommen war — der künftige Baron Arthur von Treuenwerth — ward hier verborgen und geheim gehalten, als wäre er zu einem Vermächtniß der Schmach geboren, während das große Schloß unbewohnt war.

Ihr Gesicht erglühte, ihr Busen wogte vor Entrüstung. Ungestüm trat sie auf Marie Deckert zu und sich hinabneigend, nahm sie das schreiende Kind und drückte es an ihre Brust.

„Fräulein Dita, Sie hier!" rief die Pflegerin überrascht aus.

„Stille!" sagte Dita mit einem Blicke über ihre Achsel nach dem Zimmer, welches sie soeben verlassen hatte.

„Nicht so laut; sie könnten es hören. Ist er krank, Marie; ist mein Kind krank?"

„Alle Kinder schreien so," antwortete Marie Deckert ruhig. „Es ist sehr peinlich, es anzuhören; aber er ist nicht krank. Gott segne ihn! Was er für Lungen hat! Ei ich glaube, er kennt Sie, Fräulein Dita. Er hört zu schreien auf, der kleine Engel!"

Dita drückte das Kind fester an sich und murmelte zärtliche Worte, während sie es leidenschaftlich küßte.

„Oh mein Kind, mein süßes, theures, geliebtes Kind!" flüsterte sie. „Ich glaube, er schrie nach mir, Marie. Ist es nicht entsetzlich, daß ich ihn nicht bei mir haben kann, den lieben Kleinen?"

„Ist Baronin Falkner mit Ihnen, Fräulein Dita?" fragte Marie Deckert. „Ah, ich sehe, Sie sind geritten. Wie kamen Sie hieher?"

„Ich war mit einer Gesellschaft aus der Abtei bei der schwarzen Schlucht," sagte Dita, mit dem Kinde in ihren Armen auf- und abgehend. „Wir passirten den Hohlweg, als Ihr offenes Gitter einer Dame aus unserer Gesellschaft in die Augen fiel und sie darauf bestand, einzutreten. Ich hatte keine Ahnung davon, Sie hier zu finden; ich wußte nicht einmal, wo Sie wären. Baronin Falkner versprach mir,

mich morgen zu meinem Knaben zu bringen, aber ich entdeckte Sie hier ganz zufällig. Ich glaubte, Sie wohnten allein?"

„Ich erwartete, allein zu wohnen, Fräulein Dita; aber diese Leute haben das Haus schon seit Jahren bewohnt und wollten es nicht gerne verlassen, obwohl sie es angekündigt hatten zum Vermiethen. Ich habe es monatweise gemiethet und bin jetzt Herrin des Hauses. Der alte Mann bestellt den Garten und bringt seine meiste Zeit dort zu. Es ist ein etwas seltsames Uebereinkommen aber sie werden Alles für mich oder für den kleinen Arthur thun."

„Halten sie ihn für Ihren Sohn?" fragte Dita eifersüchtig.

„Ich glaube es; aber sie sind erstaunt über seine Wäsche. Ich sagte ihnen, daß ich sie von einer reichen, gütigen Dame bekommen habe, die sie nicht mehr benöthigte," sagte Marie Deckert. „Aber der Knabe sieht mir garnicht ähnlich. Wenn der Advocat nicht für mich gut gestanden wäre, ich meine, sie würden glauben, ich hätte das Kind gestohlen."

Dita schaute ihren kleinen Sohn, der jetzt ganz ruhig und zufrieden war, mit sehnsüchtiger Zärtlichkeit an.

Es war keine Aehnlichkeit mit der einfachen Marie Deckert in dem wohlgeformten, kleinen Kopf, dem feinen, rosigen Kindergesichtchen, den blonden, seidenweichen Haaren, den großen blauen Augen, dem kleinen, vollen Mund; aber die Aehnlichkeit mit Baron Max von Treuenwerth war ihm in allen Zügen aufgeprägt.

Es kam der jungen Mutter vor, als müßte man blind sein, um dieses Kind für Marie Deckerts Sohn zu halten.

„Sehen Sie, wie glücklich er jetzt ist," sagte Dita sanft. „Ich muß zurückkehren; und doch, wie kann ich ihn so schnell verlassen? Es war ein glücklicher Zufall, der mich hierher

brachte. Ich werde morgen mit Baronin Falkner wiederkommen; sie sehnt sich ebenso sehr das Kind zu sehen, wie ich."

Dita hielt das Kind noch immer in ihren Armen, als die Thüre aufging und Frau Meinfeld auf der Schwelle erschien.

Die Blicke der Witwe verriethen ebenso viel Erstaunen wie Zweifel.

Sie starrte Dita an, als hätte sie diese eine Schlange liebkosen gesehen. Dann stieß sie ein höhnisches Lachen hervor und rief:

„Sehen Sie doch, Herr von Fernwald und Fräulein von Lindau, sollte Fräulein von Solm nicht mit diesem Bauernkind in den Armen photographirt werden? Sieht sie nicht reizend aus? Ich hatte keine Ahnung, Fräulein von Solm, daß sie eine solche Kinderfreundin wären?"

Herr von Fernwald erschien neben Frau Meinfeld.

Dita, roth bis an die Augen, aber ruhig und gefaßt, legte ihr Kind wieder in Frau Deckerts Arme und sagte kalt:

„Ich habe Kinder sehr gerne, Frau Meinfeld. Sie hatten noch nicht Zeit, alle meine Neigungen kennen zu lernen. Ich bin bereit, zu gehen, wenn Sie wollen."

„Aber ich muß dieses kleine Geschöpf erst sehen, das Sie so bezaubert hat, Fräulein von Solm," rief Frau Meinfeld in ihrer affectirten Weise aus. „Ich schwärme für Kinder. Wie reizend der Kleine ist! Sein Schreien zog Sie so an, Fräulein, nicht wahr? Welch' ein gefühlvolles Wesen Sie sein müssen!"

Sie näherte sich dem Kinde und wollte es auf den Arm nehmen, aber es hatte Angst vor ihr und fing heftig zu schreien an.

Die Wittwe bemerkte die Feinheit und Eleganz seiner Wäsche im Gegensatze zu der Aermlichkeit des Zimmers.

So arme Bauersleute, wie diese, pflegen ihre Kinder nicht in die feinste Leinwand, mit Spitzen und Stickereien verziert, zu kleiden.

Aber Frau Meinfeld erinnerte sich, daß die alte Bäuerin von der Frau gesprochen hatte.

Das mußte also die Frau sein.

Sie heftete ihre Blicke auf Marie Deckert und schaute sie scharf an.

Im nächsten Augenblick schien die Witwe sie erkannt zu haben.

„Ei, das ist ja Marie Bittner, die früher in der Abtei war!" rief sie aus. „Erinnern Sie sich meiner nicht, Marie?"

„Ja, Frau Meinfeld," antwortete Marie zögernd.

„Und Sie sind verheirathet und wohnen hier?" fragte Frau Meinfeld, sich neugierig umschauend.

Der kalte Schweiß trat der armen Marie auf die Stirne.

„Ich bin verheirathet, aber mein Mann ist in Amerika," antwortete sie. „Ich bin wegen meines armen, kranken Kindes nach Deutschland gekommen und werde eine Zeit lang hier wohnen, bis meine Mutter eine Unterkunft näher zur Abtei findet. Stille, mein Lämmchen! Mein kleiner Liebling. Ruhig, ruhig, mein Schätzchen! Ich bitte, mich zu entschuldigen, Frau Meinfeld, ich fürchte, mein armes Kind ist etwas unwohl. Sei gut, sei gut, mein Herzchen! Ich muß ihm gleich etwas Thee machen."

Und Marie Deckert zog sich trotz Frau Meinfelds brennender und unbefriedigter Neugierde in ein drittes Zimmer zurück und versperrte die Thüre hinter sich.

„Dieses junge Frauenzimmer war früher eine Dienerin in der Abtei," bemerkte die Wittwe für sich.

„Es muß eine geheime Bewandtniß mit ihr haben. Warum ist ihr Kind so reich und so unpassend für ihren Stand gekleidet? Sie schien nicht erfreut zu sein, daß sie mich sah. Also gehen wir."

Sie wandte sich ab, mit der Ueberzeugung, daß Marie Deckert keine achtbare Person sei. Die Gesellschaft kehrte in den Garten zurück; die Pferde wurden bestiegen und der Heimritt fortgesetzt.

Sechzehntes Capitel.

Ein mißglücktes Verbrechen.

Dita athmete freier auf, als sie den Hohlweg hinter sich hatten und wieder auf der breiten Landstraße waren.

Sie sah jetzt, daß ihr Geheimniß beinahe entdeckt worden wäre — daß ohne Marie Deckerts rasche Geistesgegenwart die Herkunft ihres Knaben offenbar geworden wäre.

„Und das ist eine Gefahr, die ich vermeiden muß wie den Tod. Wenn Baron Max von Treuenwerth einmal von der Existenz seines Kindes weiß, wird er es mir entreißen, und ich werde es nie wiedersehen. Ich muß Baronin Falkner die ganze Sache mittheilen. Marie muß besser verborgen werden."

Während diese ernsten Gedanken sie beschäftigten, war sie heiter und unterhaltend, voll witziger Bemerkungen und geistvoller Einfälle. Fernwald hielt sich an ihrer Seite, machte von Zeit zu Zeit artige Complimente und strengte sich nach Möglichkeit an, fesselnd und liebenswürdig zu erscheinen. Er glaubte, einen Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Als sie der Abtei näher kamen, hätte man bemerken können, daß Fernwald ein lebhaftes Interesse für Fräulein

von Lindau zu zeigen begann. Er scherzte mit seiner Cousine, und es schien ihm Vergnügen zu machen, sie froh und heiter zu sehen. War es, weil er glaubte, daß ihre blauen Augen sich bald im Tode schließen würden? Er sagte ihr Artigkeiten und Schmeicheleien über ihre blonde Schönheit, die, wie er glaubte, in einer Stunde im Tode erstarrt sein würde.

Als sie sich, noch etwa eine halbe Meile von der Abtei entfernt, einer plötzlichen Biegung in der Straße näherten, ritt Carl von Fernwald dicht neben Fräulein von Lindau. Der kritische Augenblick war nahe.

Jetzt blieben ihr noch wenige Augenblicke übrig, aber er ließ von seinem Vorsatze nicht ab. Sie stand ihm ja im Wege!

Er konnte in der Entfernung die Bäume des Parkes von Schloß Treuenwerth sehen — jener fürstlichen Besitzung, nach welcher er geizte, und schon schlug ihm triumphirend das Herz.

Wie nahe stand er dem großen Preise! Nur ein sterbender Mann und dieses goldhaarige Mädchen standen zwischen ihm und seiner künftigen Erbschaft!

In wenigen Minuten sollte dieses goldhaarige Mädchen auf immer dem Leben und seinen Wechselfällen entrückt sein. Wie nahe sie der Biegung waren! Wie heiter und fröhlich sie war! Wird der Tod Clara von Lindau ereilen, ehe dieses Lächeln von ihren Lippen verschwunden ist?

„Wird es —"

Sie waren an der Biegung angelangt. Clara von Lindau ritt ein wenig voraus.

Gerade als sie um die Ecke bog, wurde aus dem die Straße begrenzenden Walde ein Bündel brennender Schwärmer auf die Straße geworfen und fiel vor ihr nieder.

Blitz und Krach waren ungemein heftig und plötzlich. Das kleine, schwarze Pferd bäumte sich wild auf, schleuderte die junge Reiterin gegen einen Steinhaufen und sprengte wie der Wind davon.

„Ach Himmel!" schrie Frau Meinfeld entsetzt auf, „sie ist getödtet! Fräulein von Lindau ist todt!

Der Schrei Frau Meinfelds, daß Clara von Lindau todt sei, klang Carl von Fernwalds Ohren wie der Ton einer Siegesdrommete. Im Nu, ehe noch der Pulverrauch aus der Luft verschwunden war, sprang er von seinem Pferde und neigte sich mit fahlem Gesichte und wild glänzenden Augen über das Mädchen. Fräulein von Lindau war mit ziemlicher Heftigkeit gegen einen Steinhaufen geschleudert worden; der Platz der Katastrophe war von den beiden Verbündeten sehr gut gewählt worden. Der Hut des Mädchens war ihr vom Kopfe gefallen, ihr Gesicht war geisterbleich und ihre Augen geschlossen. Gewiß war sie todt! Fernwalds Seele wurde von einem wilden Triumph durchzuckt. Jetzt stand nur noch ein Sterbender zwischen ihm und dem Eigenthümer von Schloß Treuenwerth.

Noch ein Schritt, und er war der Eigenthümers all dieses Reichthums.

„Clara!" schrie er laut auf, als die Uebrigen sich um ihn schaarten und abstiegen. Cousine Clara, sprechen Sie zu mir! Oh, Himmel, sie ist todt! Clara!"

Die blauen Augen öffneten sich langsam und schauten überrascht und schmerzlich zu ihm auf. Das bleiche Gesicht röthete sich ein wenig unter seinem seltsamen wilden Blicke, und dann richtete sich Clara langsam und mühselig zu einer sitzenden Stellung auf.

Nicht todt! Nicht einmal tödtlich verwundet! Carl von Fernwald fuhr zurück, bleich bis in die Lippen.

Dita von Solm stürzte auf ihre Freundin zu, um ihr beizustehen, und half Clara sich erheben.

„Wo sind Sie verletzt, Liebste?“ fragte Dita in ihrer lebhaften, theilnahmsvollen Art.

„Ich — ich bin auf meinen Arm gefallen,“ sagte Fräulein von Lindau zitternd. „Ich glaube, er ist gebrochen; sonst bin ich nicht verletzt.“

„Es ist eine wahre Fügung Gottes, daß Sie sich nicht todtgeschlagen haben,“ rief Dita. „Wie, wenn Ihr Kopf auf diese Steine gefallen wäre?“

„Wie sonderbar, daß gerade hier sich ein Unfall ereignete,“ sagte Frau Meinfeld. „Wer hat nur diese Feuerschwärmer hingeworfen, und warum that man es? Man könnte fast glauben, daß es absichtlich geschehen ist, um unsere Pferde zu erschrecken und einen Unfall herbeizuführen.“

Sie schaute forschend in den dunklen, die Straße begrenzenden Wald, während sie sprach.

Einer der Reitknechte war davon gesprengt, um Fräulein von Lindaus flüchtiges Pferd einzuholen. Der Andere hielt die noch immer zitternden Pferde der jungen Damen und das Fernwalds. Frau Meinfeld trat zu den Pfählen, welche die Landstraße einsäumten, und suchte Denjenigen, der die Schwärmer auf die Straße geworfen hatte, aber es war Niemand zu sehen in der Dunkelheit. Gänner, welcher der Urheber des Unfalles war, hatte nicht gewartet, um den Erfolg zu erfahren, sondern war möglichst schnell entwischt.

Fernwald athmete tief und schwer. Sein Gesicht war noch immer bleich, seine Augen hatten einen wüthenden Ausdruck.

Er sah aus, wie der Tiger, dem sein Opfer entrissen worden war; zurückgeworfen im Augenblicke des vermeintlichen Triumphes.

Das Mädchen war seinen Anschlägen wie durch ein Wunder entronnen. Er sah mit einem wilden, gierigen Haß zu ihr hinab, als hätte er sie verschlingen mögen.

„Ich sehe Niemanden in dem Walde hier," fuhr Frau Meinfeld fort. „Die Sache ist geheimnißvoll, Herr von Fernwald, nicht wahr?"

Fernwald erzwang ein hartes Lachen.

„Ich sehe kein Geheimniß darin," sagte er. „Irgend ein Bauernjunge hat sich an diesem einsamen Punkt damit belustigt, Schwärmer anzuzünden, und wir kamen eben dazu, um den Erfolg seiner Unterhaltung zu bekommen. Der arme, kleine Bursche! Als er unseren Unfall gesehen hat, ist er ohne Zweifel davongelaufen."

Er wandte sich zu Fräulein von Lindau mit einem Gesichte, in dem scheinbar die größte Angst und Theilnahme für sie ausgedrückt war.

Dita unterstützte das verletzte Mädchen, das sich bereits ziemlich erholt hatte, noch immer.

„Es ist mir sonst nichts geschehen, als daß ich den Arm gebrochen habe, Cousin Carl," sagte Clara, muthig bemüht, die Thatsache zu verbergen, daß sie heftige Schmerzen litt. „Der Reitknecht hat mein Pferd noch nicht ereilt, und ich glaube wirklich, ich könnte nicht reiten. Aber ich will Sie nicht Alle hier aufhalten; reiten Sie nach der Abtei. Es ist ein Försterhaus in der Nähe, dort will ich hingehen und warten, bis Sie einen Wagen nach mir schicken können."

So wurde es auch gemacht.

Fernwald ging neben seiner Cousine her, scheinbar zärtlich besorgt um sie. Dita zog Claras unverletzten Arm in den Ihrigen, und Frau Meinfeld ritt langsam daneben, während die Reitknechte mit den Pferden die Nachhut bildeten.

Nach zehn Minuten waren sie an das fast ganz zwischen den Bäumen verborgene Försterhaus gelangt. Das Aeußere desselben war ungemein malerisch, das Innere erwies sich als schmuck und rein. Die Förstersfrau, eine gutmüthige, freundliche Person, richtete ein Sopha für Fräulein von Lindau her, und Dita schickte Fernwald und Frau Meinfeld nach der Abtei und blieb bei ihrer Freundin.

Nach Verlauf einer halben Stunde langte aus der Abtei ein Wagen vor dem Försterhause an, in welchem die gute Frau Bittner Kissen und Decken, Flaschen mit belebenden Getränken und Kannen mit heißem Wasser brachte. Fräulein von Lindau wurde in den Wagen gehoben und in die Abtei geführt.

Man hatte bereits nach dem Wundarzt geschickt, welcher nach einigen Stunden ankam; aber der Doktor aus dem nächsten Dorfe hatte Fräulein von Lindaus Arm schon früher eingerichtet. Fernwald wartete in der Abtei in scheinbar namenloser Angst, um den Ausspruch des Wundarztes zu hören. Man kann sich vorstellen, mit welch' äußerlichem Entzücken und innerlichem Verdrusse er hörte, daß Fräulein von Lindau keinerlei innerliche Verletzung erlitten hatte, und daß der Armbruch von der leichtesten Art war.

„Es ist nicht die geringste Ursache zur Besorgniß vorhanden," sagte der würdige, alte Doktor aus dem Städtchen, um Fernwalds angebliche Angst zu beschwichtigen. „Die junge Dame — sie ist Ihre Cousine, wie ich höre — wird den Arm einige Wochen in einer Schlinge tragen, aber wenn sie vor-

sichtig ist, wird sie keine weiteren Unbequemlichkeiten leiden. Es ist fast ein Wunder, daß sie mit dem Leben davongekommen ist."

Fernwald sprach seine Dankbarkeit aus, daß sie von dem Tode gerettet worden sei, während seine Gedanken von den wildesten Flüchen erfüllt waren.

Baronin Falkner sympathisirte mit Fernwald's vermeintlichem Schmerze, erwies ihm sehr viele Aufmerksamkeit und lud ihn ein, so oft es ihm Vergnügen mache, in die Abtei zu kommen. Sie drang in ihn, zum Gabelfrühstück zu bleiben, und er nahm die Einladung an, bemüht, den günstigen Eindruck, den er gemacht hatte, zu verstärken.

Bald nach dem Gabelfrühstück bestieg Fernwald sein Pferd und ritt nach dem Gasthofe zum „rothen Fuchs" zurück.

Es ist nicht nothwendig, hier die Einzelheiten der Unterredung zwischen ihm und seinem Kammerdiener nach seiner Rückkehr wiederzugeben. Sie waren nicht entmuthigt, obgleich ihre schändlichen Pläne mißlungen waren. Sie hatten keinen so leichten Sieg erfochten, als sie erwartet hatten, aber neue Gelegenheiten konnten leicht gefunden werden. Sie waren zweimal enttäuscht worden; Fernwald sagte finster, daß ihnen ein drittes Mal der Erfolg winken müßte.

„Sie werden sich aber ein wenig gedulden müssen, Herr," sagte der Kammerdiener. „Es geht nicht an, der jungen Dame jedesmal ein Unglück zustoßen zu lassen, so oft sie mit Ihnen ausgeht. Lassen Sie die Sachen eine Weile ruhen; wir haben Zeit genug. Zu viel Eile kann uns die ganze Geschichte verderben."

Diesem Rathe zufolge stattete Fernwald täglich in der alten Abtei einen Besuch ab und wartete wie die lauernde Spinne seine Zeit ab.

Nach Verlauf einer Woche erschien Clara von Lindau wieder im Salon, den verletzten Arm in einer breiten, blauseidenen Schlinge tragend, das Gesicht etwas bleicher als gewöhnlich, aber von unverminderter Lieblichkeit und ahnungslos, daß der vermeintliche Unfall, an dessen Folgen sie litt, dem Wirken eines geheimen, mächtigen Feindes zuzuschreiben war.

Eines Abends, als Baronin Falkner und Frau Meinfeld allein in dem Salon saßen und die Letztere ihre Absicht aussprach, sich möglichst bald nach einem zweiten Gatten umzusehen, wurde sie von der alten Frau ob ihrer lockeren Grundsätze tüchtig gescholten.

„Sie halten mich also für minder moralisch und anständig als Fräulein Dita?“ entgegnete sie hastig. Sie halten mich vielleicht für eine Männerjägerin? Nun, Sie können Recht haben. Ich bin hier nur geduldet — ich habe keine Heimat — ich kann mir mein Brod nicht verdienen. Was sollte ich thun, wenn Sie mich von hier fortschicken? Ich muß mir einen Mann und ein Einkommen sichern. Ich bin ein Weib wie Andere, ich brauche ein Heim und einen Platz in der Welt. Ich würde Jeden heirathen, der so reich wäre, wie Max von Treuenwerth. Ich gestehe offen, daß ich die Absicht habe, ihn zu heirathen.“

Baronin Falkner schaute sie entsetzt an.

„Helene, das ist unweiblich!“

„Welche Aussichten bieten Sie mir, daß ich weiblich sein könnte?“ unterbrach sie Frau Meinfeld. Sie haben mir Ihr Herz verschlossen —, Sie haben mir hier ein Heim

geboten, aber keinen rechtmäßigen Platz. Auf ein Wort von der schlauen Abenteuerin, die Sie adoptirt haben, werden Sie mich hinausweisen. Was ist Ihnen dieses Mädchen, diese Dita von Solm? Sie ist schön — das gebe ich zu — aber das ist Alles. Sie ist nur Ihre entfernte Verwandte und Ihr Pathenkind, ich jedoch wurde als Ihre Erbin erzogen. Ich habe Ansprüche, welche Sie nicht unbeachtet lassen sollten wegen eines tollen Streiches, den ich so bitter bereut habe. Ich wiederhole es, daß diese Dita von Solm, die Sie von Tyrol kommen ließen, ein schlechtes, betrügerisches, falsches Geschöpf ist!"

„Still!" rief Baronin Falkner. „Kein Wort mehr!"

„Ich will reden, selbst wenn Sie mich noch heute Nacht aus dem Hause stoßen!" rief Frau Meinfeld, mit vor Eifersucht und Neid fahlem Gesichte. „Diese schöne Dita, die Sie für einen Engel halten, ist sehr irdischer Natur. Es ist meine Ansicht, daß sie einen geheimen Liebhaber hat, von dem sie weiß, daß Sie ihn nicht billigen würden. O, ich habe sie nicht umsonst bewacht!"

„Was haben Sie entdeckt, wenn ich fragen darf?"

„Ich habe entdeckt, daß sie ein Geheimniß hat," sagte Frau Meinfeld triumphirend. „Sie schickten sie gestern Morgens mit Ihrem kleinen Wagen nach dem Städtchen, um Einkäufe zu machen. Sie war einige Stunden fort. Ich fuhr, wie Sie wissen, während ihrer Abwesenheit ebenfalls aus und fuhr auch nach dem Städtchen. Ich sah ihren Wagen vor einer Buchhandlung in der Hochstraße stehen, und der Reitknecht hatte die Aufsicht darüber. Ich fragte ihn, wo Fräulein von Solm sei? Er sagte, sie wäre vor mehr als zwei Stunden in die Buchhandlung hineingegangen und noch nicht herausgekommen. Ich ging hinein; es war kein Käufer

in dem Laden. Ich fragte den Commis nach Fräulein von Solm, und er sagte, sie hätte einige Einkäufe gemacht und wäre vor mehr als zwei Stunden durch die Hinterthür des Geschäftes fortgegangen. Ich war so neugierig, selbst aus dieser Thür zu schauen, und fand, daß sie in eine sehr ruhige und schmale Straße mit niedrigen Häusern hinaus führte. Während ich noch hinschaute, sah ich Fräulein von Solm zurückkommen. Ich stieg wieder in meinen Wagen und fuhr durch die Straße hinab; aber ich konnte sehen, daß sie keine Einkäufe gemacht hatte. Sie muß eine geheime Zusammenkunft gehabt haben, von der nicht einmal der Bediente etwas wissen sollte. Ich kenne ihr Geheimniß. Sie war dort, um Fernwald zu treffen. Ich vermuthe, sie fürchtet, Sie würden seine Bewerbung nicht billigen."

Baronin Falkner lächelte höhnisch. Sie hatte Dita's Expedition nach dem Städtchen geplant, und der Zweck derselben war wirklich eine geheime Zusammenkunft gewesen. Eine ehemalige Dienerin der Abtei hatte einen Mechaniker geheirathet und wohnte jetzt in dem Städtchen. Die Dienerin war eine Cousine von Marie Deckert, und in ihrem Hause hatte Dita zu der von Frau Meinfeld angegebenen Zeit ihr Kind mit seiner Pflegerin getroffen.

„Versuchen Sie es nicht, mich gegen meine Adoptivtochter einzunehmen, Helene!" sagte die alte Dame kalt. „Lassen Sie mich keine derartigen Verdächtigungen mehr gegen sie hören, oder Sie zwingen mich wirklich, Ihnen meine Thüre zu verschließen. Sprechen Sie nie wieder, weder zu mir noch zu irgend Jemandem so von ihr, wie sie es eben thaten. Verbinden Sie ihren Namen nie wieder mit dem Herrn von Fernwald's!"

„Sie glauben mir also nicht? Ich will Ihnen ihre Unwürdigkeit in sehr kurzer Zeit beweisen!“ rief Frau Meinfeld aus. „Sie liebt sie nicht. Ich will sie entlarven als eine Glücksjägerin — als eine schlaue, gefährliche Person!“

„Kein Wort mehr! Wenn Dita sich wirklich als falsch erweisen sollte, dann will ich Ihnen Ihren alten Platz als meine Erbin einräumen,“ sagte Baron Falkner in hochmüthiger Verachtung, „aber erst werden Sie beweisen müssen, daß weiß schwarz ist, Helene Meinfeld. Sie können mein Vertrauen in mein Adoptivkind nicht erschüttern. Ich will Ihre Verdächtigung gegen sie nicht weiter anhören!

„Verlassen Sie mich jetzt! Ich trage kein Verlangen nach der Gesellschaft einer Person, welche diejenige zu verdächtigen und zu verleumden sucht, die ihr so gewaltig überlegen ist!“

Frau Meinfeld stand sofort auf, von grenzenloser, unterdrückter Wuth erfüllt, und eilte fort.

Auf ihrem Zimmer angelangt, murmelte sie:

„Ich will beweisen, daß jene Dita falsch und verworfen ist, und wenn ich die Beweise fälschen muß! Ich bin überzeugt, daß sie gestern eine geheime Zusammenkunft mit Fernwald in dem Städtchen hatte, und ich will es noch beweisen! Ich will sie um Baronin Falkner's Achtung bringen und dann an ihren leeren Platz treten. Ich will nicht arm und abhängig sein in dem Hause, als dessen künftige Besitzerin ich einst angesehen wurde. Ich will Dita zu Grunde richten, und auf ihrem Verderben mein Glück erbauen! Und noch eins — ich weiß Baron Max von Treuenwerth's Adresse. Ich will ihm schreiben, daß ich Wittwe geworden bin, will an seine Theilnahme appelliren und ihn

bitten, nach Deutschland zurückzukehren. Ich kann die Abtei gewinnen und Baron Max von Treuenwerth gleichfalls. Und wenn ich nicht Beides gewinnen kann, so kann ich mir wenigstens Eins sicher stellen. Er pflegte großmüthig zu sein, kann ich nicht auf sein Mitleid wirken, daß er mir sein Herz anbietet? — Ich will den Versuch wagen.“

Sie setzte sich an den Schreibtisch und begann an Baron Max von Treuenwerth zu schreiben.

Siebzehntes Capitel.

Teufelssaat.

Für eine Frau gewöhnlichen Schlages wäre es eine schwierige Aufgabe gewesen, einem Herrn zu schreiben, den sie seit Jahren nicht gesehen hatte — einem Manne, der nie ihr Freier gewesen war, aber den sie jetzt an ihre Seite locken und zu ihrem Anbeter machen wollte. Aber Helene Meinfeld war keine Frau gewöhnlichen Schlages, wie der Leser bereits gesehen haben wird. Sie besaß ungemein viel Zuversicht, unbeschränktes Vertrauen in sich selbst und eine unbeugsame Entschlossenheit und Energie. Sie hatte beschlossen, sich ein Heim zu verschaffen, einen sicheren Wohlstand für die Zukunft, und sie war nicht das Wesen, vor einem Hindernisse auf dem Wege zum Erfolge zurückzuschrecken.

Ihr Brief war ein Meisterstück in seiner Art. Sie erzählte die Geschichte ihrer übereilten Heirath und ihrer Reue über dieselbe, ihres traurigen Lebens in China und ihrer Rückkehr nach Deutschland als „freund- und heimatlose, arme, verlassene Wittwe.“ Dann folgten nachstehende Sätze:

„Ich bin wieder in der alten Abtei, deren voraussichtliche Erbin ich einst war. Ich bin wieder bei Baronin Falkner,

aber sie hat sich gegen mich verändert; sie ist nicht mehr meine zärtliche Freundin, meine liebevolle Beschützerin. Sie hat mir Schutz vor der kalten Welt gegeben, aber das ist Alles. Dort, wo ich einst als ihre Nachfolgerin betrachtet wurde, bin ich jetzt nur eine arme Abhängige. Ach, das ist bitter, Baron Max — so daß ich mir fast wünsche, todt zu sein!

„Aber das Schlimmste von Allem ist, daß ich meine alte Stellung hier zurückerobern und wieder die begünstigte Erbin sein könnte, wenn nicht eine Schlange sich auf meinem leeren Platze eingenistet hätte, welche meine alte Freundin gegen mich eingenommen hat, und die jetzt an meiner Stelle Erbin ist.

„Diese Schlange ist ein junges Mädchen, schön und scheinbar harmlos, aber ein intrigantes, schlaues, gewissenloses und berechnendes Geschöpf. Sie ist ungefähr zwanzig Jahre alt und eine entfernte Anverwandte von Baronin Falkner. Sie wurde in München erzogen und kam direct aus einem kleinen bescheidenen Heim in Tirol hierher. Ihr Name ist Dita von Solm.

„Sie werden vielleicht glauben, daß mein Schmerz und meine Enttäuschung mich grundlos gegen Fräulein von Solm erbittert haben, daß ich sie so anklage. Aber ich habe keine Beschuldigung vorgebracht, welche ich nicht beweisen kann. Sie hat zwei Liebhaber. Einer der Beiden ist Arnold Reinhard, der Andere ist Ihr Cousin Carl von Fernwald, mit dem sie heimlich, ohne daß Baronin Falkner etwas weiß, in dem Städtchen zusammen kommt. Sie begünstigt Fernwald heimlich, und ich bin überzeugt, daß sie ihn heirathen wird, wenn sie hier alleinige Herrin ist. Baronin Falkner glaubt, daß Reinhard seine Neigung auf Fräulein von Lindau, Baronin Falkner's Gesellschafterin, übertragen habe, die Ihre und auch Fernwald's Cousine ist.

„Wegen eines Mädchens, wie es dieses Fräulein von Solm ist, werde ich nun verstoßen; sie ist der Liebe eines Ehrenmannes unwürdig — ist unwürdig, hier an Baronin Falkner's Stelle zu herrschen; dennoch ist sie so schlau, scheinbar so rein und gut, daß Sie sie ohne Zweifel für einen Engel halten würden.

„Sie werden fragen, warum ich Ihnen so offen schreibe? Es geschieht, um Ihre Theilnahme für meine Verlassenheit zu erregen und Sie zu bitten, sich bei Baronin Falkner für mich zu verwenden, daß sie mir wenigstens einen kleinen Theil ihrer Gunst wieder schenke.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit meiner traurigen Geschichte belästigte. Wenn Sie Helene Wild noch nicht ganz vergessen haben, wenn die Jahre Ihr großmüthiges Herz nicht veränderten, bin ich überzeugt, daß Sie Ihren Einfluß zu meinen Gunsten verwenden werden."

Frau Meinfeld las dieses Lügengewebe sorgfältig durch und sagte zu sich selbst: „Er war früher der großmüthigste Mensch; er war mir gut, obwohl er nie mein Verehrer war. Dieser Brief wird gewiß sein Herz rühren und bringt ihn möglicherweise nach Deutschland zurück. Ich werde ihn nach St. Petersburg adressiren. Ich schmeichle mir, mit diesem Briefe ein Meisterstück geliefert zu haben, und ich werde den Erfolg mit Ungeduld erwarten. Wer weiß, was er zu Stande bringt?"

Es war vielleicht gut für sie, daß ihr kein Blick in die Zukunft vergönnt war. Der Brief, welchen sie geschrieben hatte, um ihre Interessen zu fördern, war bestimmt, ein Feuerbrand zu sein, der die heftigsten und bösesten Leiden

schaften von Baron Max von Treuenwerth's reizbarer Natur in wilden Flammen auflodern ließ.

Frau Meinfeld siegelte den Brief, während sie eine muntere Arie trällerte, schrieb die Adresse und trug ihn dann in den Briefkasten hinab, der unten in der Halle angebracht war. Der Briefkasten wurde jeden Abend vom Haushofmeister geleert und die Briefe in einem versperrten Beutel durch einen alten, vertrauten Diener auf's Postamt in Dorf Treuenwerth geschickt. Frau Meinfeld wußte, daß die Adresse auf ihrem Briefe nicht untersucht werden würde, und daß selbst der Haushofmeister, wenn er ihn bemerkte, glauben würde, daß Fräulein von Lindau an ihren Cousin Baron Max von Treuenwerth geschrieben habe.

Zur gewöhnlichen Stunde leerte der Haushofmeister die Briefe aus dem Briefkasten in den Postbeutel und Helene Meinfeld's lügenhafter Brief trat seine Reise an.

Zu einer späteren Stunde, als Dita von Solm, Clara von Lindau, Reinhard und Fernwald in den Salon zurückgekehrt waren, schlich Helene Meinfeld wie ein Schatten in ihren dunkeln Kleidern in den Salon hinein und nahm abseits ihren Platz, mit vor Neid und Eifersucht glühenden Augen, denen sie jedoch einen falschen Ausdruck von Wohlwollen und Güte zu geben suchte. Sie blieb nur eine kurze Weile und zog sich dann — Kopfschmerzen vorschützend — zurück.

Die kleine Gruppe im Salon war sehr fröhlich bei Musik und Gespräch, und Niemand beachtete ihr Fortgehen.

Helene schritt die Halle entlang und die glänzend beleuchtete Stiege hinauf. Im ersten Stockwerke blieb sie stehen. Ihre gegenwärtigen Zimmer waren höher oben, aber sie wandte sich seitwärts zu den schönen Gemächern, welche Dita bewohnte.

Sie öffnete behutsam die Thüre von Dita's Boudoir und schaute hinein; Niemand war drinnen. Dita's Kammermädchen war zu den übrigen Dienstleuten hinabgegangen, um ein wenig zu plaudern.

Ein Blatt Papier lag offen auf einem Tisch, und auf demselben waren in schöner, fester Handschrift einige Verse aufgeschrieben.

„An meine theure Pathin!" Das ist also ein Orginal? Die Erbin der alten Abtei scheint eine Dichterin zu sein. Ueberschwänglich genug! Ohne Zweifel beabsichtigt sie, das Gedicht Baronin Falkner als einen Liebeszoll darzubringen. Betrügerin! Ich möchte wissen, was sie in ihrem Schreibtisch verbirgt. Hat sie Geheimnisse? Vielleicht finde ich hier den Schlüssel zu einem."

Sie öffnete den kleinen Schreibtisch ohne langes Besinnen. Ihre Augen leuchteten wild auf, als sie ein Blatt Papier erspähte, auf welchem ein Gedicht stand, welches die Ueberschrift „Getrennt" trug.

Die Wittwe verschlang das Gedicht mit leuchtenden, weit geöffneten Augen.

„Dieses Gedicht ist nicht an Baronin Falkner gerichtet," murmelte sie. „Das bezieht sich auf kein Frauenzimmer. Das geht einen Mann an, den sie liebt und von dem sie durch irgend ein bitteres Geschick geschieden ist. Es bezieht sich gewiß auf Fernwald, von dem sie getrennt ist, weil er arm ist, und Baronin Falkner würde ihrer Erbin nicht erlauben, einen armen Mann zu heirathen. Hier spricht sie von ihrer Liebe, ihren Thränen, ihrem Schmerze! „Seit an deiner Brust geruht mein müdes Haupt, Geliebter." Das schamlose Geschöpf! Sie wagt es, von irgend einem Manne so zu sprechen. „Eine

Kluft trennt Dich und mich." Eine Frau dürfte solche Verse an ihren Gatten machen, wenn er todt wäre und sie ihn geliebt hätte. Welch' tiefe Verzweiflung — welch' glühende, leidenschaftliche Liebe! Und das Alles für Carl von Fernwald!"

Und ohne Ahnung, daß diese verzweiflungsvollen Worte der Liebesausbruch einer schwergekränkten, hoffnungslosen Gattin waren, und daß ihr Gegenstand wirklich ein wildeifersüchtiger Gatte sei, steckte Frau Meinfeld das Gedicht in ihre Tasche.

„Ich will als Ueberschrift hinzufügen: „An Carl von Fernwald," dachte sie, „und zeige es Baron Max von Treuenwerth, wenn er zurückkehrt. Er wird sie dann ebenso verachten, wie ich sie hasse."

Sie fuhr in ihrer Untersuchung fort. Plötzlich entdeckte sie in einem kleinen inneren Fache ein in weiße Seide gebundenes Buch, das mit goldenen Schließen verschlossen war.

Auf dem Rücken des Buches stand mit Goldbuchstaben „Tagebuch von Dita von Solm." Frau Meinfeld öffnete es hastig. Eine Inschrift drinnen zeigte, daß Baronin Falkner es kürzlich ihrer Adoptivtochter zum Geschenke gemacht hatte. Sie fand einige für sie unwichtige Aufzeichunngen über Bücher, welche Dita gelesen hatte. Die Wittwe suchte nach der letzten Aufzeichnung vom vergangenen Tage. Sie fand Folgendes: „Fuhr in einem kleinen Wagen nach dem Städtchen. Ließ den Wagen vor der Buchhandlung mit meinem treuen Diener zurück, während ich heimlich das Haus besuchte, wo er mich erwartete. Ich war fast zwei Stunden bei ihm. O, mein süßer Liebling! Ich fühle seine Küsse noch immer auf meinen Lippen, mein Juwel! Wenn ich ihn nur offen anerkennen dürfte! Vielleicht muß ich noch ein Jahr lang warten, ehe ich

ihn vor der Welt als mein Eigen anerkennen darf. O, wenn ich nur frei wäre! Wann werde ich frei sein? Himmel, chenke mir Geduld!"

Frau Meinfeld, ordentlich erschreckt durch diesen leidenschaftlichen Ausbruch, vermochte sich denselben nicht anders zu deuten, als daß der Gegenstand dieser glühenden Liebe Fernwald sei.

„Wenn Baronin Falkner das nur sehen könnte!" dachte sie; „dann wäre Fräulein Dita zu Grunde gerichtet. Ich will es auf ihr Zimmer nehmen und auf den Boden fallen lassen, damit es aussieht, als ob Fräulein von Solm es verloren habe. Das Buch soll offen sein, so daß Baronin Falkner's Augen einen Theil des Inhaltes sehen müssen und sie gezwungen wird, das Uebrige zu lesen.

Sie führte die Idee aus, indem sie das Tagebuch in Baronin Falkner's Zimmer trug und offen auf den Teppich legte.

Dann wartete sie in ihrem Zimmer und horchte aufmerksam. Baronin Falkner kam zur gewöhnlichen Stunde, von Dita begleitet, auf ihr Zimmer. Eine halbe Stunde später schaute Frau Meinfeld über die Brüstung und sah Dita mit dem Tagebuch in der Hand, mit der heitersten Miene auf ihr Zimmer gehen.

Die Spionin hätte vor Wuth mit den Zähnen knirschen können.

Ihr Plan war mißlungen. Sie glaubte, daß Baronin Falkner nicht in's Tagebuch hineingesehen habe, und daß Dita gar keinen Verdacht habe, wie das Buch in Baronin Falkner's Zimmer gekommen sei.

„Sie glaubt, es selbst dort verloren zu haben," dachte Frau Meinfeld. „Arme Närrin! Baronin Falkner würde selbst mit Beweisen kein Wort gegen sie glauben. Ich wollte,

das unwürdige Geschöpf wäre todt! Soll eine solche Person mich von meinem rechtmäßigen Platze verdrängen? Ich glaube, wenn sie todt wäre, würde Baronin Falkner mir meinen alten Platz einräumen. Wenn Dita von Solm todt wäre — wenn — —"

Sie fuhr erschrocken zurück und wurde todtenbleich.

„Wenn sie todt wäre," flüsterte sie, versuchend, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen. „Solange sie lebt, bin ich hier Nichts. Warum sollte sie nicht sterben? Soll ein unwürdiges Geschöpf, wie sie, mich zur Bettlerin machen? Ich kann sie nicht verdrängen; ich habe keinen Einfluß hier. Sie ist Alles in Allem. Aber ich weiß es, wenn sie todt wäre, würde ich an ihrer Stelle Erbin. Wenn sie todt wäre! Ich will nachdenken."

Sie eilte auf ihr Zimmer zurück und löschte ihre Lichter aus. Stundenlang blieb sie in der Dunkelheit brütend sitzen.

Etwas nach Mitternacht zog sie ihre Schuhe aus und schlich aus ihrem Zimmer über die Stiege hinab zu Dita's Zimmer. Vor der Thür desselben blieb sie stehen und horchte mit laut klopfendem Herzen. In der Dunkelheit zeigte ihr Gesicht einen mörderischen Ausdruck. Dann drückte sie an der Thür. Sie gab nach. — Wie ein Dieb schlich sie sich in das Boudoir.

Achtzehntes Capitel.

Eine Mörderin.

Die Lichter in Dita's Boudoir waren ausgelöscht, aber das Feuer glimmte noch im Kamin und warf einen röthlichen Schimmer in die Dunkelheit, als Helene Meinfeld wie ein Gespenst in ihren dunklen Kleidern hereinschlich; ihre lichten Augen leuchteten von einem entsetzlichen Vorsatze, ihr blasses Gesicht war von einem wahrhaft teuflischen Ausdruck erfüllt.

Sie schloß die Thür leise hinter sich, aber sie sperrte sie nicht zu. Die Abtei war in tiefe Ruhe und Stille gehüllt; es war Niemand da, der sie beobachten konnte, und sie wollte sich ihren Ausgang frei halten.

Sie schlich sich in die Mittel des Zimmers, und ihre neidischen Augen verschlangen den Anblick des Ueberflusses ringsum — das sanftschimmernde Roth der Tapeten, Teppiche und Möbel, das geschnitzte Elfenbein der Stühle und die Marmorstatuetten, die im Halbdunkel glänzten, die Pracht und Schönheit allenthalben; und die schlechten Leidenschaften, die ihre Seele erfüllten, sammelten neue Kraft und sprangen in ihr auf, wie gierige Tiger.

„Alles das für sie," murmelte sie, „aber für mich die einfacheren Zimmer oben. Für sie allen Ueberfluß, den das Geld erkaufen kann — für mich nur Duldung. Sie ist die gefeierte Erbin — ich bin die arme Abhängige. Dennoch war ich einst Erbin, und wenn sie todt wäre, wäre ich wieder Baronin Falkner's Nachfolgerin. Ah, wenn Fräulein von Solm todt wäre!"

Mit geräuschlosen Schritten schlich sie zur Thüre des Ankleidezimmers. — Sie stand offen. Sie schlich sachte hinein und näherte sich der Thür des Schlafzimmers.

„Sie verschließt ihre Thüren nicht," dachte Helene Meinfeld. „Sie glaubt sich von einer durchweg liebevollen Umgebung beschützt. Sie ahnt nicht, daß hier ein Unheil sie erreichen könnte. Ich möchte wissen, ob sie schläft."

Sie schaute vorsichtig in's Schlafzimmer hinein.

Der weiße Teppich auf dem Fußboden glich einer Schneedecke; Spitzenvorhänge verhüllten die Fenster; die schneeweißen Stühle standen zerstreut umher. Ein Nachtlicht brannte auf dem Kamin.

Auf einer Seite des Zimmers — aber nicht an der Wand — stand das Himmelbett mit schimmernden Spitzenvorhängen und blendendweißen Kissen und seidener Decke.

Die Wittwe blieb im Schatten der Thüre lauschend und umherschauend stehen.

Dita lag im Bette und schlief. Ihre leisen und regelmäßigen Athemzüge waren durch das leise Ticken der Kaminuhr hörbar.

Helene Meinfeld's Augen wurden noch glühender.

„Sie schläft," sagte sie für sich. „Wie leicht wäre es, diesen Schlummer in den Todesschlaf zu verwandeln. Sie

schläft und ist in meiner Hand! Eine Anstrengung — eine schnelle Gewaltthat von fünf Minuten — und das Hinderniß auf meinem Wege ist für immer beseitigt! Wenn sie nicht mehr ist, kann ich meinen alten Platz in der alten Abtei leicht zurückgewinnen. Wenn ihr neuer Liebling todt wäre, würde Baronin Falkner sich an die Ansprüche ihrer früheren erklärten Erbin erinnern. O, ich weiß es, wenn dieses Mädchen nur bald todt wäre, könnte ich Alles zurückgewinnen!"

Sie raffte ihren verzweifelten Muth zur That zusammen. Sie war kein Ungeheuer an Schlechtigkeit, das im Verbrechen schwelgt.

Wäre sie in der alten Abtei willkommen geheißen worden, und hätte man ihr ihren alten Platz als Baronin Fallner's voraussichtliche Erbin eingeräumt, sie hätte ein reiches, luxuriöses Leben geführt, Besuche gemacht und empfangen, Gesellschaften gegeben, zur Wohlthätigkeit beigetragen, im Gesellschaftsleben sich berauscht, kurz sie wäre eine rechte Welt- und Modedame geworden. Sie wäre geachtet durch's Leben gegangen, und weder sie noch irgend Jemand hätte ihre verborgenen Fähigkeiten zum Schlechten geahnt.

Aber jetzt, von ihrem Verlangen nach persönlicher Erhöhung getrieben, enttäuscht und neidisch, dürstend nach Reichthum und einer sicheren Stellung in der Welt, war sie ein Opfer ihrer eigenen Leidenschaften, wie ein auf stürmischer See treibendes Wrack.

Vielleicht erfaßte sie auch im Sturme ihrer gegenwärtigen Aufregung das Ungeheuere des Verbrechens nicht, das sie vor hatte.

Gewiß ist nur, daß kein Schatten eines Zögerns ihren entsetzlichen Vorsatz verdunkelte, daß keine Spur eines Mitleids in ihrer selbstsüchtigen Brust erwachte.

Ueberzeugt davon, daß Dita schlief, schlich sie geräuschlos in das Schlafzimmer und näherte sich dem Bette. Mit fester Hand theilte sie die schimmernden Spitzenvorhänge auseinander und blickte mit schrecklichen Augen auf die Schläferin herab.

Dita's kleiner, dunkler Kopf lag auf einem schmalen Roßhaarkissen, und die großen, mit kostbarer Stickerei und Spitzen verzierten eigentlichen Bettkissen lagen auf einem Stuhle daneben. Dita's schwarzes Haar hing in langen, halb aufgelösten Flechten herab.

Ihre langen, schwarzen Wimpern lagen schwer auf ihren mattgefärbten Wangen. Ihr Gesicht war in dieser tiefen Ruhe nicht weniger schön, als wenn es belebt war. Ihr mit Spitzen besetzter Aermel war von einem gerundeten Arm zurückgefallen und entblößte ihn bis zu dem Ellbogen, und der Arm lag über dem Kopfe. Der schlanke Hals war entblößt; ihr Gesicht dem Blicke ihrer Feindin zugewandt.

Helene Meinfeld stand bei dem Bette und betrachtete das liebliche Gesicht mit brennenden Augen.

„Sie hat Alles," dachte die Wittwe. „Jugend, prächtige Schönheit, Liebe, große Erwartungen, Alles! Ich bin arm und gewärtige, jeden Augenblick hinausgestoßen zu werden. Mein Bleiben hier hängt von der Laune dieses Mädchens ab; ein Wort von ihr, und ich werde hinausgestoßen, um mir selbst mein Brot zu verdienen. Wenn Baronin Falkner sterben würde, ließe mich dieses Mädchen sofort aus der Abtei hinausweisen. Wenn Fräulein von Solm stürbe, könnte ich meinen verlorenen Boden wieder gewinnen, ich weiß, ich könnte es. Ein kurzer Kampf — ein kurzer Schmerz, und Alles ist vorbei. Keine Spur bliebe zurück; Niemand würde je ahnen,

daß ich eine Schuld an ihrem Tode habe. Sie steht zwischen mir und Allem, wonach ich mich sehne. Soll ich sie nicht beseitigen?"

Die Augen der Wittwe schweiften hinüber zu dem großen Prachtkissen auf dem Stuhle.

Keine Spur einer Vorsicht hielt sie jetzt zurück. In entsetzlicher Verwegenheit hatte sie sich entschlossen, Alles zu thun; wilde Mordlust hatte sie ergriffen. Es schien ihr, daß die Wagschale zwischen Armuth und Reichthum ganz gleich wäre, und daß ihre Hand jetzt entscheiden müsse, welcher Theil ihr zufallen solle. Fortgehen, wie sie gekommen war, mit vom Verbrechen reinen Händen, hieße, sich einem Leben der Arbeit und Armuth und des Leides zu überliefern. Dieses junge Leben vor ihr zu zerstören, schien ihr alles das zuzusichern, was das Leben süß und angenehm machen konnte.

Sie schlich sachte zu dem Stuhle hin und nahm einen der schweren Federpolster, ihn wie einen Schild in die Höhe haltend. Leise trat sie wieder an das Bett. Sie schob den Spitzenvorhang bei Seite und erhob das Kissen langsam über dem Kopfe des Mädchens. Jede Bewegung war still und geräuschlos gewesen; die Luft hatte sich kaum unter ihren Bewegungen gerührt. Sie hielt das Kissen in die Höhe und senkte es langsam auf das schlummernde Gesicht hinab. Ihre Nerven waren hart wie Stahl; ihr Herz schlug ruhig und gleichmäßig, ihr Puls ebenfalls. Sie war so kalt und ruhig, daß man sie für eine alterfahrene Verbrecherin hätte halten können.

Aber plötzlich in demselben Augenblicke, wo sie das Kissen auf Dita's Gesicht drücken und sich darauf werfen wollte —

in diesem Augenblicke tönte ein schriller Entsetzensschrei durch das Zimmer — ein wilder, lauter, dringender Warnungsruf.

Frau Meinfeld schleuderte das Kissen weit von sich und wandte sich wie eine Wahnsinnige um.

Auf der Thürschwelle, in dem gelben Gesichte einen entsetzten Ausdruck von Bestürzung und Grauen tragend, stand die zwerghafte, bucklige Herrin der Abtei, einen hageren Arm hoch erhoben, als wollte sie die Rache des Himmels auf die Mordgierige herabrufen.

Die eingeschrumpfte Gestalt von Baronin Falkner war in ein langes, weißes Nachthemd gehüllt; sie war offenbar soeben aus ihrem Bette aufgestanden. Ihre Nächte waren oft schlaflos, und da war es ihre Gewohnheit, in den einsamsten Nachtstunden in das Schlafzimmer ihres Lieblings zu gehen und Dita's Schlummer mit einer fast mehr als mütterlichen Liebe zu bewachen.

Und als sie jetzt ihrer Gewohnheit gemäß eingetreten war, kam sie eben zurecht, um Dita's Leben zu retten. Sie verstand Helene Meinfelds Vorhaben auf den ersten Blick. Sie stieß einen einzigen wilden Schrei aus — machte eine unsichere, wankende Bewegung vorwärts — und dann wurde ihr Gesicht graufahl. Mit einem gurgelnden Schrei stürzte sie zu Boden. Blitzschnell verstand die Wittwe, daß die Baronin von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden sei, ob Schlag oder Lähmung, das wußte sie nicht. Hastig sprang sie zu der gestürzten Dame hin, und im selben Augenblicke erwachte Dita ganz erschrocken und verwirrt und fragte, was geschehen sei.

Frau Meinfeld kniete an Baronin Falkner's Seite und fühlte der alten Dame den Puls. Die schwarzen, scharfen Augen öffneten sich und schleuderten der jungen Wittwe einen

Blick voll Haß und Abscheu zu, und der welke Mund öffnete sich, als wollte er Frau Meinfeld anklagen, aber Baronin Falkner's Zunge weigerte sich, ihrem Willen zu gehorchen. — Sie konnte nicht sprechen. — Helene Meinfeld schaute die alte Dame mit ihren hellen Augen trotzig an und sagte ganz ruhig:

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein von Solm. Ich glaubte Jemanden im Hause herumgehen zu hören und kam herab, um die Dienerschaft zu warnen. Ich war noch nicht zu Bette, obgleich es schon so spät ist. Als ich in die Vorhalle dieses Stockwerkes kam, sah ich Baronin Falkner in Ihr Zimmer treten. Sie war früher Nachtwandlerin, und ich folgte ihr, um sie vor einem plötzlichen Erwachen zu beschützen. Aber eben, als sie hier auf die Schwelle trat, schien sie mit einem Male zu erwachen, und ich glaube, sie ist vor Angst ohnmächtig geworden."

Dita stürzte vorwärts und kniete gleichfalls an der Seite ihrer Wohlthäterin nieder.

„Ei, sie ist nicht ohnmächtig!" rief sie. „Sie sieht mich an! Sind Sie krank, liebste Pathin?"

Die welken Lippen bewegten sich schwach, aber kein Ton drang zwischen denselben hervor. Ein schmerzvoller Ausdruck kam in die schwarzen Augen der regungslosen alten Dame.

„Sprechen Sie zu mir, Mütterchen. Oh, Sie sind nicht krank?" rief Dita entsetzt aus. „Frau Meinfeld, sie ist krank! Was kann ihr geschehen sein? Rufen Sie Frau Bittner, schlagen Sie Lärm im Hause! Oh mein armes, liebes Mütterchen!"

Sie legte den alten Kopf an ihre Brust und bedeckte das runzlige, welke Gesicht mit Thränen und Küssen, während ein zärtlicher, liebevoller Ausdruck in die schwarzen Augen der

alten Frau trat, und ihre Lippen sich vergeblich bemühten, beruhigende Worte hervorzubringen.

Frau Bittner wurde gerufen, und die Baronin wurde in ihr Zimmer auf ihr Bett getragen. Dita warf hastig einige Kleider über und setzte sich an das Bett ihrer alten Freundin. Sämmtliche Hausleute wurden geweckt; ein berittener Bote wurde in's Städtchen nach dem Hausarzt geschickt; ein anderer in's Dorf Treuenwerth, um den dort wohnenden alten Doctor, der viel schneller zur Hand sein konnte, zu rufen.

Angst und Verwirrung herrschte in der Abtei, und inmitten all' dieser Aufregung saß Helene Meinfeld ebenfalls an Baronin Falkner's Bett, die hellen Augen unverwandt auf das Gesicht der Kranken geheftet und gespannt horchend, um selbst das leiseste Flüstern zu vernehmen, das zwischen den bleichen Lippen hervordringen könnte.

Aber es kam kein solches Flüstern hervor. Wieder und wieder versuchte es Baronin Falkner zu sprechen, aber die Fesseln der Lähmung hielten sie hilflos fest. Sie lag da regungslos, wie todt; aber das starke Gehirn war noch thätig, der Geist war noch hell und klar. Sie schaute Dita so verzweiflungsvoll an, daß es die Umstehenden betrübte.

„Sie ist vollständig gelähmt," sagte Frau Bittner weinend. „Meine arme Herrin! Sie will etwas sagen, Fräulein Dita. Sie hat etwas auf dem Herzen. Was kann es sein?"

„Theuerstes Mütterchen!" sagte Dita mit ihrer weichen, süßen Stimme, sich über die Baronin neigend. „Der Doctor wird bald hier sein; wollen Sie mir etwas sagen?"

Die schwarzen Augen nahmen einen eifrig bejahenden Ausdruck an.

„Vielleicht könnte sie schreiben," meinte Frau Bittner.

Aber die knochige Hand war kraftlos. Namenlose Verzweiflung prägte sich in Baronin Falkner's Gesicht aus.

Helene Meinfeld wußte, welche Worte die Baronin durchaus aussprechen wollte, und sie wußte auch, daß es ihren Untergang bedeutete, wenn sie ausgesprochen wurden.

Sie blieb daher am Bette sitzen, aufmerksam lauernd, und die Minuten schlichen träge vorüber wie Stunden.

Der Doctor aus Treuenwerth kam binnen einer halben Stunde.

Der Familienarzt erschien erst nach zwei Stunden.

Diese Beiden beriethen sich in einem Nebenzimmer. Helene Meinfeld folgte ihnen, um ihren Ausspruch zu hören.

„Es ist ein Fall vollständiger, plötzlicher Lähmung," sagte der alte Hausarzt. „Die Patientin ist alt und entkräftet und hat irgend eine heftige Erschütterung erlitten, die ihre Lebenskraft sozusagen zerschmettert hat. Ich halte den Ausgang dieses Falles für sehr zweifelhaft."

„Die körperliche Thätigkeit ist vollständig gelähmt," sagte der Treuenwerth-Doctor. „Sie ist todt bis auf das Gehirn."

„Sie kann also nicht leben?" rief Helene Meinfeld.

„Nein; außer es geschieht ein Wunder zu ihren Gunsten."

Die junge Wittwe athmete erleichtert auf. Diese Erklärung nahm ihr eine große Last vom Herzen.

„Wird sie noch einmal sprechen können?" fragte sie.

„Das kann man unmöglich sagen," sagte der alte Hausarzt ernst. „So lange Leben vorhanden ist, ist Hoffnung, Madame. Das Alter der Dame und die Heftigkeit des Anfalles machen den Fall sehr bedenklich."

Helene Meinfeld verbeugte sich und begab sich in das Krankenzimmer zurück.

Die Stunden schlichen weiter.

Dita blieb in treuer Wachsamkeit bei ihrer Wohlthäterin, benetzte ihren Kopf mit kühlendem Wasser, flüsterte ihr schmeichelnd Trostesworte zu und bewachte sie, als sie endlich einschlief.

Die Doctoren blieben gleichfalls, um die Kranke zu beobachten, aber es war klar, daß keiner von Beiden irgend eine Hoffnung hatte.

Frau Bittner war eine geschickte, umsichtige Pflegerin, die Alles that, was sie eben thun konnte.

Helene Meinfeld saß ruhig und wachsam auf ihrem Posten und wagte es weder zu schlafen, noch sich zurückzuziehen, aus Furcht, die Baronin könnte ihre Sprache wieder erlangen und sie anklagen. Und so verging die lange Nacht.

Gegen Tagesanbruch erwachte Baronin Falkner. Ihre Augen irrten angstvoll und fragend umher und blieben endlich befriedigt auf Dita's bleichem Gesichte haften.

Die Doctoren wechselten Blicke.

Es war eine Veränderung in dem kleinen, hageren Gesichte bemerkbar, eine Veränderung in der aschfahlen Farbe, in den irrenden, jammervollen Augen — eine Veränderung, wie sie denen kommt, welche vor dem Angesichte der Ewigkeit stehen.

Sie sahen diese Veränderung und erkannten ihre Bedeutung.

Auch Frau Bittner sah und verstand sie.

„Ich glaube, ihr ist besser," sagte Dita sanft. „Ihre Augen sind klarer, ihr ganzes Gesicht ist wie verklärt."

Baronin Falkner machte eine gewaltige Anstrengung zu sprechen. Die arme, gelähmte Zunge hob sich ein wenig, und die Umstehenden konnten vernehmen, wie sie lallend und schmerzhaft die Worte sagte:

„Mein Liebling — hüte Dich.“

Kein Wort, keine Silbe mehr. Furchtbare Verzweiflung malte sich in den Zügen der Sterbenden, wich aber dann dem Ausdruck der Ergebung und Zufriedenheit. Und dann als die graue Morgendämmerung anbrach, wurden die Züge still und starr, die Augen brachen — und es war Alles vorbei.

„Sie ist todt!“ sagte der alte Hausarzt, ihr die Augen sanft zudrückend.

„Todt!“ dachte Helene Meinfeld. „Dann bin ich sicher — sie kann mich nicht anklagen. Todt — und für meine Zukunft ist nicht gesorgt. Ich werde hinausgestoßen werden. Was soll aus mir werden?“

Zugleich erleichtert und sorgenvoll, zog sich die Wittwe auf ihr Zimmer zurück und überließ Dita ihrer Klage um die Verstorbene.

Neunzehntes Capitel.

Die neue Herrin der Abtei.

Baronin Falkner's irdische Ueberreste waren mit allem Pomp und allen Ehren, die ihrem Charakter, ihrer Herkunft, ihrem ungeheuren Reichthum und ihrer hervorragenden gesellschaftlichen Stellung gebührten, in die Familiengruft der Thalheims gebracht worden. Nach dem Begräbnisse lud Herr Westen, der Advocat, welchem die Baronin unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, und der in alle Familiengeheimnisse eingeweiht war und sowohl von Dita's Heirath, wie von der Geburt ihres Sohnes wußte, sämmtliche Mitglieder des Hauses ein, in die große Bibliothek zu kommen, und dort las er das Testament der verstorbenen Dame vor.

Herr Westen war von Br. gekommen und hatte alle Leichenfeierlichkeiten besorgt. Er war ein ernster, bereits ergrauter Biedermann, schlau, aber die Ehrenhaftigkeit selbst, und war seiner verstorbenen Clientin sehr anhänglich gewesen. Er besaß eine besondere Vorliebe und Achtung für Dita und war ihrem Dienste schon ergeben.

Man fand das Testament ungemein einfach. Baronin Falkner hatte ihrer treuen Dienerin Frau Bittner eine Jahresrente von 2000 Mark ausgesetzt und die lebenslange Benützung

eines Landhauses und mehrerer Gründstücke, die zur alten Abtei gehörten. Marie Deckert, Frau Bittners Tochter, die Pflegerin von Dita's nicht anerkanntem Sohne, erhielt ein Legat von 4000 Mark. Die alte Haushälterin, Frau Walter, der alte Haushofmeister und alle alten Diener erhielten reichliche Vermächtnisse. Alle waren ohne Ausnahme großmüthig bedacht worden.

Fräulein Clara von Lindau erbte die Summe von zwanzigtausend Mark.

Arnold Reinhard erhielt als Zeichen warmer Zuneigung der Verstorbenen, mehrere sehr werthvolle Gemälde.

Das übrige Gesammtvermögen Baronin Falkner's, die alte Abtei mit allen dazu gehörigen Grundstücken und Farmen, all' ihr persönliches Besitzthum vermachte sie Dita von Solm, Tochter des verstorbenen Julius von Solm, und allen ihren etwaigen Nachkommen.

Helene Meinfeld, welche dies Alles mit innerlicher Wuth und Verzweiflung mit anhörte, war in dem Testamente gar nicht erwähnt.

Nachdem das Testament verlesen war, zog sich die Dienerschaft zurück.

Arnold Reinhard und Clara von Lindau gingen in das Morgenzimmer.

Helene Meinfeld schlich sich auf ihr Gemach.

Der Advocat und Dita conferirten noch stundenlang über Dita's zukünftige Lebensweise. Dita zog ihn darüber zu Rathe und theilte ihm ihre Wünsche mit. Zur großen Befriedigung Dita's, stimmten sie vollkommen mit Baronin Falkner's ausgesprochenen Wünschen überein.

Am nächsten Tag kehrte Herr Westen nach Br. zurück.

Nach seiner Abreise begab sich die junge Herrin der Abtei in die Bibliothek, um dort über ihre Zukunft nachzudenken.

Sie hatte ihr Kind seit zwei Tagen vor Baronin Falkner's Tod nicht gesehen, und dieser Zwischenraum von acht Tagen schien ihr schrecklich lang. Ihre Seele sehnte sich nach ihrem Knaben; aber sie konnte jetzt nicht zu ihm gehen.

Sogar die Dienstleute würden sich wundern und darüber sprechen, wenn sie so kurz nach dem Trauerfalle einen Ausflug machen würde.

Sie konnte auch Marie Deckert mit dem Kinde nicht wie einen Besuch kommen lassen.

Was sollte sie thun?

Baronin Falkner hatte kürzlich einen Plan entworfen, nach welchem Dita ihr Kind für immer, wenn auch heimlich, bei sich behalten konnte, und Dita beschloß, den Plan selbst auszuführen.

„Alles, nur nicht diese Ungewißheit, diese beständige Angst," dachte sie; „ich nuß ihn in meiner Nähe haben. Seine Gegenwart wird mich trösten in meinem jetzigen Schmerze und meiner Verlassenheit. Herr Westen kommt nächste Woche wieder; ich werde ihm die Ausführung meines Planes sofort in die Hand geben."

Ein leichtes Klopfen an der Thüre unterbrach ihr Nachdenken.

Dann trat Helene Meinfeld ein in ihrer langen Trauerkleidung, das schmale Gesicht von der Witwenhaube umrahmt.

Entschuldigen Sie mein Eindringen, Fräulein von Solm," sagte sie mit kalter Höflichkeit, „aber ich wünsche eine kurze

Unterredung mit Ihnen zu haben. Können sie mir eine halbe Stunde schenken?"

„So viel Zeit, als Sie wünschen, Frau Meinfeld," erwiderte Dita, höflich aufstehend. „Nehmen Sie gefälligst Platz."

Frau Meinfeld sank nachlässig in einen Stuhl, und Dita nahm wieder ihren Platz ein.

Die Augen der Witwe schweiften neidisch hurch das hohe, stattliche Gemach mit den großen, farbigen Bogenfenstern, den mit Bücherschränken besetzten Wänden, den kostbaren Bildern und blieben mit noch viel größerem Neide auf dem herrlich schönen Mädchen haften, welches die Besitzerin all' dieser Pracht war.

„Sie sind sehr reich, Fräulein von Solm," sagte sie in halberstickten Tone, „sehr reich! Sie haben viermalhunderttausend Mark jährliches Einkommen."

Dita nickte bejahend mit etwas überraschtem Ausdrucke in ihrem Gesichte.

„Es gab eine Zeit, wo ich erwartete, Eigenthümerin der alten Abtei zu werden," sagte Frau Meinfeld. „Ich wurde als Baronin Falkner's erklärte Erbin erzogen. Sie versicherte mir oft, daß ich hier ihre Nachfolgerin als Herrin sein werde. Ich hätte damals nicht gedacht, daß Alles so kommen — eine Andere an meine Stelle gesetzt werden würde."

Dita hielt sich zurück, sie daran zu erinnern, daß ihr eigener Ungehorsam und Eigensinn ihr diese Zurücksetzung zugezogen habe. Sie war zu großmüthig, um der Witwe anzudeuten, daß diese nur sich selbst zu tadeln habe. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte Frau Meinfeld mit Bitterkeit:

„Ich glaube, ich sollte Ihnen Glück wünschen zur Erlangung des Vermögens, das hätte mein sein sollen, aber ich will nicht die Heuchlerin spielen. Darf ich fragen, ob Sie beabsichtigen, die Abtei zu schließen?"

„Oh nein, das thue ich nicht," antwortete Dita. „Sie ist meine Heimat; ich habe keine andere."

„Sie haben ein Haus in der Stadt, ein Schloß im Hochgebirge und eine Villa am Meeresstrande," sagte Frau Meinfeld. „Aber ich habe nicht an diese Dinge gedacht. Sie sind ein ganz junges Mädchen, und ich glaube nicht, daß Sie ein so großes Haus weiter führen werden."

„Ich bin zwanzig Jahre alt — nicht zu jung, um einem Hauswesen vorzustehen. Ich will Niemanden von den Dienern entlassen, denen meine theuere Pathin zugethan war. Ich will die Abtei nicht schließen, und es war ihr Wunsch, daß ich hier lebe und Alles so weiter führe, wie sie es führte," sagte Dita ernsthaft.

„Werden Sie Fräulein von Lindau als Ihre Gesellschafterin behalten?"

„Ja, sie hat kein anderes Heim, als dieses. Sie ist meine theuere Freundin und wird bis zu ihrer Hochzeit hier bleiben. Frau Bittner wird meine Kammerfrau, so wie sie die Baronin Falkner's war; Frau Walter bleibt als Haushälterin. Ausgenommen in einer Beziehung bleibt Alles, wie es war."

„Ich glaube, Sie beziehen sich auf die Thatsache, daß Baronin Falkner nicht mehr da ist; aber es wird noch eine Veränderung vor sich gehen," sagte Frau Meinfeld mit unruhig arbeitenden Zügen. So lange Baronin Falkner lebte, anerkannte sie meine Ansprüche an sie, indem sie mir eine Heimat gab. Ihr Tod stößt mich in die Welt hinaus; ich bin heimat-

los, arm und freundlos in dem Hause, wo ich Herrin zu sein erwartete. Ich kann mich vor der begünstigten Rivalin nicht demüthigen; ich nehme mein Geschick an. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich die alte Abtei noch heute verlasse, um nicht von Ihnen dazu gezwungen zu werden. Wollen Sie mich gefälligst mit einem Wagen nach der Station bringen lassen?"

Dita's großmüthiges Herz war gerührt von der Armuth und Verlassenheit der jungen Witwe.

„Meine liebe Frau Meinfeld," sagte sie in ihrer raschen, aufwallenden Art, „welchen Begriff müssen Sie von mir haben! Ich hätte Sie nie — niemals fortgeschickt. Es thut mir leid, daß Sie so verlassen sind, und ich werde so an Ihnen handeln, wie es meine theuere Pathin gewiß gut heißen würde. Ich habe die Sache schon bedacht und will Ihnen einen Vorschlag machen. Ich bin kaum zwanzig Jahre alt und soll nach dem letzten Willen meiner Pathin Herrin über diese große Besitzung sein. Ich glaube, die gesellschaftlichen Gebräuche erfordern es, daß ich eine ältere Duenna habe. Sie sind nur fünf Jahre älter als ich, aber die Thatsache, daß Sie eine Witwe sind, macht Sie für diese Stellung geeignet. Wollen Sie daher als meine Gesellschafterin und Begleiterin bei mir bleiben? Als Entgelt für Ihre Leistungen biete ich Ihnen eine Heimat, meine Freundschaft und viertausend Mark jährlich."

Frau Meinfeld nahm das großmüthige Anerbieten begierig an. Sie hatte gefürchtet, daß sie sich allein ihr Brot verdienen müsse, statt dessen wurde ihr ein Leben des Ueberflusses und der Behaglichkeit geboten, und sie drückte ihre Dankbarkeit im warmen Worten aus.

„Die Welt würde darüber reden, wenn Sie hier allein mit Fräulein von Lindau lebten ohne eine ältere Dame, welche die Hüterin vorstellt," bemerkte sie. „Ich habe gedacht, Sie würden nach Ihrer Stiefmutter schicken."

„Frau von Solm ist bei ihren Verwandten; ich werde nicht nach ihr schicken," sagte Dita ruhig. „Und jetzt, wenn mein Anerbieten Sie befriedigt, will ich hoffen, daß Sie die alte Abtei wieder als Ihre wirkliche Heimat und auch mich als Ihre aufrichtige Freundin betrachten. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein Vierteljahresgehalt sogleich bezahle. In Zukunft werden Sie das Geld durch Herrn Westen erhalten; ich glaube, das wird uns Beiden angenehmer sein."

Sie öffnete ihre reichgefüllte Brieftasche und nahm eine Tausendmark-Note heraus.

Frau Meinfeld nahm sie und steckte sie ein. Nach einer kurzen Weile verließ sie Dita.

Kaum war sie außerhalb der Bibliothek, als der dankbare Ausdruck aus ihren Zügen wich und dem des bittersten Hasses Platz machte.

„Sie bietet mir lumpige viertausend Mark jährlich aus ihrem kolossalen Reichthum!" murmelte sie, rasch die Stiege hinaufsteigend; „und ich bin genöthigt, sie anzunehmen, weil ich keinen Pfennig mein Eigen nenne. Ich nehme Ihr Geld, mein stolzes Fräulein Dita, und ich will in der Abtei bleiben; aber ich hasse Sie! Der Tag wird kommen, wo ich es werde wagen dürfen, diesen Haß zu zeigen. Ich will Monate — Jahre warten, wenn es nothwendig ist — aber die Zeit wird kommen, wo ich ihr stolzes Haupt in den Staub beugen werde. Ich bleibe, aber als ihre geheime, thätige Feindin!"

Und Dita ahnte nicht, daß dieses Weib schon einmal versucht hatte, sie zu ermorden, daß sie — indem sie Frau Meinfeld unterstützte — eine Schlange an ihrem Busen nährte, die ihr ihre Güte eines Tages mit tödtlichem Stiche lohnen würde.

Arnold Reinhard blieb eine Woche in der Abtei und kehrte nach Verlauf derselben nach Br. zurück als der erklärte Verlobte von Clara von Lindau.

Fernwald kam jeden Tag in die Abtei und war ein gern gesehener Gast dort.

Während der zweiten Woche nach Baronin Falkner's Leichenbegängniß kam Herr Westen abermals in die Abtei zu Besuch.

An dem Tage nach seiner Ankunft fuhr Dita mit ihm allein, ohne weitere Begleitung in ihrem Phaëton aus. Der Zweck ihrer Ausfahrt war, ihren kleinen Sohn zu besuchen.

Das Kind gedieh vortrefflich und war ein Musterbild kindlicher Schönheit. Es schien Dita, als könnte sie ihn nicht zurücklassen.

Während sie langsam nach der Abtei zurückfuhren, erörterte sie mit dem Advocaten den Plan, wie sie ihren Knaben bei sich behalten wollte, und versicherte ihn, daß Baronin Falkner denselben gut geheißen hatte. Herr Westen versprach ihr, bei der Ausführung dieser Pläne behilflich zu sein und sie durchzuführen.

Dita's Zimmer befanden sich im westlichen Flügel des bewohnten Theiles der Abtei und waren von dem alten Gebäude nur durch eine ungemein dicke Mauer getrennt. Dieser Flügel war sehr groß und ausgedehnt und der schönste des

ganzen Gebäudes. Wie bereits erzählt, war Alles ganz neu und auf das Kostbarste eingerichtet.

Als Herr Westen einen Monat nach Baronin Falkner's Tod zum dritten Male in die Abtei kam, war er von zwei ältlichen Männern, Arbeitern, begleitet, welche Ausländer waren und kein Wort deutsch sprachen. Man kann sich die Ueberraschung der Hausleute denken, als diese Arbeiter Veränderungen in Fräulein von Solm's Ankleidezimmer vornahmen, welches bisher für tadellos gehalten worden war.

Als Antwort auf verschiedene Fragen erklärte Dita und ihre Dienerin, daß ein neuer und kostbarer Garderobeschrank angeschafft würde und daß seine Aufstellung es nöthig mache, daß eine Wand des Zimmers ganz verändert werde. Niemand bemerkte, daß Fräulein von Solm's Zimmer versperrt waren, und daß die junge Dame und ihre alte Dienerin beständig darüber wachten, daß Niemand dieselben betrete.

Die Arbeiter waren Maurer und Engländer. Sie arbeiteten geschickt und heimlich und beseitigten einen Theil der Mauer zwischen Dita's Ankleidezimmer und dem daranstoßenden Zimmer in den Ruinen. Jeden Abend, wenn sie ihre Arbeit vollendet hatten, wurde eine tragbare Garderobe vor die so entstandene Oeffnung gerollt, um dieselbe zu verdecken.

Die Zimmer in der alten Abtei, zu welchen man nun den Einlaß hatte, bestanden aus einer Reihe von Gemächern, welche alle kahl und kalt waren infolge des jahrhundertlangen Unbewohntseins. Der Fußboden war sehr dick, und es drang durch denselben kein Geräusch. Die Maurer beseitigten sämmtliche Thüren, welche auf einen finsteren, kleinen Gang

hinausgingen, und vermauerten die Oeffnungen mit altem Material, so daß die Mauer von außen alt aussah.

Diese Arbeiten wurden mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit ausgeführt.

Außer muthigen Reisenden kam fast Niemand in die Ruinen, da es hieß, daß Gespenster darin hausten.

Außer Frau Walter und einem alten Diener wäre niemals Jemand zu bereden gewesen, dieselben zu betreten, und Dita erließ einen Befehl, daß die Ruinen künftig für Fremde nicht mehr zu sehen wären.

Man hielt den kürzlich erfolgten Tod Baronin Falkner's für den Grund dieses Befehles.

Die Ruinen waren daher ganz verlassen.

Clara von Lindau und Frau Meinfeld wohnten in einem den Ruinen ganz entgegengesetzten Flügel. Die Schlafzimmer waren gleichfalls von denselben entlegen.

Die Arbeiter, welche durch Fräulein von Solm's Ankleidezimmer kamen und gingen und von Frau Bittner aus- und eingelassen wurden, erregten daher keine Aufmerksamkeit und konnten ihre Arbeiten fortsetzen, ohne entdeckt zu werden.

Die so eingeschlossenen und dem bewohnten Theile der Abtei beigefügten Zimmer konnten nicht einmal von Frau Walter vermißt werden, denn sie waren so entlegen, daß sie nie in dieselben gekommen war.

Die Maurer vollendeten ihre Arbeit und reisten ab.

Dann kamen zwei Zimmerleute aus Paris, die nur französisch sprachen, und nach ihnen einige französische Tapezierer und Tischler, die Alle kein Wort Deutsch wußten.

Frau Meinfeld's Neugierde wäre wohl rege geworden, wenn sie das Kommen und Gehen all' dieser Leute beobachtet

hätte, aber sie hatte zufälligerweise den Wunsch gehabt, auf zwei Wochen nach Br. zu gehen, um ihre Toilette zu restauriren, und man hatte sie gerne gehen lassen.

Clara war vollständig arglos; Arnold war in Br.; Fernwald hatte sich momentan vom Schauplatze zurückgezogen, und Frau Walter hatte einen Gichtanfall, der sie zwang, das Bett zu hüten.

Es war thatsächlich Niemand da, um sich über Fräulein von Solm's Launen zu wundern, oder zu glauben, daß hinter ihrem Vorgehen andere Gründe verborgen wären als die angegebenen.

Als Helene Meinfeld nach einer Abwesenheit von einem Monate in die Abtei zurückkehrte, reichlich versehen mit ganz modernen Toiletten, waren die Arbeitsleute alle fort, und Fräulein von Solm's Ankleidezimmer war in bester Ordnung.

Es war mit lichtrothen Seidentapeten neu tapeziert, und es stand ein prachtvoller Garderobenschrank darin, der eine ganze Wand des Zimmers einnahm und mehrere hohe Spiegelthüren hatte. Dieser prachtvolle, zwanzig Fuß lange Schrank machte einen imposanten Eindruck.

Frau Meinfeld wünschte die Veränderung zu besichtigen, die gemacht worden war, und sie lobte die neue Einrichtung ungemein, ohne zu ahnen, was diese Verbesserung verbarg.

An dem Abend desselben Tages, an welchem Frau Meinfeld nach Hause gekommen war, kam auch Herr Westen in der Abtei an. Er begab sich, ohne erst angemeldet zu werden, in Dita's Boudoir, denn er war in der letzten Zeit so viel in der Abtei gewesen, daß er fast wie zum Hauspersonal gehörte. Dita saß in dem Bogenfenster; sie stand auf, um ihn einzulassen.

„Allein, Fräulein Dita?“ fragte er, sich scharf umschauend.

„Ganz allein, Herr Westen. Sogar Frau Bittner ist abwesend; sie ist auf ein Stündchen zu Frau Walter hinabgegangen. Frau Walter ist wieder hergestellt; sie hat ihre Thätigkeit wieder aufgenommen.“

„Ich glaube, Ihre Veränderungen sind alle fertig?“

„Vollständig. Ich habe gestern die letzten Arbeitsleute entlassen. Ich kann Ihnen nicht genug danken für die Geschicklichkeit und Sorgfalt, die Sie bei der Wahl der Arbeiter an den Tag legten. Sie waren alle äußerst geschickt und verschwiegen. Es ist nicht der geringste Verdacht bezüglich meines Vorhabens entstanden.“

„Sie können sich auf ihr Stillschweigen verlassen, Fräulein Dita. Sie sind gut bezahlt worden und sind alle an ihre verschiedenen Heimatsorte zurückgekehrt. Sie sind mit ihrer Arbeit rechtzeitig fertig geworden. Ist es Ihre Absicht, Ihren Sohn unverzüglich hierher zu bringen?“

„Er wird heute noch in seine neue Wohnung einziehen.“

„Das ist gut; Sie haben es nicht zu früh gethan. Können Sie nicht errathen, was mich so plötzlich von Br. hierherbrachte?“

Dita wurde bleich. Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Baron Max von Treuenwerth ist in Br. angekommen,“ sagte der Advocat. „Er wird morgen in Schloß Treuenwerth eintreffen.“

Dita taumelte zurück, wie unter einem plötzlichen Schlage.

„In Deutschland!“ schrie sie. „Mein Gatte! Was führt ihn zurück? Haben Sie ihn gesehen?“

„Ich sah ihn gestern in Br.," sagte der Advocat sanft, mit ernster Freundlichkeit. „Er fragte nach Ihnen, Dita. Er wußte, daß ich Baronin Falkner's Rechtsanwalt war. Ich sagte ihm, daß Sie jetzt Eigenthümerin der Abtei wären, aber ich verrieth nichts davon, daß ich in Ihre Beziehungen zu ihm eingeweiht bin. Er ist verändert — gewaltig verändert! Ich staune nicht darüber, daß Sie ihn fürchten. Er sagte mir, daß er nach Hause gekommen sei, um Ihr Leben zu verwüsten, Ihr Glück zu zerstören und Sie noch weit elender zu machen, als er es selbst ist."

„Oh, mein Kind!" schrie die junge Mutter voll Angst und Entsetzen.

„Wenn er die Existenz seines Sohnes ahnte, würde er Ihnen das Herz zerreißen. Er würde darin schwelgen, ihn Ihnen zu rauben. Er scheint in einen Dämon verwandelt zu sein. Ihr Knabe muß noch heute Abend hierher gebracht werden und das Geheimniß seines Hierseins sorgfältig vor Jedermann bewahrt bleiben."

„Oh, wenn es nur schon Nacht wäre!" rief Dita. „Marie soll ihn um Mitternacht bringen. Was kann bis dahin nicht Alles geschehen? Baron Max ist vielleicht bereits in seinem Schlosse und lauert vielleicht schon in der Nähe. Mir ist, als stünde ich am Rande eines Abgrundes! — Oh, wenn es nur schon Mitternacht wäre!"

Zwanzigstes Capitel.
Heimliches Glück.

Dita kämpfte noch mit dem Schrecken, welchen Westens Ankündigung von der Rückkehr Baron Max von Treuenwerths nach Deutschland in ihrer Brust erregt hatte, als ein Diener an die Thür klopfte, die Ankunft Herrn Arnold Reinhards meldete und ihr ein versiegeltes Billet überreichte, in welchem Reinhard sie um eine sofortige geheime Unterredung bat.

„Sagen Sie Herrn Reinhard, daß ich gleich in den Salon hinabkommen werde," sagte Dita.

Sie entließ den Diener und las dem Advocaten das Billet laut vor.

„Reinhard kam mit mir in einem Zuge," sagte Herr Westen. „In meiner Bestürzung über die Ankunft Baron Max von Treuenwerth's vergaß ich ganz, es Ihnen zu sagen. Er ist in Begleitung Herrn von Fernwald's gereist. Ich erwähnte zu ihm nichts von Baron Max' Rückkehr. Reinhard ist doch nicht gekommen, um mit Ihnen über den Baron zu sprechen?"

„Er ist gekommen, um Fräulein von Lindau zu besuchen, sie sind verlobt miteinander. Vielleicht will er seine Hochzeit mit ihr beschleunigen, obwohl Baronin Falkner erst drei Monate todt ist. Ich muß zu ihm hinabgehen.“

„Und ich werde auf mein Zimmer gehen,“ sagte Herr Westen aufstehend. „Seien Sie ruhig und muthig, Fräulein von Solm. Baron Max wird nur kurze Zeit hier bleiben, und dann seine Wanderungen wieder aufnehmen. Sie müssen sich während seines Aufenthaltes hier nur sehr zurückziehen, müssen ihm ausweichen und auf Ihrer Hut sein, um die Existenz Ihres Sohnes vor ihm strengstens geheim zu halten, und Alles wird gut sein.“

Er zeigte mehr Zuversicht, als er fühlte, während er auf sein Zimmer ging.

Dita ging in den Salon hinab.

Arnold Reinhard stand vor einem Kamine mit sehr ernstem, fast ängstlich blickendem Gesichte. Er erschrak, als Dita eintrat, und seine Züge heiterten sich auf, als er ihr mit ausgestreckten Händen entgegenging.

„Ich freue mich sehr, Dich zu sehen, Arnold,“ sagte Dita, von seinem warmen Gruße wohlthuend berührt. „Wo ist Clara?

„Sie weiß noch nicht, daß ich hier bin; ich fragte nur nach Dir. Ich habe Dir etwas zu sagen, Dita — etwas, das nicht einmal Clara wissen soll.“

Dita lächelte und schüttelte verweisend den Kopf.

„Ich glaube, Du willst Deine Heirath beschleunigen und möchtest Dir erst meinen Einfluß zu Deinen Gunsten sichern,“ sagte sie freundlich. „Ich weiß wie ungeduldig Du sein mußt, Clara Dein Eigen zu nennen. Aber Arnold, liebster Arnold,“

fügte sie sanft hinzu, „mir scheint, als ob Clara Recht hätte, ihre Heirath wenigstens bis ein Jahr nach Baronin Falkner's Tod zu verschieben.

„Ich bin nicht gekommen, um meine Heirath zu beschleunigen, Dita," erwiderte Reinhard ernst; „Du mißverstehst mich. Clara ist glücklich und zufrieden hier bei Dir, und ich habe gelernt, mich in Geduld zu fügen. Gott weiß es, daß ich das Andenken meiner guten Pathin gewiß in jeder Beziehung ehren möchte. Vor einigen Wochen war ich sehr ungeduldig, aber Deine Vernunftsgründe haben meine Ungeduld besiegt, und jetzt bin ich ganz einverstanden, ein Jahr zu warten. Ich will aber nicht von mir sprechen, sondern von Dir."

„Und was ist's mit mir?"

Reinhard schaute sie verlegen an. Sein freundliches, offenes Gesicht röthete sich, als er zögernd sagte:

„Ich bin Dein Pflegebruder, Dita, und ich weiß, daß, wenn ich zudringlich erscheine, Du mir verzeihen wirst, um der treuen, brüderlichen Liebe willen, die ich Dir weihe. Dita, Baron Max von Treuenwerth ist nach Deutschand zurückgekehrt."

Sie hatten sich auf ein Sopha neben dem Kamin gesetzt. Dita empfing seine Mittheilung ruhig, obgleich Reinhard bemerkte, daß ihr Gesicht sehr bleich war.

Ja, ich wußte es," sagte sie ruhig, „Herr Westen hat mir es soeben gesagt."

„Herr Westen! Weiß er denn, daß Baron Max von Treuenwerth einst Dein Freier war?"

Dita erröthete.

„Baronin Falkner wußte es und erzählte es ihm," sagte sie.

„Aber ist es nicht sonderbar, daß die Baronin ihrem Advokaten mittheilte, daß der Baron Dein Freier gewesen ist?" fragte Reinhard verwundert. „Ich kann es nicht verstehen."

Baronin Falkner hatte die Gewohnheit, ihrem Advokaten Alles anzuvertrauen," sagte Dita, in's Feuer schauend. „Du weißt, wie ergeben Herr Westen ihr war."

„Ja, ich weiß es," entgegnete Reinhard gedankenvoll. „Und so ist mir Herr Westen also zuvorgekommen mit dem Ueberbringen der Neuigkeit. Er und Fernwald und ich kamen in demselben Zuge nach Br. Fernwald und ich reisten zusammen, er hielt sich aber entfernt von uns. Ich glaube, er wollte von uns nicht ausgefragt werden. Fernwald wußte von Baron Max' Rückkehr und ist jetzt im Gasthofe zum „rothen Fuchs". Er wird den Baron nach seiner Ankunft besuchen und erwartete eine Einladung nach Schloß Treuenwerth zu erhalten."

„Man erwartet die Ankunft Baron Max' im Schlosse erst morgen früh?"

„Ja, die Landleute bereiten ihm einen großartigen Empfang. Was kann ihn so plötzlich nach Hause gebracht haben? Ich kann nicht umhin zu glauben, daß er gehört hat, daß Du jetzt Herrin hier bist, und daß er zurückkommt, um seine Bewerbungen zu erneuern."

Dita's bleiches Gesicht verdunkelte sich; ihre schwarzen Augen glühten wie Kohlen.

„Ach nein!" rief sie aus. „Er ist gekommen, um mich zu verfolgen, — um mich zu vernichten!"

„Wie kann das sein? Du sprichst seltsam Dita. Was kann er Dir thun? Du bist ihm nichts."

Dita unterdrückte die Aufregung, die sie fast übermannt hatte, und bemühte sich, ihre Ruhe wieder zu erlangen.

„Arnold," sagte sie, „Baron Max haßt mich! Ich bin überzeugt, er ist zurückgekehrt, um sich an mir zu rächen. Ich kann nicht fliehen! er würde mich bis an's Ende der Welt verfolgen. Was soll ich thun? Was kann ich thun?"

„Ich weiß, daß Baron Max rachsüchtig, leidenschaftlich, eifersüchtig und aufbrausend ist; aber Deine Kraft liegt in der Thatsache, daß er nicht den Schatten eines Anspruches an Dich hat, Dita.

„Nach den Beschimpfungen, mit denen er Dich in Stromberg überhäufte, kannst Du ihm nicht verzeihen, solange nur ein Funke von Selbstbewußtsein in Dir ist," sagte Reinhard. „Deine Angst scheint außerordentlich zu sein. Warum solltest Du ihn fürchten? Ists möglich, daß Du ihn noch immer liebst, trotzdem er Dich so behandelt hat? Fürchtest Du, daß er Dir Herzleid bereiten will, weil Du ihn noch liebst?"

Ein brennendes Roth bedeckte Dita's Wangen, und sie antwortete rasch und heftig.

„Nein, ich liebe ihn nicht, Arnold. Die Liebe kann eine Scene, wie die bei unserer Trennung, nicht überleben."

„Es ist etwas in der ganzen Sache, was mich verwirrt. Ich kann Deine Furcht vor ihm nicht begreifen," sagte Reinhard. „Zudem bist Du nicht unbeschützt, Dita, ich werde solange in der Abtei bleiben, als er im Schlosse bleibt. Er hat nicht länger das Recht, eifersüchtig zu sein auf mich, da er nicht Dein Verlobter ist. Er kann auch meine Anwesenheit hier nicht als unrechtmäßig auslegen, da Du unter Frau Meinfeld's Schutz stehst, und ich Fräulein von Lindau's erklärter Bräutigam bin. Ich werde Dich beschützen, wenn sich die Nothwendigkeit herausstellt. Baron Max von Treuenwerth soll sich überzeugen, daß er nicht ein liebendes, wehrloses

Mädchen vor sich hat, das er mit Beschimpfungen überhäufen kann; und er soll erfahren, daß Du eine junge Dame bist, bewacht und beschützt von Freunden, deren Erster ich bin."

„Ich danke Dir, Arnold, aber ich wünsche nichts weiter, als daß Du Baron Max ausweichst und meinen Namen vor Scandal und Gerede schützest."

Die Unterredung wurde noch zehn Minuten lang fortgesetzt, und dann ging Reinhard auf sein Zimmer und Dita begab sich auf ihre Gemächer.

Sie ließ sich keine Zeit, um über ihre Sorgen zu brüten, sondern machte Toilette zum Speisen und ging dann wieder in den Salon hinab, wo sie Reinhard und Fräulein von Lindau beisammen fand.

Herr Westen und Frau Meinfeld erschienen sehr bald, und als der Haushofmeister meldete, daß servirt sei, begab sich die Gesellschaft in das Speisezimmer. Es fiel auf, daß Fräulein von Solm, Herr Westen und Herr Reinhard bei sehr guter Laune zu sein schienen, denn sie waren Alle sehr lebhaft im Gespräche.

Nach dem Speisen ging man in den Salon zurück und unterhielt sich mit Musik und Gespräch. Herr von Fernwald kam tadellos gekleidet mit einem Lächeln auf seinem etwas unheimlichen Gesichte und trug mit zum allgemeinen Vergnügen bei. Er sprach viel von seinem Cousin Baron Max von Treuenwerth und dem Antheil, den er an der Begrüßung des Barons nehmen wolle. Er blieb zum Thee und verabschiedete sich um zehn Uhr.

Nach seiner Entfernung gingen auch die Anderen auseinander und begaben sich auf ihre verschiedenen Zimmer. Reinhard war ruhelos und aufgeregt und seltsam verwirrt ob

der Angst, die Dita unwillkürlich während ihrer Unterredung über Baron Max von Treuenwerth verrathen hatte. Seiner Unruhe nachgebend, ging er die Stiege hinab, schlich sich durch eine Seitenthüre aus dem Hause, zündete sich eine Cigarre an und wanderte planlos in jenem Theile des Parkes umher, welcher an die alte, halbverfallene Abtei stieß.

Dita ging in ihr Boudoir und wanderte rastlos in demselben auf und ab. Eine halbe Stunde später, als im Hause bereits tiefste Ruhe herrschte, erschien Herr Westen vor ihrer Thüre und wurde auch eingelassen.

„Ich hätte vielleicht durch das kleine Seitenpförtchen in den Ruinen kommen sollen, Fräulein von Solm,“ sagte er; „aber ich bin so alt, daß ich Ihr Großvater sein könnte, und die Dienstleute können daher keinen Stoff zum Gerede haben, wenn sie entdecken, daß ich noch zu so später Stunde in Ihre Gemächer gekommen bin.“

„Meine Freunde sind in diesem Zimmer stets willkommen, und das weiß die Dienerschaft,“ sagte Dita. „Kommen Sie mit mir, Herr Westen; ich möchte Ihnen die Früchte meiner Arbeit zeigen — das verborgene Heim, das ich für meinen Sohn vorbereitet habe.“

Sie versperrte die Thür, durch welche er eingetreten war, und ging, von dem Advocaten begleitet, in ihr Ankleidezimmer. Dita näherte sich dem riesigen neuen Garderobeschrank und öffnete eine der hohen Spiegelthüren. Dann trat sie in die Garderobe hinein, in welcher bereits eine Menge Kleider aufbewahrt wurden. Der Advocat beobachtete sie, als ihre Hand an die Wand drückte, wo an einem silbernen Haken ein Seidenkleid hing, und er verrieth Ueberraschung und Bewunderung, als das Brett plötzlich nach innen flog, und eine

sechs Schuh hohe und etwas mehr als zwei Schuh breite Oeffnung sichtbar wurde.

„Es ist wie eine jener geheimen Thüren in alten Schlössern, von denen man in den Büchern liest,“ sagte Herr Westen. „Sie haben den Eingang sehr geschickt angebracht, Fräulein von Solm.“

„Kommen Sie,“ sagte Dita kurz.

Herr Westen trat in die Garderobe ein und schritt durch die Oeffnung. Dita schloß die Thür der Garderobe und folgte ihm.

Die Beiden waren nun in dem ersten Zimmer des geheimen Flügels, welchen Dita von der alten Ruine abgetrennt und für ihren Sohn vorbereitet hatte.

Es war ein langes, großes Zimmer mit zwei Bogenfenstern, welche von außen fast ganz von Epheu und den Zweigen der dicht davor wachsenden hohen Bäume bedeckt waren. Jetzt waren die Fenster von innen mit massiven Holzläden geschlossen, so daß kein Lichtstrahl von innnen nach außen dringen konnte; und über diese Läden fielen lange, weiche, rothseidene Vorhänge über leichtere von weißen Spitzen.

Die Thür, die ehemals auf den steinernen Corridor hinausführte, war — wie wir bereits erwähnten — vermauert worden.

Dieses Zimmer hatte nur zwei Ausgänge; der eine war der, durch welchen die Beiden eingetreten waren, der andere eine Thüre, welche in ein Nebenzimmer führte. Die Wände waren erst mit Stroh und Roßhaarschichten überkleidet worden und darüber dann mit den prachtvollsten Tapeten tapeziert.

Der Fußboden war mit einem dicken, weichen indischen Teppich mit buntem, äußerst geschmackvollem Muster überspannt.

Der Plafond war prachtvoll gemalt und aus seiner Mitte hing ein großer Luster herab, in welchem eine Menge Wachskerzen brannten, die milden Glanz verbreiteten.

Sopha und Stühle waren mit rother Seide überzogen und weich gepolstert. Es waren zwei Kamine da, vor denen hohe Ofenschirme standen, und in beiden brannten helle Feuer.

Tische standen in den Ecken, die mit zahlreichen Spielereien bedeckt waren, und an einer Wand hing ein kleines Bücherregal, auf welchem sich Bilderbücher, Lesespiele und Märchensammlungen vereinigt fanden.

Herr Westen lächelte und seufzte, als er diese betrachtete.

„Es wird noch ziemlich lange dauern, ehe Herr Arthur sich dieser Bücher erfreuen kann,“ bemerkte er; „er ist erst acht Monate alt.“

„Aber auffallend klug und aufgeweckt für sein Alter, erklärten sowohl Marie Deckert, als auch Frau Bittner,“ sagte die junge Mutter stolz. „Er spielt schon ungemein gern. Ich werde Ihnen jetzt sein Schlafzimmer zeigen.“

Sie traten in das anstoßende Zimmer.

Fußboden und Wände waren so wie in dem ersten Zimmer. Auch hier war geheizt und beleuchtet. Ein langes, niedriges Bett stand an einer Seite des Zimmers; dies war das Lager der Kinderfrau. Neben demselben stand ein kleiner, eleganter, ganz mit weißen Spitzen decorirter Wiegenkorb, und weil dieser sich vielleicht für den kleinen, unbekannten Erben Baron Max von Treuenwerth's bald zu klein erweisen könnte, stand ganz nahe dabei ein ebenso elegantes Bettchen.

Neben dem Schlafzimmer war das Ankleidezimmer, dessen hohe Fenster jetzt ebenfalls durch Läden geschlossen waren.

In der Nähe des Kamines stand auf einem massiven Gestelle eine Badewanne aus Porzellan. In Schränken an der Wand befand sich die äußerst reichhaltige und elegante Garderobe für Dita's Kind. Es war noch ein kleiner Korbwagen da und mehrere hohe und kleine Kinderstühle, sowie andere Bequemlichkeiten, mit denen Mütter ihre Kinder so gerne umgeben.

„Prächtig und vollkommen," sagte Herr Westen. „Kein Erbe eines Königreiches hatte je ein reizenderes, freundlicheres Nestchen als das, welches Sie Ihrem Sohn vorbereitet haben. Aber wie haben Sie alle diese Möbel hereinbekommen, ohne daß es aufgefallen ist?"

„Frau Meinfeld und Fräulein von Lindau waren fort, die Dienerschaft glaubte, ich ließe meine Zimmer neu möbliren. Die fremden Arbeiter brachten die Kisten geschlossen herauf und öffneten sie erst hier. Es war leicht, die Kisten dann zu beseitigen."

„Aber wie bewerkstelligen Sie es, diese Feuer zu unterhalten? Sie müssen sehr viele Kohlen brauchen. Wer bringt sie herauf?"

„Mein Diener. Ich lasse in meinem Schlaf- und Ankleidezimmer nur selten heizen, und er ahnt nicht, daß das Brennmaterial wo anders verwendet wird."

„Gut; aber wie wollen Sie das Kind und seine Pflegerin mit Nahrung versorgen?"

„Marie wird selbst ihren Thee und Kaffee bereiten. Frau Bittner kann leicht jeden Morgen zwei Kannen frischer Milch besorgen, und ich habe eine ganze Menge von Vorräthen angelegt. Oeffnen Sie jenen Schrank und sehen Sie, wie viel Tiegel mit Fleischextract, welche Massen von Backwerk

und eingemachten Früchten und sonstigen Speisen sich dort befinden. Ich werde in Zukunft das Frühstück auf meinem Zimmer nehmen, und es wird leicht sein, meine Speisen mit meinem Knaben und Marie Deckert zu theilen. Frau Bittner wird ihr Mittagsbrot in meinem Ankleidezimmer nehmen und einen riesigen Appetit vorschützen. Es wird leicht gehen, Herr Westen."

„Dank Ihrem weiblichen Scharfsinne, Fräulein von Solm. Obwohl ich Advokat und zur Schlauheit geschult bin, glaube ich nicht, daß ich die Sache so gut arrangirt haben könnte, wie Sie es gethan haben. Aber wie die Zeit vergeht; Marie wird bald hier sein. Wo wird sie den Wagen verlassen?"

„Sie wird die ganze Strecke zu Fuß gehen. Es ist ein langer, weiter Weg, und sie wird spät ankommen; aber sie wollte keinen Wagen nehmen, aus Furcht, Gefahr zu laufen. Ihr Gepäck ist schon diesen Morgen angekommen in Gestalt einer Kiste, welche an Frau Bittner adressirt war. Die Leute, bei denen sie gewohnt hat, bringen Marie nach dem Städtchen, und sie hat vor ihnen gethan, als reise sie mit dem Eilzuge um acht Uhr nach Br. Sie sollte nach dem Bahnhofe gehen, mit den ankommenden Reisenden auf der andern Seite auf die Straße hinausschlüpfen und die Meile von dem Städtchen hierher gehen. Um Mitternacht wird sie gewiß schon hier sein."

Sie setzten sich nieder und warteten. Frau Bittner kam einige Male aus Dita's Ankleidezimmer, eilte aber immer wieder fort, um auf der Hut zu sein. Um dreiviertel zwölf stand Dita mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf und sagte:

„Gehen wir an's Thor hinab, Herr Westen; sie ist vielleicht schon angekommen und wartet."

Sie gingen wieder in das geheime Ankleidezimmer zurück. Dita hob auf einer Seite die Tapete auf und enthüllte eine massive Thür. Der Schlüssel war in dem Schlosse. Sie öffnete die Thür, und man erblickte eine schmale Wendeltreppe, ringsum von Mauerwerk umgeben.

Sie führte zu dem Hinterpförtchen hinab, welches Herr Westen und Dita erwähnt hatten, und diese einzige Thüre unten und die obige waren die einzigen Aus- und Eingänge, die dazu gehörten.

Die Beiden gingen ruhig die Stiege hinab.

Der Schlüssel des Hinterpförtchens steckte von innen im Schlosse. Sie öffneten die Thüre und standen auf der Schwelle, scharf hinausblickend.

Die massive Eichenthür mit den schweren Eisenbeschlägen saß tief drinnen in der dicken Abteimauer, in einem finsteren Winkel, wo sie kaum entdeckt werden konnte. Der Epheu, welcher die Mauern bekleidete, versteckte sie auch theilweise, und Herr Westen mußte die Ranken mit seinen Händen auseinandertheilen, um einen Ausblick zu gewinnen.

Das Hinterpförtchen hatte in den Annalen der Abtei seine eigene Geschichte. Mönche waren durch dasselbe ungesehen aus- und eingegangen, und in den alten Tagen, als die alte Abtei noch ein großes Mönchkloster gewesen war, hatte mancher geheime Bote durch diese düstere Pforte heimlich Einlaß erhalten, und die Legende vom kopflosen Mönch war innig damit verbunden, ebenso wie mit der dichtschattigen Allee, zu welcher das Pförtchen führte und welche noch immer der „Mönchsgang“ genannt wurde.

Kein Dienstbote aus der Abtei hätte es gewagt, den Mönchsgang zu betreten, denn sie lebten alle in dem aber-

gläubischen Wahne, daß der kopflose Mönch darin auf- und niederwandle. Er war düster und unheimlich bei Tag und bei Nacht; auf einer Seite begrenzten ihn die hohen Bäume und dichtes Gesträuch, auf der andern die schwarzen Mauern der Ruinen.

Die Krähen nisteten dort, und die Dienstleute lauschten oft angstvoll ihrem heiseren Kreischen und sagten sich schaudernd, daß dasselbe von dem kopflosen Mönch herrühre, dessen Seele die ewige Ruhe nicht finden könnte.

„Wird Marie Deckert es wagen, den Mönchsgang entlang zu kommen?“ fragte Herr Westen.

„Ja, sie ist nicht abergläubisch, überdies weiß sie, daß wir sie hier erwarten. Was ist das? Ist sie das nicht?“

Sie erblickten eine Gestalt in dunklen Kleidern, welche wie ein Gespenst durch die Dunkelheit schlich und sich ihnen langsam näherte.

Dita rief ihr in ihrer Ungeduld leise zu, und es war Marie Deckert's Stimme, welche antwortete.

Rasch theilte Dita die herabhängenden Zweige auseinander und trat heraus. Im nächsten Augenblicke drückte sie ihr schlafendes Kind fest an ihre hochklopfende Brust.

„Sie müssen müde sein, Marie,“ sagte sie freundlich; ich will meinen Knaben hinauftragen. — Oh, mein Schatz, mein süßes, geliebtes Kind, jetzt bist Du mein, und ich kann Dich für immer behalten“.

Ihre leise, leidenschaftliche Stimme klang noch durch die Luft, als ein Aufschrei des Erstaunens von einer männlichen Stimme sie erschreckt zurückweichen ließ. Und während sie noch schreckensstarr da stand, erhob sich ein Mann von einer Holzbank in der Nähe der versteckten Thür und trat auf sie zu.

Es war Arnold Reinhard.

Einundzwanzigstes Capitel.

Ein unfreiwilliger Lauscher.

Es wäre schwer zu bestimmen, wer am meisten erstaunt war über diese Begegnung zu solch' nächtlicher Stunde im Mönchsgange — Reinhard oder Dita und ihre Freunde. Es war zwar ziemlich dunkel, aber man konnte einander doch ganz deutlich erkennen.

Dita stand ganz betäubt und bestürzt mit ihrem Kinde auf dem Arm da. Was Reinhard betrifft, so schienen ihn im ersten Schreck des Erkennens die Sinne zu verlassen. Daß er Dita's Worte gehört hatte, war klar.

„Bist Du es wirklich, Dita?“ fragte er scharf. Um's Himmels Willen, was soll das heißen?“

„Was thun Sie hier um diese Stunde, Herr Reinhard?“ fragte der Advocat in ebenso scharfem Tone. „Hatten Sie eine Ahnung von dem, was hier geschehen sollte?“

„Nein, wie konnte ich sie haben? Glauben Sie, ich würde den Spion gegen sie spielen — gegen Dita — die ich wie eine Schwester geliebt und meiner Mutter zunächst verehrt habe?“ rief Reinhard. „Ich konnte nicht schlafen und ging daher in's Freie, um zu rauchen. Die Nacht ist für Januar

ungemein milde, und ich habe meinen Oberrock an. Als ich des Herumgehens müde war, setzte ich mich hinter jener Ecke auf eine Bank, um meine dritte Cigarre auszurauchen. Ich war eben damit fertig und wollte gehen, als ich in meiner Nähe flüsternde Stimmen hörte. Ich dachte an Diebe und wartete. Ich sah Niemanden, bis Dita hervorkam und ihre Worte an mein Ohr schlugen. Ich wollte nicht lauschen; Gott ist mein Zeuge, daß ich nur zu gerne vergessen möchte, was ich gehört habe!"

Dita richtete sich hoch auf und drückte ihr Kind noch fester an sich.

„Arnold!" rief sie aus, „wagst Du es, schlecht von mir zu denken?"

Ihr plötzlicher Hochmuth, der Stolz in ihrer hellklingenden Stimme offenbarten Reinhard, daß sie weder beschämt, noch erniedrigt vor ihm stand.

„O nein, Dita," entgegnete er rasch, „ich möchte Dir vertrauen, meine liebe Schwester, selbst wenn Dein eigener Mund Dich verurtheilte."

„Dies ist eine sehr unglückliche Geschichte," murmelte der Advocat.

„Arnold, komme mit uns in die Abtei," sagte Dita ruhig. „Du hast mein Geheimniß entdeckt, und ich werde es jetzt Deiner Ehrenhaftigkeit anvertrauen müssen. Was Du gesehen und gehört hast und noch sehen und hören wirst, darfst Du nie und nimmer einem menschlichen Wesen verrathen, so lange ich Dich nicht Deines Versprechens entbinde — nicht einmal Clara darfst Du es sagen. Willst Du mein Vertrauen heilig halten?"

„Das will ich. Ich schwöre es bei Allem, was mir theuer ist!" erklärte Reinhard feierlich.

„Dann folge uns."

Dita theilte die Epheuranken auseinander und schlich durch das Hinterpförtchen wieder hinein. Reinhard folgte.

Die kleine Gesellschaft schlich die Steintreppe hinauf: Herr Westen versperrte die äußere Thür, und Dita ging voraus nach dem geheimen Ankleidezimmer. Der Weg hinter ihnen war sicher.

Marie Deckert blieb in dem Ankleidezimmer, wo ein kleines Abendbrod für sie hergerichtet war, und Frau Bittner erschien und leistete ihr Gesellschaft.

Dita, Herr Westen und Reinhard gingen in das erste Zimmer des geheimen Flügels.

Dann setzte sich Dita in einen Lehnstuhl und öffnete behutsam die Oberkleider ihres Knaben. Sie nahm ihm den kleinen Pelzmantel ab und hielt ihn stolz empor, ein bildschönes, munteres Kind in kurzen Kleidern, mit klaren, frischen, dunkelblauen Augen, goldblonden Locken um die schneeweiße, breite Stirne, einem lachenden Munde und kräftigen Körper — ein prächtiges Kind, von seltener bezaubernder Schönheit.

Reinhard hatte sich neugierig in dem Zimmer umgesehen und war eben zu dem Schlusse gekommen, daß ein geheimer Weg von dem bewohnten Hause herführen müßte, als die junge Mutter ihm ihren Knaben zur Besichtigung entgegen hielt.

„Arnold," sagte sie mit vor Zärtlichkeit leuchtendem Gesichte, als sie ihr Kind anschaute. „Du hast mein Geheimniß entdeckt; ich will es Dir jetzt offen und frei enthüllen. Dies ist mein Sohn!"

Reinhard nickte; er konnte nicht sprechen.

„Ist er nicht ein Schatz?“ rief Dita, das Kind zärtlich an sich drückend. „Siehst Du, wem es ähnlich sieht?“

Reinhard nickte wieder.

„Mein Knabe ist im vergangenen Mai geboren, während ich mit Baronin Falkner in den Pyrenäen war. Meine theure Pathin nannte ihn Arthur von Thalheim nach ihrem Vater. Du siehst nun, Arnold, warum ich Baron Max fürchte. Ich habe das Geheimniß zu bewahren und bin voll Angst, daß er es entdecken könnte.“

„Weiß Baron Max nichts von der Existenz seines Kindes?“

„Nein, Arnold, er hat nicht die entfernteste Ahnung davon. Wenn er es wüßte, würde er mir den Knaben fortnehmen. Er sagte Herrn Westen, daß er zurückgekehrt sei, um mein Herz zu zerfleischen, um meine Seele in Kummer und Verzweiflung zu stürzen.“

„Dann muß also die Existenz dieses Knaben ein tiefes Geheimniß bleiben?“ sagte Reinhard.

„Ich habe Dir nie gesagt, daß ich verheirathet war, Arnold. Baron Max und ich heiratheten heimlich in München, gerade einen Monat vor jener schrecklichen Scene, wo er und ich in dem Walde von Stromberg uns trennten. Es war nicht beabsichtigt, die Ehe lang geheim zu halten. Baron Max liebte meine Stiefmutter nicht und wollte sie nicht um ihre Einwilligung zu unserer Heirath bitten. Ich glaube, er hatte einige Vorliebe für romantische Streiche und wollte mich nach Schloß Treuenwerth bringen und dort als seine Frau erklären, ehe die Nachricht von unserer Heirath hergekommen wäre. Es war eine einfache Laune. Du weißt nicht, wie er erklärte, daß er seine übereilte Heirath bereue, daß er ein Thor und wahnsinnig gewesen sei. Seine Liebe war nur eine kurze

Leidenschaft gewesen. Er hielt mich für arm, freundlos und unbeschützt und überhäufte mich mit Beleidigungen. Ich kam mit Dir zu meiner Pathin hierher; er ist seit damals auf Reisen gewesen. Ich habe ihn seit jener Nacht bis heute nicht wiedergesehen."

„Und Du bist wirklich Baronin Treuenwerth?"

„Ja, wirklich und wahrhaftig; aber ich werde meinen rechtmäßigen Namen nie annehmen, solange er lebt!"

„Und dieser lachende Knabe ist wirklich Baron Max' Erbe," sagte Reinhard, bemüht, sich in die sonderbare Wahrheit hineinzufinden.

„Ja, Arnold; aber solange sein Vater lebt, soll er nie bei seinem rechtmäßigen Namen genannt werden. Ich bin reich, ich will ihn für seine künftige Stellung erziehen, und wenn Baron Max stirbt, soll mein Sohn an seine Stelle treten. Ich habe die Beweise meiner Heirath und die Beweise von der Geburt meines Kindes. Wenn die Zeit kommt, will ich sie vorbringen."

Reinhard schaute sehr ernst d'rein.

„Dita," sagte er liebevoll, „hast Du überlegt, was Du thust? Ich weiß, daß Baron Max von Treuenwerth sein halbes Vermögen hingeben würde für einen Sohn, der sein Nachfolger würde. Ich weiß, daß er trotz all' seiner Fehler ein edles, großmüthiges Herz besitzt. Er hat Dir Unrecht gethan, und ich kann mich nicht wundern, daß Du unversöhnlich bist; aber solltest Du nicht, da Du seine Frau bist, mit Deinem Kinde in den Armen zu ihm gehen und Frieden mit ihm schließen?"

„Ich kann nicht — ich kann nicht!"

„Denke an Dein vereinsamtes Leben hier, Dita, meine Schwester. Denke an Deinen Knaben, der heranwachsen wird, wie in einem goldenen Käfig, ohne die Liebe und Sorgfalt eines Vaters zu kennen. Denke an Baron Max' einsames Leben. Du könntest ihn zur Liebe und zum Frieden zurückgewinnen."

„Ich bin nicht vollkommen; ich bin keine demüthige Heilige, die ihre Fesseln streichelt!" rief Dita leidenschaftlich. „Ich will nicht zu ihm gehen, um seine Beschimpfungen zu ertragen, um vielleicht mit Verachtung fortgestoßen zu werden! Nein, Arnold, nein! Und um Dir die volle Wahrheit zu sagen, ich wage es gar nicht. Er würde mir mein Kind nehmen! Er sagte mir, daß er mich nie als seine Gattin anerkennen würde!"

„Ich glaube," sagte Herr Westen in ruhigem, leidenschaftslosem Tone, „daß Ihr gutes Herz Ihr Urtheil irre führt, Herr Reinhard. Vielleicht wissen Sie auch nicht alle Thatsachen des Falles. Baron Max sagte mir, daß er gehört habe, daß Fräulein von Solm Herrin der alten Abtei sei. Er sagte mir nicht, daß sie seine rechtmäßige Gattin sei, aber er stieß Drohungen gegen sie aus, welche mir bewiesen, daß er sie wirklich haßt. Das Wagniß, das Sie vorschlagen, ist zu gefährlich. Ich glaube, daß wenn die Baronin von Treuenwerth mit ihrem Kinde in den Armen zu ihm ginge, er ihr das Kind entreißen und sie hinausstoßen würde. Er ist nach Hause zurückgekehrt mit der mir zugeschworenen Absicht, sie zu vernichten."

„Dann nehme ich meinen Rath zurück. Möge Dein inneres Gefühl Dich richtig leiten, Dita," sagte Reinhard. „Aber ist's nicht hart, daß dieser liebliche Knabe aufwachsen

soll ohne die Liebe und Führung eines Vaters? Baron Max ist eine durchaus noble Natur; wie stolz hätte er auf seinen Sohn sein können!"

Reinhard stand auf und nahm das Kind aus den Armen seiner Mutter. Die blauen Augen lachten ihm freundlich zu; das reizende Kindergesicht leuchtete ihm entgegen. Reinhard küßte das Kind und legte es auf Dita's Knie zurück.

„Armer, kleiner Junge," sagte er ernst. „Du hast ein schweres Geheimniß, Dita, und es ist hart zu tragen; Du mußt mich Dir helfen lassen. Ich will über Dich und Dein Kind wachen, als wenn es mein eigen wäre. Ich will ihn lieben lehren und will ihm ein guter Onkel und Freund sein. Und wenn Ihr Beide der Vertheidigung bedürft, will ich Euch mit meinem Leben vertheidigen."

Sein jugendliches Gesicht arbeitete heftig vor Erregung. Er bückte sich und küßte Dita mit zärtlicher Verehrung und kehrte dann auf seinen Sitz zurück.

Frau Bittner kam bald darauf und trug den kleinen Arthur auf sein Schlafzimmer. Eine Stunde lang blieben Herr Westen, Reinhard und Dita noch in vertraulicher Unterredung beisammen, und dann verließen sie den geheimen Flügel durch die Garderobe und Fräulein von Solm's Ankleidezimmer und begaben sich auf ihre verschiedenen Gemächer.

„Ich will doch sehen, ob ich nicht eine Versöhnung zwischen Dita und Baron Max herbeiführen kann," sagte Reinhard für sich, als er zu Bette ging. „Ich kann das Geheimniß von der Existenz des Knaben nicht verrathen, aber vielleicht gelingt es mir, sein Herz zu rühren, seinen Argwohn gegen mich zu entkräften und ihn zu seiner Gattin zurückzubringen. Ich will morgen in's Schloß gehen, an seinem Empfange

theilnehmen und eine Unterredung unter vier Augen von ihm verlangen. Es ist Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren."

Inzwischen versperrte Dita wieder alle ihre Thüren und kehrte zu ihrem Kinde zurück; es schlief in seinem kleinen Korbe. Frau Bittner und Marie Deckert gingen hinaus und ließen sie mit ihrem Kinde allein. Sie kniete in einer Art Verehrung neben ihm nieder.

„O Himmel! beschütze ihn und bewahre ihn vor allem Leid!" flüsterte sie sanft. „Baron Max würde ihn von mir nehmen; ich zittere vor wachsender Furcht. Ein Vorgefühl kommenden Unglückes bedrückt mich! Was wird das Schicksal mir morgen bringen?"

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Furien der Eifersucht.

Der Morgen von Baron Max von Treuenwerths Heimkehr war klar und frisch, und die Wintersonne schien hell. Ein von zwei feurigen Pferden gezogener Wagen wartete auf dem Bahnhofe des Städtchens eine Viertelstunde, ehe der Zug ankam und zog einige müßige Leute an, welche erwartungsvoll der Ankunft von Baron Max entgegenschauten.

Es war nur eine kurze Anzeige von der Rückkehr des Barons gekommen, aber der Pfarrer von Treuenwerth und Baron Max' Gutsverwalter, ein stattlicher, ältlicher Mann, mit einem frischen, vollen Gesichte, gingen auf dem Perron leise plaudernd auf und ab und sahen öfters ungeduldig nach ihren Uhren.

„Ich hoffe," sagte der Pfarrer, „daß Baron Max endlich das Reisen satt hat und gekommen ist, um zu bleiben. Er sollte heirathen und im Schlosse leben. Er hat sehr viel für seine Bauern gethan; aber das Beste, was er ihnen thun könnte, wäre ein Aufenthalt unter ihnen."

„Ja," sagte der Verwalter; „und vielleicht ist Baron Max mit der Absicht, zu heirathen, zurückgekehrt. Es wird

ein großer Festtag für das Schloß und uns Alle sein, wenn er eine Braut heimführt."

Der schrille Pfiff einer Locomotive drang schneidend durch die Luft, und der erwartete Zug brauste heran. Die Wagenreihe stand endlich still, und eine Gestalt stieg auf den Perron heraus.

Das war Baron Max von Treuenwerth.

Obwohl nur wenig über dreißig Jahre, war er doch von sehr stattlicher, gebieterischer Erscheinung. Sein schönes Gesicht war von der südlichen Sonne stark gebräunt. Er trug keinen Vollbart, und nur seine Oberlippe war von einem langen, dichten Schnurrbart beschattet. Er sah stolz und unnahbar aus — ein Mann von wilden Leidenschaften, aber auch einer, dessen Leben verwüstet und dessen Seele trostlos war.

Der Pfarrer und Verwalter erkannten ihn und traten näher, um ihn zu begrüßen. Er schüttelte ihnen die Hände, wechselte einige Worte mit ihnen, ging mit ihnen zu seinem Wagen und lud sie ein, mit ihm nach dem Schlosse zu fahren.

Die Bemerkungen des Barons während der Fahrt beschränkten sich auf Fragen über sein Haus, seine Dienerschaft und seine Bauern. Er sagte nichts von sich, von seinen Plänen bezüglich seiner Zukunft.

Der „großartige Empfang", den ihm seine Untergebenen bereiten wollten, bestand mehr in herzlichen Zurufen, als in prunkender Aeußerlichkeit.

Die hohe Steinpforte des Schlosses war ganz mit Gewinden von Immergrün eingefaßt. Ueber derselben prangten auf dunkelgrünem Hintergrunde in weißen Buchstaben die Worte: „Willkommen daheim!" Von der Zinne wehte eine riesige

Fahne. Baron Max drückte den Leuten seinen Dank aus und trat in die große Halle.

In der Halle war die Dienerschaft versammelt. Baron Max sprach mit dem Haushofmeister, dann mit der Haushälterin, begrüßte die Uebrigen gemeinsam und ging dann müde in den Salon, wo er sich vor dem Kamin in einen Stuhl warf. Er war finster und verschlossen, und die beiden Herren, die mit ihm gekommen waren, verabschiedeten sich sehr bald.

Der Baron begab sich dann auf seine Privatgemächer und kehrte nach einer Stunde in den Salon zurück, wo jedoch Niemand anwesend war. Die Bauern hatten den Vorhof verlassen; das Schloß lag in tiefer Ruhe, und der Baron legte sich auf ein Sopha und überließ sich seinen bitteren Gedanken.

Jeder Luxus, den Reichthum und Geschmack gewähren können, umgab ihn. Herrliche Gemälde, prachtvolle Möbel, traulich flackernde Kaminfeuer, Schönheit und Ueberfluß waren allenthalben ausgeprägt, aber er hatte kein Auge für diese Dinge.

„Und das ist meine Heimkehr!“ sagte er bitter. „Der Platz scheint mir ein Gefängniß. Hätte ich nicht hier zu thun, ich würde in der nächsten Stunde meine Reisen wieder aufnehmen. Aber ich habe ein Werk hier zu vollenden! Ich bin gekommen, um meine Rache an meinem Weibe zu üben, das mein Leben verwüstet hat, das mich heimlich verhöhnt, während es andere Freier begünstigt. Was wird sie sagen, wenn sie mich erblickt? Sie zittert ohne Zweifel jetzt in ihrem Heim, der alten Abtei. Sie kennt mich; sie weiß, wessen ich fähig bin. Fluch ihr! Sie soll leiden, wie ich gelitten habe. Mehr kann ich nicht verlangen!“

Er stand auf und ging hin und her, verbittert und rachsüchtig, aber so betrübten Herzens, so hoffnungslos und verzweifelt, daß sein ärgster Feind ihn bemitleidet haben würde.

„Wie lange mag Dita wohl schon von Freiern umworben sein in der Abtei?“ murmelte er. „Helene Meinfeld's Brief war in einigen Punkten unklar; dennoch brachte er mich so schnell heim, als der Dampf mich nur befördern konnte. Ich muß Frau Meinfeld noch heute sehen; ich muß Alles über Dita wissen.“

Er ging immer rascher auf und ab, wie von den Furien der Eifersucht gepeitscht.

Während er noch so in Gedanken war, brachte ein Diener eine Visitenkarte auf einer Platte.

Der Baron nahm sie und las den darauf lithographirten Namen Carl von Fernwald.

Einen Moment lang sprühten seine Augen Feuer. Es war Fernwald's Name, welchen Frau Meinfeld in dem lügenhaften Briefe, den sie an den Baron geschrieben, erwähnt hatte. Von wildem Zorne gegen Fernwald erfüllt, war er nach Hause geeilt und hatte in manchem Augenblicke sogar den Entschluß gefaßt, ihn zum tödtlichen Zweikampfe herauszufordern. Und jetzt war Fernwald gekommen, um ihn zu besuchen; ein wilder Zorn flammte in ihm auf. Aber noch während der Diener wartete, faßte sich der Baron und sagte mit seltsamer Ruhe:

„Führen Sie den Herrn herein; ich will ihn sehen.“

Der Diener entfernte sich, und der Baron murmelte:

„Ja, ich will ihn sehen; er soll nicht merken, daß ich ihn beargwohne. Ich will sie und ihn beobachten; meine

eigenen Augen sollen Zeugen ihrer Schlechtigkeit sein, und ich will in der Zwischenzeit sehr artig gegen ihn sein."

Der Diener gab dem Gaste Einlaß.

Elegant gekleidet, mit der Haltung eines reichen, vornehmen Mannes und mit einem Lächeln auf seinem unheimlichen Gesichte trat Fernwald ein. Er näherte sich dem Baron und reichte ihm die Hand.

„Mein lieber Cousin!" rief er aus, „erlauben Sie mir, Sie zu Hause wieder willkommen zu heißen. Ich bin entzückt, Sie zu sehen. Sie sehen vortrefflich aus!"

Baron Max reichte Fernwald kalt die Hand und bat ihn dann höflich, Platz zu nehmen.

„Ich könnte Ihr Compliment erwidern, denn Sie sehen auch vortrefflich aus," sagte der Baron mit eisiger Höflichkeit. „Ich bin überrascht, Sie hier zu finden. Wo wohnen Sie denn?"

„In dem Gasthofe zum „rothen Fuchs", eine Meile von dem Schlosse hier entfernt," antwortete Fernwald, ganz unberührt von der Kälte seines Verwandten. „Ich habe schon einige Monate hier zugebracht. Ich finde, daß mir das Klima hier sehr gut thut."

„Aber ein Landwirthshaus kann Ihnen doch kaum die nöthige Bequemlichkeit bieten," sagte der Baron. „Sind Sie Ihrer Gesundheit halber hier?"

„Nicht so ganz," erwiderte Fernwald lächelnd. „Anfänglich kam ich meiner Gesundheit halber; aber es giebt Magnete in der Nähe, von denen ich mich nicht losreißen kann. Ich hoffe, Sie sind zurückgekehrt, um zu bleiben, Baron Max?"

„Das hängt von Umständen ab. Das Schloß kömmt mir gar so einsam und still vor; ich glaube, wenn es mir zu

arg wird, gehe ich wieder fort. Wie wär's, wenn wir inzwischen Ihr Gepäck hierher brächten und Sie bei mir hier wohnen möchten, Fernwald? Sie können so zurückgezogen leben, wie Sie nur wünschen. Ich bin ein ungeselliger Mensch; ich liebe es, oft allein zu sein. Ich werde einige Zimmer für Sie in Bereitschaft setzen lassen. Wenn Sie Pferde und einen Diener haben, bringen Sie sie gleichfalls mit."

Ein rothes Funkeln in Fernwalds Augen verrieth sein Entzücken über diesen Antrag.

„Ich nehme Ihre Einladung an, Baron Max," rief er aus, „und sage Ihnen tausendfachen Dank dafür. Es ist langweilig in dem Gasthofe. Ich habe ein Pferd und einen Kammerdiener. Ich will dann gleich hinübergehen und meine Verfügungen treffen, so daß ich noch vor dem Diner hier in Ordnung sein kann."

„Sie sprachen von Magneten in der Nachbarschaft," sagte der Baron in leichtem Tone. „Wer sind sie?"

„Ich meinte die Bewohner der alten Abtei," antwortete Fernwald. „Baronin Falkner ist todt und hat ihr Gesammtvermögen ihrer Pathin, einem schönen, jungen Mädchen, hinterlassen, das in München erzogen wurde. Es sind drei junge Damen in der Abtei; die älteste von ihnen ist Frau Meinfeld, eine junge Witwe. Sie kannten sie noch als Fräulein Wild. Sie erkundigt sich zuweilen sehr eingehend nach Ihnen, und ich glaube, sie möchte Sie heirathen," fügte Fernwald lächelnd hinzu.

Baron Max' Lippen verzogen sich höhnisch.

„Ich werde nie heirathen," sagte er kurz.

„Sollte das wirklich Ihr fester Entschluß sein?" fragte sein Cousin, von einem heimlichen Triumphe erfüllt.

„Ja," entgegnete Baron Max. „Ich werde nie heirathen."

Fernwald konnte keinen verborgenen Sinn in den Worten des Barons wittern.

Er nahm die Erklärung in gutem Glauben hin und bemerkte nur:

„Sie sind zu jung, um einen solchen Entschluß zu fassen, Baron Max; Sie können ihre Absichten noch ändern —"

„Niemals!" unterbrach ihn der Baron strenge. „Aber genug von mir, Fernwald. Wer sind die anderen jungen Damen in der Abtei?"

„Eine von ihnen ist unsere beiderseitige Cousine Clara von Lindau, ein schönes Mädchen mit goldblonden Haaren und veilchenblauen Augen. Sie ist mit Arnold Reinhard verlobt."

Baron Max begann auf und ab zu gehen.

„Wie kommt das?" fragte er plötzlich. „Ist Fräulein von Lindau eine Untergebene in der Abtei und Arnold Reinhard ihr Freier?"

„Fräulein von Lindau ist eine Gesellschafterin der jungen Herrin der Abtei. Baronin Falkner vermachte Clara zwanzigtausend Mark. Sie wird von ihrer Herrin wie eine theure Freundin behandelt. Was Reinhard's Bewerbung um sie betrifft, so glaube ich zuweilen, daß er eigentlich in Fräulein von Solm verliebt ist und nur daran verzweifelt, sie zu gewinnen. Ich fürchte ihn wahrlich als meinen Rivalen."

„Als Ihren — Rivalen?"

„Ja. Fräulein von Solm ist die Herrin der Abtei, die Erbin eines colossalen Vermögens und die Dame, welche ich zu heirathen hoffe," sagte Fernwald selbst befriedigt. „Sie ist eine Schönheit, Baron Max, eine jener creolenfarbigen, schwarzäugigen, schlanken Huldgestalten, welche einen Mann rasend machen können. Sie ist eine Künstlerin auf dem Clavier,

singt wie ein Engel, ist geistvoll, aber sanft und dennoch sprühend von Witz und Laune; sie hat Genie neben allen zärtlichen und echt weiblichen Eigenschaften. Ihre Augen sind wie große, unergründlich tiefe Quellen, ihre Blicke könnten einen Mann so anziehen, daß er ihr bis an's Ende der Welt folgt."

„Sie sind ganz begeistert. Sind Sie mit dieser Dame verlobt?"

Baron Max furchte seine Brauen finster zusammen. Es fiel Fernwald ein, daß seine Schwärmerei vielleicht das Interesse des Barons für diese Dita erweckt habe. Wohl hatte Baron Max erklärt, daß er nie heirathen werde; aber er konnte in Versuchung kommen, seinen Entschluß umzustoßen, wenn er die schöne Erbin erblickte. Demgemäß wagte Fernwald es, seine eigenen Interessen mit einer frechen, verwegenen Lüge zu schützen. Er liebte Dita. Er hatte es zwar noch nicht gewagt, ihr diese Liebe zu gestehen, aber er war entschlossen, sie zu heirathen. Er war arm und konnte nur wenig Aussichten haben, sie zu gewinnen, sollte Baron Max etwa auch als ihr Bewerber auftreten, daher antwortete er mit scheinbarem Zögern:

„Wenn ich Ihre Frage beantworte, Baron Max, wollen Sie meine Antwort strengstens geheim halten?"

Baron Max nickte bejahend, denn er wagte es nicht, zu sprechen.

„Dann," erwiderte Fernwald, „darf ich Ihnen wohl sagen, daß ich heimlich verlobt bin mit Fräulein von Solm. Sie hat mir ihr heiliges Wort gegeben, mich zu heirathen."

Der Baron hätte vor Wuth mit den Zähnen knirschen können. Er blieb stehen und schaute — seinem Gaste den

Rücken zuwendend — aus dem Fenster. Plötzlich sagte er heiser:

„Warum ist Ihre Verlobung geheim?"

„Dita zog es vor, sie vor aller Welt geheim zu halten," sagte Fernwald keck. „Sie hat ihre eigenen Ursachen dazu, die ich jedoch noch nicht ergründet habe. Vielleicht will sie warten, bis das Trauerjahr nach Baronin Falkner zu Ende ist, ehe sie unsere Absicht öffentlich bekannt giebt."

„Vielleicht," höhnte Baron Max; „und vielleicht hat sie auch andere Gründe. Fragen Sie sie, Fernwald."

Dieser starrte den Baron verwundert an.

„Haben Sie Fräulein von Solm je gesehen?" fragte er ihn verwirrt.

„Ja, ja, ich habe Sie gesehen," erklärte Baron Max erregt.

„Haben Sie sie geliebt?"

„Ja, ich habe sie geliebt, dies sage ich Ihnen im Vertrauen, Fernwald. Aber nie hat ein Mann sich auf ein schwankenderes Rohr gestützt. Ebenso flatterhaft wie sie schön ist, hat sie mich Reinhard's wegen bei Seite geschoben. Kein Wort — keine Frage mehr. Sie wissen jetzt, Carl von Fernwald, warum ich sage, daß ich nie heirathen werde. Dita von Solm hat mir einen Widerwillen gegen alle Frauen eingeflößt. Ich hasse — ja, ich hasse sie!"

Fernwald war erschrocken über den Sturm, den er wachgerufen hatte. Die Entdeckung daß Baron Max und Dita Liebende gewesen waren, jagte ihm Angst ein. Wenn diese Beiden sich aussöhnten und heiratheten, dachte er, so würde er mit einem Schlage Alles verlieren. Er schauderte ob dieser Gefahr. Seine stets bereite Erfindungskraft kam ihm zu Hilfe. Er wollte es sich angelegen sein lassen, diese ehemaligen

Liebenden immer mehr auseinander zu bringen, in Jedem einen bitteren Haß gegen den Anderen anzufachen, die Kluft zwischen Ihnen zu erweitern und sich selbst in diese Kluft zu stellen.

Er fühlte sich zu Bemühungen angespornt, die er bisher nie versucht hatte. Er würde Alles thun, Alles wagen, ehe er sich das entreißen lassen würde, was ihm das Leben angenehm zu machen versprach.

„Ei, wenn mir das mißlingt," dachte er schaudernd, „wenn ich Dita, ihr Vermögen und meine Erwartungen, Baron Max zu beerben, verliere, bin ich ein heimatloser Bettler, dem nichts übrig bleibt, als sich zu erschießen. Was wird Heinrich von Penther's Tod mir nützen, wenn Baron Max Dita heirathet? Bei Gott, es darf nicht geschehen; kein Schritt soll mir zu niedrig, keine Lüge zu frech, kein Plan zu schwierig sein, daß ich ihn nicht durchführte. Wie gut, daß ich heute vor allen anderen Besuchen hierher kam. Ich kann das Spiel jetzt leicht ganz in meine Hand nehmen. Ich bin überzeugt, es wird Alles nach meinem Willen gehen."

Er überlegte ein wenig, ehe er wieder sprach.

„Sie erschüttern mich," sagte er endlich zu Baron Max. „Ich weiß, daß Dita ein wenig kokett ist und es liebt, Bewunderung zu erregen; und obwohl ich ihr Verlobter bin, habe ich doch immer eine eifersüchtige Furcht vor Reinhard gehabt. Aber trotz alledem würde ich mein Leben einsetzen für ihre Wahrheit und Treue gegen mich. Hat sie nicht gestanden, daß sie mich liebt?"

„Ah, sie hat das also gestanden?"

„Ja, schon hunderte Male," log Fernwald. „Hat nicht ihr Kopf an meiner Brust gelegen? — Haben ihre Lippen nicht die meinigen geküßt? — Haben —"

Ein gellender Schrei entfuhr Baron Max' Lippen.

„Ist das wahr?" fragte er heiser. „Wollen Sie es beschwören, Fernwald?"

„Ich will es beschwören mit jedem Eid, den Sie erfinden können. Zweifeln Sie an meinen Worten, Baron Max?"

„Ah nein, nein! Ich wollte, ich könnte es!"

„Lieben Sie sie noch immer?"

„Nein — tausendmal nein! Habe ich nicht gesagt, daß ich sie hasse? Wenn sie Sie heirathen will, und der Baron schaute seinen Vetter mit geisterhaftem Lächeln und verzerrten Zügen an, „braucht sie keine Einwendung meinerseits zu fürchten. Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Herzen, das Sie gewonnen haben. Und jetzt lassen Sie Ihr Gepäck hieher schaffen. Suchen Sie bestimmt bis zum Speisen zurück zu sein; inzwischen will ich es versuchen, meine Ermüdung abzuschütteln."

Fernwald verabschiedete sich unverzüglich.

„Baron Max ist so gewaltig stolz," dachte Fernwald, als er die Allee hinabritt, „daß er nie um die Hand derjenigen werben wird, von der er glaubt, daß sie mich küßte und ihren Kopf an meine Brust legte. Wie keck ich log! Ich will aber meine Lüge zur Wahrheit machen, ehe ich viel weiter gehe. Er wird sich wahrlich nicht gegen meine Pläne auflehnen. Wie sonderbar, daß er Fräulein von Solm gekannt und geliebt hat! Wie sonderbar, daß sie ihn kannte! Ich habe sie nie seinen Namen erwähnen gehört. Ich habe die Sache sehr geschickt gemacht; er wird sich nicht mit ihr aussöhnen, dafür möchte ich mein Leben einsetzen."

Sich selbst überlassen, raste Baron Max von Treuenwerth wie ein Wahnsinniger.

Seine Frau — seine Frau heimlich mit Fernwald verlobt! Seine Frau, die er einst für einen Engel gehalten hatte, hatte ihre ehelichen Treueschwüre und ihre weibliche Reinheit so weit vergessen, daß sie die Liebkosungen Anderer empfing, während ihr Gatte noch lebte!

Er bezweifelte nicht ein Wort von der Geschichte, die er gehört hatte. Hatte er nicht vor sechzehn Monaten im Tiroler Walde gesehen, wie Arnold Reinhard sie geküßt hatte? War sie jetzt noch schlechter als damals?

„Sie muß die Absicht haben, eine Scheidung zu erwirken," dachte er. „Fernwald weiß nicht, daß sie meine Frau — daß sie noch nicht frei ist, ihn zu heirathen. Ich werde ihn nicht aufklären, weder er, noch ein Anderer darf erfahren, daß ich ihr betrogener Gatte bin. Ich muß sie sehen. Ich will sie ob ihrer Falschheit anklagen, will ihr sagen, wie ich sie hasse, will ihr zeigen, daß ich ein Mann bin, der zu fürchten ist!"

Der Kammerdiener trat ein und brachte wieder eine Karte auf der Platte. „Arnold Reinhard" las der Baron. „Er kommt zur geeigneten Zeit. Führen Sie ihn herein."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Ein mißlungener Aussöhnungsversuch.

Arnold Reinhard wurde in den Salon geführt und die Thüre hinter ihm geschlossen. Reinhard blieb einen Augenblick lang zögernd auf der Schwelle stehen, als Baron Max ihm hochmüthig, mit höhnischen, befehlenden Blicken und unverschämter Miene entgegentrat.

Das offene, jugendfrische Gesicht von Dita's Vertheidiger war ernst und bleich. Hätte seine Sendung ihn allein betroffen, er wäre auf der Stelle umgekehrt und fortgegangen; aber der Gedanke an die einsame, junge Herrin der Abtei und ihren nicht anerkannten Sohn bestärkte ihn in dem Vorhaben, die Aufgabe durchzuführen, die er sich gestellt hatte. Er war als Friedensstifter gekommen und wollte nicht so leicht seinen Vorsatz aufgeben. Er trat vorwärts und streckte seine Hand aus.

„Ich freue mich, Sie wieder zu sehen, Baron Max," sagte er mit ernster Sanftmuth. „Wollen wir uns nicht als Freunde begrüßen?"

Eine lebhafte Erinnerung an ihre letzte Begegnung im Walde von Stromberg überkam sie Beide. Baron Max fiel

die Angabe ein, welche Frau von Solm ihm gemacht hatte, daß Dita mit Reinhard für immer fortgegangen sei.

Er zog sich zurück, die rechte Hand in den Rock steckend.

„Ich kann weder Ihre Hand nehmen, Herr Reinhard," sagte er mit ruhiger Höflichkeit, „noch kann ich Ihnen als meinem Freunde begegnen. Aber Sie sind unter meinem Dache, und das sichert Ihnen den Schutz meines Hauses."

„Ich darf wohl sofort auf meine Sendung übergehen," sagte Reinhard. „Baron Max, indem Sie so zu mir sprechen, beleidigen Sie nicht allein mich, sondern eine reine und junge Dame, deren Geliebter ich nie gewesen bin, die mir aber theuer ist wie eine Schwester. Vielleicht werden Sie mich mit größerem Vertrauen anhören, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Verlobte Ihrer eigenen Cousine, des Fräulein Clara von Lindau bin, die eine Insassin der alten Abtei ist."

„Ich will hören, was Sie zu sagen haben, mein Herr," entgegnete der Baron kalt. „Ich bin mit Fräulein von Lindau nicht bekannt, aber sie muß eine besondere Anziehungskraft haben, um Sie von Ihrer früheren Flamme abzulenken."

Reinhard erröthete.

„Baron Max, ich war nie Dita's Geliebter," protestirte er. „Wir waren als Kinder wie Bruder und Schwester zusammen, und eine solche Liebe vertieft sich selten zur Leidenschaft. Während der zwei Jahre, die Ihrer Bekanntschaft mit ihr vorangingen — während sie vom Kinde zur Jungfrau heranblühte — hatte ich sie kein einziges Mal gesehen. Aber während jener Zeit sah ich Fräulein von Lindau oft bei meinen Besuchen in der Abtei. Ich fühlte anfänglich Mitleid mit ihr ob ihrer Verlassenheit, aber später verliebte ich mich in sie. Jetzt sind wir verlobt miteinander und sollen nach Ablauf des

Trauerjahres nach Baronin Falkner heirathen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als Cavalier, daß diese Angaben wahr sind."

„Sind Sie gekommen, um meine Einwilligung zu Ihrer Heirath mit meiner Cousine zu erbitten?" fragte der Baron mit ruhigem Hohne.

„Ich bin gekommen, um von der schwerbeleidigten Dame zu sprechen, der Sie ein so furchtbares Unrecht zugefügt haben, Baron Max," sagte Reinhard traurig. „Haben Sie kein Erbarmen für Dita? Hat sich Ihr Herz nie erweicht für sie? Ich glaube, Sie könnten sie zurückgewinnen, trotz Allem, was Sie ihr angethan haben. Dies ist meine Mission hier — Sie zu bitten, zu ihr zu gehen und Frieden mit ihr zu schließen."

Der Baron schien unbewegt; sein düsteres Gesicht war jetzt vollkommen kalt.

„Hat Dita Sie zu mir geschickt?" fragte Baron Max plötzlich.

„Nein, sie ahnt nichts von meiner Mission hier. Ich kam aus meinem eigenen freien Willen, um es zu versuchen, den Frieden zwischen Ihnen Beiden herzustellen."

„Und es ist Ihre Gewohnheit," höhnte Baron Max, „in dieser Art den Don Quixote zu spielen — davongelaufene Liebhaber zu verfolgen, um sie nolens volens zu den Füßen ihrer Geliebten zurückzubringen?"

„Baron Max, haben Sie aufgehört, Dita zu lieben?"

„Meine kurzlebige Schwärmerei für sie erstarb in demselben Sommer, in dem sie entstand," versicherte der Baron. „Ich kann es Ihnen sagen, daß ich meiner Thorheit überdrüssig wurde. Ich hätte eine Dame von hohem Rang und großem Vermögen heirathen können, aber die dunklen Augen Dita's bethörten mich eine Zeit lang. Der Himmel weiß es, wie ich meine Verblendung seither bereue!"

Reinhard seufzte.

„Könnte nichts Sie bewegen, wieder mit der alten Liebe ihrer zu gedenken?“ fragte er.

„Gar nichts. Wenn die Liebe einmal todt ist, kann sie nicht wieder angefacht werden.“

Reinhard schaute forschend in das stolze, edle Gesicht nach einem Ausdrucke von Reue, Bedauern oder Leidenschaft. — Er suchte vergeblich. Die klaren, blauen Augen verhöhnten ihn; Spott saß auf dem edlen, stolzen Munde. Reinhard's Muth sank.

„Kann wahre Liebe sterben?“ fragte er traurig. „Ich glaubte, der göttliche Funke sei unsterblich, wenn er einmal angefacht ist.“

„Dem ist nicht so; denn die Liebe verwandelt sich oft in Haß, und je leidenschaftlicher die Liebe, desto schrecklicher ist der Haß, der ihr folgt!“

„Meine Mission ist mißlungen,“ sagte Reinhard. „Ich bitte Sie, Baron Max, meinen Besuch geheim zu halten. Ich wünsche nicht, daß Dita erfährt, daß ich bei Ihnen war.“

„Ich glaube, wenn sie auf ihren Knieen zu mir käme, würde ich sie von mir stoßen,“ sagte der Baron. „Sie können ihr das sagen, wenn sich die Gelegenheit findet. Ich bin unerbittlich, wie der Tod; sagen Sie ihr das auch. Aber wenn Sie ohne ihr Wissen kamen, woher wissen Sie, daß sie sich mit mir aussöhnen würde?“ fügte er neugierig hinzu. „Glauben Sie, daß sie Ansprüche an mich hat? Hat sie Ihnen gesagt, daß ich ihr mehr als ein einfacher Bekannter bin?“

„Ich glaubte, daß sie Ansprüche an Sie habe, wie jedes Frauenzimmer an den Mann hat, dem es sein Wort gegeben hat, ihn zu heirathen.“

„Sagen Sie ihr also, daß ich allen Ansprüchen an sie entsage — daß sie frei ist, wie ein Vogel in der Luft. Ich hoffe, sie wird einen Gatten finden, der sie glücklich machen kann. Sie hat meine Einwilligung, zu heirathen, wen sie will und was sie will. Ich werde ihrer Freiheit kein Hinderniß in den Weg legen."

Reinhard hätte sich sehr gerne an ihn gewendet mit der Erinnerung an seine Gattenpflicht; aber er hatte Dita das Versprechen gegeben, dem Baron nicht zu verrathen, daß ihm ihre Heirath bekannt sei. Er sehnte sich, an sein Vaterherz zu appelliren, aber er war gleichfalls durch sein Wort gebunden, die Existenz von dem Sohne Baron Max' nicht zu verrathen. Er konnte sich nur dem erbarmungslosen Spruche des Barons unterwerfen.

„Sie sind sehr hart und bitter, Baron Max," sagte er. „Arme Dita! Ich glaube jetzt, daß sie sich nicht getäuscht hat, als sie mir sagte, daß sie aufgehört habe, Sie zu lieben. Wie kann man ein Wesen aus Marmor lieben?"

„Sie sagte Ihnen das? Dann sind wir gleicher Gesinnung, sie und ich."

„Wenn Sie keinen Wunsch haben, sich mit ihr auszusöhnen, warum sind Sie nach Deutschland zurückgekommen?"

„Ich kam, um sie zu bewachen — um ihr Leben zu einer unaufhörlichen Qual zu machen, so wie ich sie erduldet habe. Bei Gott! wenn ich nur einen Anhaltspunkt hätte, wodurch, ich würde ihr das Herz zerfleischen!"

Reinhard schauderte und ging nach der Thüre.

„Ich habe Ihnen nur noch Eins zu sagen, Baron Max, und es ist das," rief er aus, „Dita hat treue, ergebene Freunde, die es nicht dulden werden, daß Sie ihr in Wort

oder That etwas anthun. Wenn es nothwendig ist, werden wir uns an das Gesetz wenden. Da Sie es ablehnen, ihr Freund und Beschützer zu sein, will ich diese Stelle bei ihr vertreten. Jeder Streich, der ihr zugedacht ist, muß erst meine Brust treffen!"

Er verbeugte sich und ging hinaus, die Thüre hinter sich schließend.

Baron Max stand am Fenster und schaute Reinhard nach, als dieser die Allee hinabritt. Dann trat der Verwalter ein und nahm das Gabelfrühstück mit dem Baron. Während des Nachmittags war er mit Rechnungen beschäftigt. Vor dem Speisen kam Carl von Fernwald mit seinem Kammerdiener, und es wurde ihm eine Reihe prächtiger Zimmer angewiesen.

Fernwald und der Verwalter speisten mit Baron Max. Nach dem Speisen empfahl sich der Verwalter, und Fernwald bemerkte:

„Ich hoffe, Sie werden mich für den Abend entschuldigen, Baron Max. Sie wissen ja, ich bringe alle meine Abende in der Abtei zu. Meine arme, kleine Dita wird mich ohnedies schon schelten, daß ich so spät komme."

Und mit einem fröhlichen Lachen entfernte sich Fernwald.

Eine Stunde, oder noch länger, saß Baron Max einsam am Kamine; dann stand er plötzlich auf und ließ sich ein Pferd satteln. Etwas später machte er sich, in seinen Pelzrock gehüllt, die Pelzkappe tief über die Stirn gezogen, auf den Weg nach der alten Abtei.

Die Nacht war klar, und die Sterne funkelten. Er ritt schnell, ohne die wohlbekannte Gegend zu betrachten, über welcher der Sternenschein erglänzte. Ein halbstündiger Ritt brachte ihn an das Parkthor der alten Abtei. Eine alte

Frau kam aus dem Parkwächterhäuschen, öffnete ihm das Gitter, und er ritt langsam die breite Allee hinauf, die zu Abtei führte.

Unweit der großen Terrasse stieg er ab und band sein Pferd an einen Baum. Er wollte nicht als Gast erscheinen und der Zielpunkt neugieriger Blicke sein.

„Ich muß sie sehen unter ihren Freunden und selbst ungesehen bleiben," dachte er. „Oh Himmel! wie sehne ich mich nach dem Anblick ihres schönen, falschen Gesichtes! Wie sehne ich mich, ihre süße Stimme zu hören! Ich hasse sie, und dennoch liebe ich sie mit einer Wildheit und Leidenschaft, die mich entsetzen. — Während all meiner Reisen leuchtete mir ihr Gesicht wie ein Stern in der Erinnerung. Dita, mein Weib, falscheste der Frauen, laß mich noch einmal Dein Gesicht sehen, und ich kann ruhig sterben!"

Lange nicht gekannte Thränen trübten ihm den Blick, als er das graue Gemäuer und die epheuumrankten Ruinen betrachtete.

Ach, wenn er gewußt hätte, welchen Schatz sie in seinem Sohne und Erben bargen! Dann stieg er die Terrasse hinauf, und sich im Schatten der Marmorvasen und Ziergesträuche haltend, näherte er sich vorsichtig den Salonfenstern.

Die Jalousieen waren offen, die Spitzen und Seidenvorhänge waren zugezogen, aber ein kleiner Spalt war offen geblieben, und durch diesen strömte Lichtschein heraus. Er konnte fröhliches Gelächter und den Ton heiterer Stimmen hören. Einen kurzen Augenblick zögerte er, dann stützte er seine verschränkten Arme auf das Fenstergesims, senkte seinen Kopf darauf und schaute in das Zimmer hinein.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Auf der Spur des Geheimnisses.

Die Scene in dem Salon der alten Abtei, welche sich den verstohlenen Blicken Baron Max von Treuenwerth's darbot, als er draußen stand und zwischen den getheilten Vorhängen hineinschaute, wie eine verlorene Seele in's Paradies schauen könnte, war voll Licht und Heiterkeit. Die brennenden Blicke des Barons suchten die einzelnen Personen des stattlichen Gemaches auf.

Clara von Lindau saß vor dem Kamin; ihr goldblondes Haar war nach der neuesten Mode frisirt und mit einem Schmelzbandeau geschmückt. Arnold Reinhard neigte sich über sie mit einem Notenheft in der Hand. Die Beiden schienen vollständig ineinander aufzugehen.

Vor dem Kamine saß Dita, in tiefe Trauer gekleidet, mit leuchtenden schwarzen Augen, aber bleichem Gesichte. Sie hatte sich verändert in den sechzehn Monaten, welche vergangen waren, seit er sie nicht mehr gesehen hatte. Die Mutterschaft hatte ihrer dunkeln, glühenden Schönheit eine seltsame Weichheit verliehen. Sie hatte viel Leid, aber auch viel Freude erlebt,

und die Erfahrung hatte sie geläutert, ihren Charakter veredelt und seine schönsten Züge vollständig ausgebildet. Und dennoch sah sie fast wie ein Kind aus, als sie in dem großen Armstuhle saß, und ihre schlanke Gestalt erschien kleiner in demselben. Niemand, der ihr Alter nicht kannte, hätte ihr mehr als sechzehn Jahre gegeben.

Sie hatte eine Buntstickerei auf dem Kamin liegen, und Fernwald hielt ihr einen verwirrten Strähn Berliner Wolle, dessen Gewirre zu lösen sowohl Fernwald, als Dita emsig bemüht waren. Sie schien bei guter Laune zu sein; Fernwald neigte sich voll Ehrerbietigkeit über sie, und einige Male streiften seine Finger an die ihrigen, während Beide sich bemühten, den Knoten, der sich gebildet hatte, aufzulösen.

Treuenwerth's schönes Gesicht verdunkelte sich; seine Stirne furchte sich finster; er ballte die Hände in brennendem Verlangen, sowohl seinen Verwandten, als seine Frau mit einem Schlage todt niederzustrecken.

Seine brennenden, wilden Blicke schweiften dann zu Helene Meinfeld hinüber, welche mit einem Buche in der Hand unweit von Dita saß. Treuenwerth erkannte die junge Witwe, trotzdem sie sehr verändert war. Er bemerkte, daß Frau Meinfeld über ihr Buch hinweg zu Dita hinüberschaute, und er las in ihren Blicken einen finsteren, unversöhnlichen Haß.

„Ich sehe," dachte er, „sie kann es Dita nicht verzeihen, daß sie ihren Platz in der Abtei eingenommen hat. Sie ist sicherlich Dita's Feindin."

Sein Blick kehrte zu seiner unschuldsvollen Gattin zurück. Sie lächelte noch immer; man hätte glauben können, daß sie Schmerz und Sorge gar nicht kannte. Sie sprach, und

Fernwald lauschte ihren Worten mit der Aufmerksamkeit eines Liebenden.

Treuenwerth senkte den Kopf, hoffend, etwas von ihren Worten erhaschen zu können. Das war aber unmöglich, und so spiegelte ihm seine eifersuchtsvolle Phantasie Worte vor, welche zu sprechen er ihr zutraute und die den Ausdruck auf Fernwald's Gesicht erklären konnten. Dennoch hätte das, was sie sprachen, in alle Welt verkündet werden können. Fernwald hatte einige Schmeicheleien gesagt, die sie mit ernstem Stillschweigen hinnahm. Dann hatte er von der Ankunft seines Verwandten gesprochen, wobei er sie scharf beobachtete, und hatte ihr einen kurzen Bericht gegeben von dem Empfange, welcher dem Baron bereitet worden war.

„Ich besuchte meinen Cousin gleich nach seiner Ankunft in dem Schlosse," fuhr Fernwald fort. „Er schien erfreut, mich zu sehen, und drang in mich, meinen Aufenthalt in dem Schlosse zu nehmen, und ich habe seine Einladung angenommen. Schloß Treuenwerth wird ein herrlicher Gegensatz zu dem Gasthofe zum „rothen Fuchs" sein, und von der Abtei bin ich nicht weiter entfernt als früher."

„Wie lange wird Baron Max wohl in Deutschland bleiben?" fragte Dita, ganz ruhig sich über ihre Stickerei neigend.

„Das sagte er nicht. Aber es wird ihm sehr bald langweilig werden; er ist ein geborener Wanderer. Apropos, Fräulein von Solm, Sie haben mir nie gesagt, daß Sie mit Baron Max von Treuenwerth bekannt wären?"

„Wer sagte Ihnen denn, daß ich's sei?" fragte sie in kaum vernehmbarem Tone.

„Baron Max selbst. Es geschah ganz zufällig; ich beschrieb ihm die Inwohner der Abtei, besonders dessen neue Besitzerin. Und da kam es heraus, daß er in Tirol mit Ihnen bekannt gewesen sei. Er sprach davon, eine kleine Liebelei mit Ihnen gehabt zu haben."

„Ja," sagte Dita in leisem, gepreßtem Tone, „es war eine — kleine Liebelei."

Die Stimme versagte ihr.

Weder Fernwald, noch Treuenwerth draußen vor dem Fenster sahen den furchtbaren Schmerz in ihren Augen. Ihr Gatte hatte davon gesprochen, eine kleine Liebelei mit ihr gehabt zu haben. Ihr Gatte hatte sie so leichthin erwähnt, hatte so unwahr von ihr gesprochen.

Es war also wahr, daß seine Liebe für sie sich in Haß verwandelt hatte und daß er ihr Feind geworden war. Sie hatte das von der Stunde ihrer Trennung an wohl geglaubt, aber die Ueberzeugung von der Wahrheit verursachte ihr einen weit bittereren Schmerz, als je zuvor.

Fernwald hatte aus den wilden, erregten Bemerkungen des Barons die Anschauung gewonnen, daß Baron Max und Dita Liebende gewesen waren und einen Streit gehabt hatten. Er kannte das eifersüchtige Temperament seines Vetters und ahnte etwas von der Ursache des vermeinten Zwistes. Es schien ihm, daß Dita ihrem ersten Geliebten den Vorrang bewahren würde, und in diesem Falle dürfte sie es vorziehen, einen reichen Baron zu heirathen, anstatt seinen armen Vetter. Da er aber beschlossen hatte, Dita zu heirathen, wollte er das Feld nicht räumen.

Er beschloß, den Zwist zwischen Fräulein von Solm und Baron Max zu nähren, keine Gelegenheit zu versäumen, die

Eifersucht des Letzteren zu erregen, sich Dita's Achtung auf jede mögliche Art zu erwerben und seine Rolle mit solcher Vorsicht und Geschicklichkeit zu spielen, daß ihm der Erfolg unmöglich ausbleiben konnte.

„Sie müssen wissen," sagte Fernwald in leisem, vertraulichem Tone, „daß Baron Max von Treuenwerth der flatterhafteste und unbeständigste Mensch ist. Es war stets charakteristisch für ihn, daß er sich in jedes hübsche Gesicht verliebte, das ihm der Zufall in den Weg führte," fuhr er fort, mit großer Gewandheit lügend. „Hat Ihnen Frau Meinfeld nie gesagt, daß Baron Max vor Jahren ihr Verehrer war?"

„Nein, ich weiß nichts davon."

„Er war ihr Verehrer," versicherte Fernwald, die Wahrheit ruchlos der Förderung seiner eigenen Interessen opfernd. „Er hat seit damals ein Dutzend Frauenzimmer geliebt und würde jedes geheirathet haben, solange das Fieber seiner Leidenschaft dauerte, aber es war immer bald vorbei. Seine tolle Eifersucht verdarb so manches seiner Liebesverhältnisse; Gott schütze jede Dame, die er geheirathet hätte, denn er wäre ihrer in vierzehn Tagen überdrüssig geworden. Ich glaube, daß er immer eine besondere Zärtlichkeit für Helene Meinfeld fühlte. Ich vermuthe, daß sie seine erste Liebe war — ihn jeden Moment zurückgewinnen und heirathen könnte, wenn sie wollte."

Dita nahm diese Beschreibung von Baron Max' Charakter als wahrheitsgetreu hin. Sie stimmte mit ihrer eigenen inneren Ueberzeugung überein; und dennoch war sie durch und durch falsch.

Baron Max war keine unbeständige Natur, weder veränderlich noch flatterhaft. Er hatte Helene Meinfeld nie geliebt, noch überhaupt ein anderes Frauenzimmer als Dita.

Er war nicht der Mann, die Kraft seiner großen, heftigen und leidenschaftlichen Natur in kleinlichen Liebeleien zu zersplittern, sondern hatte ihre ganze Kraft zusammengehalten und sie der Einen zugewendet — der Einen, die er zu seiner Gattin gemacht hatte. Ein anderes Weib zu lieben, wäre ihm unmöglich gewesen; Dita konnte das nicht wissen. Sie wollte durchaus erfahren, ob Baron Max Fernwald etwas über seine Heirath anvertraut habe, und fragte jetzt:

„Sagte er — das heißt, ist Baron Max frei, Frau Meinfeld zu heirathen, wenn er will?"

„O ja. Er sagte, daß er durch kein Band an irgend ein Weib gebunden sei," antwortete Fernwald bereitwillig. „Er sagte, daß ihn nicht einmal ein Versprechen an irgend Eine binde — daß er frei sei wie der Vogel in der Luft."

Dita's Muth sank, aber um ihre Lippen spielte ein heiteres Lächeln. Sie verstand, daß Baron Max eingeräumt habe, mit ihr bekannt gewesen zu sein, aber er hatte nicht gestanden, welcher Natur diese Bekanntschaft war. Sie sah, daß Fernwald glaubte, sie sei eine von den zahlreichen verlassenen Liebchen Baron Max' gewesen, und daß er auch glaubte, der Baron sei ihrer überdrüssig geworden oder mit ihr in Streit gerathen. Sie hielt es für wahrscheinlich, daß ihr Gatte sich darnach erkundigen werde, wie sie die Nachricht von seiner Rückkehr aufgenommen habe, und er sollte nicht hören, daß sie traurig sei, oder sich um ihn gräme; deshalb zeigte sie eine Heiterkeit, die sie durchaus nicht fühlte.

„Da Baron Max so flatterhaft ist," bemerkte sie lächelnd, „so wäre es übereilt, auf den Eindruck zu zählen, den Frau Meinfeld auf ihn machen wird, Herr von Fernwald."

„Er hat ein großes Verlangen, sie zu sehen," erwiderte Fernwald. „Er wird nach der Abtei kommen — vielleicht schon morgen."

Dita neigte das Gesicht noch tiefer über ihre Arbeit, die Sinne drohten ihr zu schwinden. Ihr Gatte sollte am anderen Morgen nach der Abtei kommen! Wie konnte sie ihm begegnen? Eine namenlose Angst — nicht um sich selbst, sondern um ihr Kind — bemächtigte sich ihrer. Doch ihr Geheimniß war noch in vollständiger Sicherheit. Ihr Kind war sicher verborgen vor allen Denen, die ihr Geheimniß nicht kannten.

Inmitten ihrer Gedanken schlug Clara von Lindau leicht einige Accorde auf dem Claviere an, und Arnold Reinhard rief in heiterem Tone hinüber:

„Fernwald, wir werden für dieses Terzett Ihre Stimme in Anspruch nehmen müssen. Fräulein von Lindau singt den Sopran, ich will den Tenor übernehmen, und Ihr tiefer Baß wird das Terzett vollenden."

Fernwald folgte dieser Einladung bereitwilligst. Es lag ihm sehr viel daran, keine Gelegenheit zu versäumen, seine Fertigkeiten vor Dita glänzen zu lassen. Er eilte an's Clavier und setzte sich an eine Seite Fräulein von Lindau's, während Reinhard auf der anderen Platz nahm.

Dann legte Helene Meinfeld ihr Buch nieder und rückte näher zu Dita hin. Die Wittwe war scheinbar in ihr Buch vertieft gewesen, in Wirklichkeit hatte sie ihr Gehör angestrengt, um etwas von dem leise geführten Gespräche zwischen Fräulein von Solm und Herrn von Fernwald zu hören, was ihr auch zum großen Theile gelungen war.

Sie hatte erfahren — was sie nie geahnt hatte — daß

Dita und Baron Max alte Bekannte waren, und sie vermuthete sofort, daß sie Liebende gewesen wären.

Die Bemerkungen Fernwald's darüber, daß Baron Max ihr — Helene Meinfeld's — Verehrer gewesen sei, schrieb sie ihrer wahren Ursache zu, dem Verlangen Fernwald's, die Kluft zwischen dem Baron und Dita zu erweitern. Baron Max war nie ihr Verehrer gewesen, aber sie glaubte, ihn jetzt gewinnen zu können, wenn sie sich dieser Aufgabe mit aller Energie weihte.

„Und ich will es thun," sagte sie zu sich; „ich will ihn gewinnen und ihn heirathen. Ich glaube, Fräulein von Solm liebt ihn. Wie sollte sie ihn auch nicht lieben — ein schöner, reicher, junger Baron von alter Familie und die beste Partie in der Grafschaft? Aber Fernwald liebt sie bis zum Wahnsinn. Er ist schlau und durchtrieben, dieser Fernwald; er spielt direct in meine Hände. Ich könnte in dieser Angelegenheit leicht einen Bund mit ihm schließen; ich glaube wohl, ich könnte seine Interessen fördern und er die meinigen. Ich will noch heute Abend mit ihm sprechen, wenn sich die Gelegenheit darbietet. Einige geschickt erzählte Geschichten, sowohl von mir als von Fernwald beglaubigt, werden jede Spur einer Neigung zerstören, die der Baron und Fräulein von Solm vielleicht noch für einander empfinden. Fernwald und ich, wir müssen zusammen arbeiten."

Es fiel ihr nicht ein, daß Fernwald überhaupt jeder Heirath Baron Max' mit was immer für einer Dame entgegen sein würde. Sie verstand die Größe dieses teuflischen Ehrgeizes nicht, der den ganzen Reichthum des Barons, sein Heim und seine Liebe in einem gierigen Griffe erfassen wollte. Dita

schaute mit schwachem Lächeln auf, als Frau Meinfeld sich an ihre Seite setzte.

„Das ist eine herrliche Musik, nicht wahr?“ sagte die Witwe. „Welch prachtvolle Baßstimme Herr von Fernwald hat! Sie erinnert fast an den rollenden Donner; finden Sie nicht auch?“

Dita bejahte, obgleich sie kaum gehört hatte, was gesagt worden war.

„Was ich Ihnen sagen wollte,“ fuhr die Witwe fort, „ich traf unter anderen ehemaligen Freunden in der Stadt auch die Lamberts. Sie waren zur selben Zeit in der Schweiz, als Sie in den Pyrenäen waren. Und wissen Sie, Fräulein von Solm, sie erzählten mir eine so sonderbare, geheimnißvolle Geschichte, und die Geschichte handelte von Ihnen.“

„Von mir! Was sagten sie?“ fragte Dita leichthin, mit ihrer Wolle spielend. „Ich kenne die Lamberts nicht.“

„Ei, Frau Lambert und die ganze übrige Familie versicherten mich, daß sie Sie mit Baronin Falkner im Hotel Maurice in Paris gesehen hätten, als sie auf der Heimreise waren. Sie haben Sie wohl nicht gekannt, aber sie kannten Baronin Falkner. Sie wissen ja, daß Jeder, der sie einmal gesehen oder gekannt hatte, sie immer wieder erkennen mußte. Zwei solche verkrümmte Rücken, zwei solche schauderhaft häßliche, gelbe Gesichter konnte es unmöglich geben. Nun, sie kamen in's Hotel Maurice, um Bekannte zu besuchen. Ich glaube, sie wohnten im Hotel Bristol. Auf ihrem Wege durch den Corridor kamen sie an der Thür von einem von Baronin Falkner's Zimmern vorbei und schauten — da dieselbe etwas offen war — ganz natürlich hinein.“

„Nun,“ sagte Dita, als Frau Meinfeld innehielt, „das kann sein. Wir waren auf unserer Rückreise von den Pyrenäen im Hotel Maurice. Aber was weiter?“

„Ich wiederhole das Uebrige nicht gern, aber wenn Sie darauf bestehen, muß ich's natürlich thun,“ sagte die Witwe. „Sie sagen, daß sie durch die offene Thür Baronin Falkner in einem Lehnstuhle erblickten und ein junges Mädchen, Sie, Fräulein von Solm — die Beschreibung paßt so genau, daß man Sie unmöglich verkennen konnte — saß auf einem niedrigen Stuhle mit einem Säugling auf den Armen. Einige weibliche Dienerinnen standen lächelnd und bewundernd im Hintergrunde. Frau Lambert hatte factisch die Verwegenheit, zu sagen, daß sie Sie für verheirathet und das Kind für das Ihrige hielt. Sie sagte etwas von Verzückung oder derartigem Unsinn, was sie in Ihrem Gesichte gesehen haben wollte. Später hörte sie von ihrer Freundin im Hotel, daß Sie nicht verheirathet wären; daß Sie Baronin Falkner's Adoptivtochter wären und Fräulein von Solm hießen. Ich neckte sie ob ihres einfältigen Irrthums. Denken Sie nur, Sie für eine Mutter zu halten!“

Sie schaute Dita scharf und argwöhnisch an, deren Gesicht plötzlich wie mit Scharlach übergossen wurde.

„Und wissen Sie,“ fuhr die Witwe boshaft fort, Dita's Verwirrung mit geheimem Erstaunen bemerkend und sofort Verdacht schöpfend, „als ich jene Geschichte hörte, dachte ich gleich an jenes Kind in dem Landhause nächst dem Städtchen, welches wir an dem denkwürdigen Tage unseres Rittes nach der schwarzen Schlucht sahen — das Kind, welches Marie Deckert als das ihrige erklärte, aber welches mich an einen jungen Adler in einem Spatzenneste erinnerte. Das Kind hatte ein adeliges Aussehen; Blut verräth sich. Nichts konnte

mich überzeugen, daß es ihr Kind war. Sie erinnern sich, wie Sie uns Allen entschlüpften, Fräulein, und in Marie Deckert's Zimmer traten, als das Kind schrie, und wie wir Sie dort mit dem Kinde auf den Armen fanden? Nun, ist es nicht dasselbe Kind, Fräulein von Solm?"

Ein kaltes Grauen beschlich Dita; ihr war, als sollte ihr das Geheimniß entrissen werden. Dieses Weib argwohnte bereits sein Vorhandensein. Sie konnte es in den hellen Augen der Witwe sehen und in ihrem boshaften Gesichte, daß sie einen unbestimmten, aber wachsenden Verdacht hege, daß Dita selbst die Mutter jenes Kindes war, welches Marie Deckert für das ihrige erklärt hatte. Die Frage gereizt beantworten, hieße diesen Argwohn bestätigen, so zwang sich Dita, ruhig zu sagen:

„Nehmen wir an, es ist dasselbe Kind, Frau Meinfeld; was weiter? Marie Deckert war eine treue Dienerin Baronin Falkner's. War es sonderbar, daß sie mit ihrer Mutter auf unserer Reise zusammentraf und bis zu unserer Rückkehr mit ihr beisammen blieb?"

„Ja, es war sonderbar," war Frau Meinfeld's offene Antwort. „Baronin Falkner war nicht die Dame, einer Dienerin zu erlauben, ihr mit einem kleinen Kinde zu folgen. Sie wäre mit einem so lächerlichen Gefolge nicht gereist; und wenn sie es gestattet hätte, warum brachte sie diese Dienerin nicht mit in die Abtei, anstatt sie einige Meilen weit von hier zu verbergen, ohne ihr zu gestatten, zu ihrer Mutter zu kommen? Die Geschichte hat keinen Zusammenhang. Ich glaube, ich werde morgen hinüberfahren und mir das Kind nochmals anschauen," fügte sie mit einem forschenden Blick auf Dita hinzu. „Ich kenne Marie Deckert sehr genau, und das Kind hat einen solchen

Eindruck auf mich gemacht, daß ich beschlossen habe, sie wieder zu besuchen."

Dita fühlte sich in diesem Augenblicke ganz glücklich, daß Marie Deckert und das Kind außer dem Bereiche von Frau Meinfeld's Erkundigungen waren.

„Das können Sie thun, Frau Meinfeld," sagte sie mit angenommener Gleichgiltigkeit; „Ihre Meinung ist mir auffallend. Wenn es sich herausstellen sollte, daß Marie Deckert wirklich nicht die Mutter des Kindes ist, wüßte ich wirklich nicht, ob ich Ihren Scharfsinn mehr anstaunen oder bewundern soll. Bitte, lassen Sie mich den Erfolg Ihrer Forschungen wissen."

Dita's Kaltblütigkeit brachte ihre Peinigerin von der Spur ab, und Frau Meinfeld fühlte bitteren Verdruß und Enttäuschung. Am Ende stellte sich gar heraus, daß das große Geheimniß gar kein Geheimniß war.

„Ich werde nicht ermangeln, es zu thun," antwortete sie höflich; „und — oh, bald hätte ich es Ihnen zu sagen vergessen: aber ich habe durch den sonderbarsten Zufall herausgefunden, wo Sie sich in den Pyrenäen aufgehalten haben. Sie und Baronin Falkner thaten so geheimnißvoll darüber, daß ich ein Geheimniß damit verbunden glaubte — ein unschuldiges natürlich," fügte die Witwe mit einigem Nachdrucke hinzu.

Dita neigte sich über ihre Arbeit, ohne etwas zu erwidern.

„Ich besuchte unter anderen alten Bekannten auch die Kolors in der Stadt," fuhr Frau Meinfeld fort. „Sie waren über ein Jahr in Paris gewesen, und es war während dieser Zeit ihre Gewohnheit, öfters bei dem Häuseragenten vorzusprechen, um zu erfahren, wer von Bekannten auf Reisen sei.

Nun, da fanden sie, daß Baronin Falkner von Monsieur Batoux ein Haus gemiethet habe. Dieses Haus war in den Pyrenäen, in oder bei einem Dorfe Arpignon; der Name des Hauses war Chateau Croisac. Stimmt das?"

„Nicht wahr, Sie entschuldigen mich gütigst", „sagte Dita aufstehend, „ich habe Kopfschmerzen; ich brauche frische Luft."

Sie legte ihre Arbeit weg und ging mit raschen Schritten und jener Anmuth, die alle ihre Bewegungen auszeichnete, durch das Zimmer und trat in die große Halle hinaus.

„Die Kolors hatten Recht," dachte die Witwe triumphirend. „Diese Vielwisser haben mir einen trefflichen Dienst geleistet. Sie war also im Chateau Croisac bei Arpignon! Ich will mehr über diesen ihren Aufenthalt in den Pyrenäen erfahren. Ich will an den Pfarrer von Arpignon schreiben und Erkundigungen einziehen über die Damen, die zu jener Zeit in dem Schlosse wohnten. Herrliche Idee! Ich will noch heute Abend schreiben. Fräulein von Solm hat ein Geheimniß, und es müßte sonderbar zugehen, wenn ich es nicht ausnützen und mir ein Vermögen dabei erwerben könnte."

Zu ungeduldig, um das Schreiben länger hinauszuschieben, schlich sie sich in die Bibliothek hinüber, während Dita — nachdem sie sich warm eingehüllt hatte, um sich vor der Kälte zu schützen — in's Freie hinauseilte, um ihr fieberhaft erhitztes Blut und ihre ängstlichen Gedanken zu beruhigen.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Ein unerwünschtes Wiedersehen.

Während dieser ganzen Zeit hatte Baron Max draußen vor dem Fenster gestanden und mit brennenden Blicken und finsterer Miene in den Salon hineingestarrt.

Er hatte Ditas ganze Unterredung mit Fernwald beobachtet, hatte sie bewacht, als sie mit Frau Meinfeld sprach, hatte ihre Aufregung bemerkt und sich über ihre plötzliche Entfernung aus der Gesellschaft der Wittwe gewundert.

„Das sieht wie ein Streit aus," dachte er. „Helene Meinfeld muß ihr etwas gesagt haben, was sie unangenehm gefunden hat. Vielleicht weiß Helene zu viel von ihren Liebeleien."

Er wartete, bis sowohl Dita als die Witwe aus dem Salon verschwunden waren, und zog sich dann unentschlossen von dem Fenster zurück.

Er war nicht nach der Abtei gekommen, um den Spion zu spielen. Er war versucht gewesen, selbst ungesehen einen Blick auf seine verstoßene Frau hineinzuwerfen, und er hatte sein Auge gelabt an ihrer wunderbaren Schönheit, welche noch tausendmal herrlicher war, als in jenen Tagen, wo er sie zu seiner Gattin gemacht hatte.

Sein Verlangen ging jetzt dahin, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ihre süße, weiche Stimme zu hören, deren Ton ihm vor sechzehn Monaten so tief in die Seele gedrungen war, wieder dem Blicke jener schwarzen Augen mit ihrem Flammenscheine zu begegnen, sie ob ihrer vermeinten Falschheit zu schelten, sie mit Vorwürfen zu überhäufen, ihr zu sagen, wie er sie haßte, und daß er nur nach Hause zurückgekehrt sei, um sie zu vernichten.

„Ich muß sie sehen — ich will sie sehen!" sagte er mit Bestimmtheit für sich. „Sie kann es nicht wagen mir den Einlaß zu verweigern."

Die große Thür der Halle drehte sich in den Angeln, und eine schlanke, zarte Gestalt, in einen Hermelinmantel gehüllt und mit einem leichten Tuch um den Kopf, kam heraus, blieb einen Augenblick stehen und stieg dann die Stufen zur Terrasse hinan. Baron Max drückte sich an die Wand; die Gestalt war die Dita's. Er erkannte die wiegende Grazie ihrer Bewegungen, die stolze Haltung des kleinen Kopfes, noch ehe er das kleine, dunkle Gesichtchen mit den glühenden Augen gesehen hatte.

Dita begann auf der Terrasse hin und her zu gehen, ohne den Baron zu sehen, der sich im Schatten einer hohen Statue verbarg und sie beobachtete. Sie ging rasch auf und ab, gejagt von ihren ungeduldigen Gedanken.

„Ich will mich ihr noch nicht zeigen," dachte Baron Max. „Sie erwartet vielleicht Jemanden, der sie begleiten soll. Damen pflegen um diese Stunde an einem Januarabend nicht allein spazieren zu gehen."

Die Sterne schimmerten durch die klare, frostige Nachtluft, und ein gewisses Dämmerlicht herrschte auf der Terrasse, in

welchem man die Abtei, die Statuen, Springbrunnen und Bäume deutlich sah. Der Baron, im Schatten der Statue sicher geborgen, sah, wie Dita auf ihrem Gange am anderen Ende der Terrasse inne hielt und zu den epheubedeckten Ruinen mit seltsamem, langem Blicke emporschaute. Dann nahm sie ihren Weg wieder auf.

Plötzlich öffnete sich die Thüre der Halle wieder, und Arnold Reinhard kam leichten Schrittes die Treppe hinab. Er wartete, bis Dita sich auf ihrem Wege näherte, und dann rief er, seinen Hut ziehend, aus:

„Darf ich mit Dir gehen, Dita? Unser Terzett ist beendet. Fernwald spricht mit Clara über Musik, und ich habe mich fortgeschlichen, um mit Dir allein sprechen zu können.“

„Du kannst mit mir gehen, Arnold,“ entgegnete das Mädchen matt. Ich glaube, meine Unruhe ist zum Theile überwunden. Ich weiß gar nicht, wie oft ich die Terrasse auf und ab gegangen bin, mein Blut ist heute Abend fieberhaft erhitzt.“

Sie schob das Kopftuch zurück, als ob es ihr lästig wäre. Reinhard zog ruhig ihren Arm in den seinigen, und sie gingen langsam hin und her.

„Seine Verlobung mit Fräulein von Lindau ist nur ein Deckmantel,“ dachte der Baron mit aufwallendem Zorn. „Er liebt Dita noch immer. Liebt sie ihn oder Fernwald?“

Den Basiliskenblick nicht ahnend, der auf ihnen ruhte, neigte Reinhard seinen hübschen Kopf zu Dita hinab und sagte in leisem Tone:

„Ich habe Dir ein Geheimniß zu eröffnen, Dita. Du weißt, daß ich Dich wie eine Schwester liebe, daß ich Dein Bruder bin; wenn ich thöricht oder unvorsichtig gewesen bin,

wirst Du wissen, daß ich es doch gut meinte, und mir gewiß verzeihen. Dita, ich war diesen Morgen in Schloß Treuenwerth."

„Das wußte ich ja," sagte das Mädchen leise.

„Ich habe Baron Max von Treuenwerth gesprochen. Dita, wie hat dieser Mann gelitten! Er ist der Spielball seiner eigenen wilden Leidenschaften geworden; seine Augen sprühen Funken über ein Wort; er ist hochfahrend und unnahbar. Ich bedauerte ihn, denn ich kenne keinen edleren Menschen in der Welt, als Baron Max von Treuenwerth."

Der Baron war viel zu sehr entfernt, um nur ein Wort ihres leise geführten Gespräches zu verstehen. Er konnte die beiden Gesichter nur mit eifersüchtigen Blicken bewachen.

„Ich glaube wohl, daß Baron Max auch seine Tugenden hat," antwortete Dita ruhig.

„Ich konnte das Vertrauen nicht verrathen, das ich Dir gewissermaßen abgezwungen hatte," sagte Reinhard, „selbst wenn ich Dir nicht mein heiliges Wort gegeben hätte, zu schweigen; aber ich versuchte, den Friedensstifter zu machen. Dein Leben und das seinige sind auf gleiche Art traurig verwüstet; ich hoffte, die Schranken des Stolzes zwischen Euch niederreißen zu können. Ich erklärte mich ihm als den verlobten Bräutigam seiner Cousine Clara von Lindau, aber er hielt meine Verlobung für ein Trugbild, wies mein Entgegenkommen zurück und verlachte meine Bitten."

„O Arnold, Du hast ihn doch nicht gebeten, mich zurückzunehmen? Das konntest Du doch nicht thun!"

„Nein. Er glaubt nicht einmal, daß Du von meinem Besuche bei ihm etwas wußtest."

„Das ist recht; aber ich wollte, Du wärest nicht zu ihm gegangen."

„Ich werde mich ihm nie wieder mit einer solchen Bitte nähern, Dita. Dein inneres Gefühl ahnte das Rechte. Baron Max besitzt im Grunde ein wildes Naturell; ich bin überzeugt, seine Liebe für Dich wird verschlungen von seiner maßlosen Eifersucht. Ich glaube, er haßt Dich."

„Nicht mehr, als ich ihn hasse," entgegnete die junge Frau.

„Ich glaube, wenn er von dem Bestehen Deines letzten Geheimnisses etwas wüßte, würde er Dir Deinen Knaben wegnehmen. Er ist zurückgekehrt, um Dein Leben zu zerstören und zu verwüsten," sagte er.

Bei dieser Wendung kamen Arnold und Dita an dem verborgenen Baron vorbei. Bis jetzt hatte dieser kein Wort von ihrer Unterredung gehört; aber der Windhauch trug ihm Dita's nächste Worte zu. Verhängnißvoller Weise waren es diese:

„Sprich nie wieder von ihm mit mir, Arnold. Ich hasse den bloßen Namen Baron Max von Treuenwerth's! Ich fürchte ihn mit namenlosem Entsetzen, ich fürchte, in sein Gesicht zu sehen. Oh, warum bin ich nicht gestorben, ehe er meinen Lebensweg durchkreuzte? Wenn ich ihn nie gesehen hätte, wäre ich heute das glücklichste Mädchen in der Umgebung. Er ist der Fluch meines Lebens gewesen. Ich sage noch einmal: ich hasse ihn!"

Die leidenschaftliche Stimme, so leise und klar, schnitt dem Lauscher in die Seele.

Er blieb wie festgebannt, bis sie vorbei waren, kaum fähig zu athmen, mit einer Wuth kämpfend, die fast mörderisch war. Er schaute dem Paare nach, bis es an's Ende der Terrasse gelangt war.

Sie traten aus dem Schatten der Bäume, welche die Ruine beschatteten, und dann sah er, wie Dita's Kopf auf

Reinhard's Arm sank und die Beiden, wie von tiefem Kummer übermannt, stehen blieben. Reinhard schien die junge Frau trösten zu wollen.

Unfähig, diesen Anblick zu ertragen, folgte ihnen Baron Max, doch ohne sie einzuholen und auch ihr leise geführtes Gespräch nicht hörend.

„Ich werde es nicht wieder versuchen, Euch Beide zu versöhnen," sagte Reinhard zärtlich. „Eure Naturen sind gleich stolz und feurig; Ihr hättet nie zusammenkommen sollen. Ich wünschte, daß eine Begegnung zwischen Dir und Baron Max vermieden werden könnte. Ich habe die schlimmsten Befürchtungen für Deine Zukunft. Wenn Du für eine Zeit lang verreisen wolltest — —"

„Ich will mich nicht aus meinem Heim vertreiben lassen, Arnold; ich will mich nicht von meinem Knaben trennen!" rief die junge Frau heftig. „Mein Sohn wird nirgends so sicher sein, als hier in den Zimmern, die ich für ihn vorbereitet habe; und wenn ich fortginge, könnte ich ihn nicht bei mir haben. Nein, nein, ich werde bleiben!"

„Dann mußt Du Baron Max begegnen."

„Ich werde auf die Begegnung vorbereitet sein."

„Du wirst all' Deinen Muth und Deine Selbstbeherrschung nöthig haben; er ist schrecklich."

„Ja, ich weiß es, aber ich will es wagen, um mein Kind unter meinen Augen zu behalten. Ich werde mehr zu ertragen haben, als Du errathen kannst, Arnold. Helene Meinfeld kann es mir nicht verzeihen, daß ich auf ihren Platz hier eingesetzt wurde. Sie ist meine Feindin."

„Aber keine, die zu fürchten ist. Sie weiß nichts — ahnt nichts."

„Da irrst Du. Sie weiß und ahnt Alles, oder fast Alles!“ rief Dita aus. „Sie sah das Kind an jenem Tage, als wir auf unserem Spazierritt in dem Waldhause rasteten. Und während sie in Br. war, ist sie mit einigen Freunden zusammengetroffen, die im Hôtel Maurice meine Pathin und mich durch eine offene Thür sahen, während ich meinen Knaben auf dem Arm hielt. Und sie fragte mich, ob dieses Kind nicht dasselbe sei, das Marie Deckert in dem Waldhause bei sich hatte. Du siehst, sie argwohnt, daß der Knabe mein Kind ist.“

„Dann ist das Weib gefährlich.“

„Und das ist nicht Alles. Sie hat durch andere neugierige Freunde erfahren, daß wir im Chateau Croisac bei Arpignon waren. Denke Dir, wenn sie Jemanden hinschickte, um Erkundigungen einzuziehen! Sie würde erfahren, daß man mich dort als Baronin von Treuenwerth kannte. Daran würde mir nicht viel liegen, aber sie würde entdecken, daß ich dort ein Kind geboren habe. Sie würde es Baron Max sagen, und er würde mir das Kind nehmen!“

„Wir müssen uns keine unnöthige Sorge machen, Dita,“ sagte Reinhard sanft. „Erstens wird Helene Niemanden nach Chateau Croisac schicken; sie hat kein Geld zu solchen Dingen. Du hast ihr ein Heim gegeben, eine großmüthige Versorgung, Geld zum Bestreiten ihrer Toilette, und sie wird das Alles nicht auf's Spiel setzen, um ihren Groll gegen Dich zu befriedigen. Sie ist ein sehr praktisches Frauenzimmer und wird mit dem Einkommen, das Du ihr giebst, nicht spielen. Deine Befürchtungen sind überflüssig, Dita.“

„Ich bin voll von Befürchtungen, Arnold, voll von Angst und Bangen,“ sagte Dita traurig. „Ah, wenn Baron Max nur wieder fortgehen wollte!“

Sie lehnte ihren Kopf müde auf Reinhard's Arm und seufzte schluchzend; auch Reinhard neigte sich theilnahmsvoll zu ihr hinab und sprach ihr Muth und Trost zu.

„Es wird noch Alles gut werden, meine arme, kleine Schwester,“ sagte er. „Bedenke nur, daß die Sicherheit Deines Kindes von Deinem Muthe abhängt.“

Er schlang seinen Arm um ihren Leib. Und gerade in diesem Momente, wie einst im Walde zu Stromberg, trat Baron Max von Treuenwerth aus seinem Verstecke hervor, mit blitzenden Augen, weißem und entstelltem Gesichte und rief voll höhnischer Wuth aus:

„Und so treffen wir Drei uns wieder! Nun, Madame, was haben Sie für sich zu sagen?“

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Eine Auseinandersetzung.

Als die Stimme des Gatten, der sie so schwer gekränkt hatte, nach ihrer langen Trennung wieder an ihr Ohr schlug, als seine königliche Gestalt ihr wieder gegenüberstand und das edle Gesicht, das von Wuth und Hohn verzerrt war, zu dem ihrigen hinabschaute, da stieß Dita leise einen halberstickten Schrei aus und klammerte sich halb ohnmächtig an Reinhard's stützenden Arm.

Ja, ja — so sahen die Drei sich wieder! Wie merkwürdig diese Scene jener, vor ihrer vor so langer Zeit erfolgten Trennung glich! Es war eine Scene voll Zorn und Eifersucht gewesen in dem grünen Walde von Stromberg; dies war eine gleiche Scene in einem Parke von Preußen und hätte fast als eine Fortsetzung der ersten gelten können.

„Sie sprechen nicht," höhnte Baron Max von Treuenwerth, sich über Dita und ihren Beschützer neigend und Beide mit wachsendem Zorne betrachtend. „War mein Erscheinen so ungelegen? Unterbreche ich eine Liebesscene?"

„Dita," sagte Reinhard ruhig, „laß mich Dich in die Abtei führen. Entschuldigen Sie mich für eine Minute, Baron Max. Das ist keine Scene für eine Dame."

„Darüber habe ich ein besseres Urtheil als Sie," erklärte der Baron und fügte höhnend hinzu: „Lassen Sie die Dame nur hier."

Sein Ton war so befehlend, daß Reinhard es für angezeigt hielt, sich zu fügen.

„Was haben Sie mir zu sagen, Baron Max von Treuenwerth?" fragte die verstoßene junge Frau kalt und hochmüthig. „Bitte, fassen Sie sich so kurz als möglich, der Abend ist kalt."

Baron Max von Treuenwerth starrte sie verwundert an. Er hatte erwartet, in Dita das angstvolle, eingeschüchterte junge Geschöpf zu finden, als das sie sich bei der Trennungsscene im Tiroler Walde gezeigt hatte, das seine Gnade anrufen und sich in seiner vermeinten Sucht nach Bewunderung und in seiner Koketterie bemühen würde, seine Liebe wieder zu erwecken. Aber das war kein eingeschüchtertes Mädchen, kein flehendes kokettes Geschöpf.

Dita's große, dunkle Augen begegneten den seinigen nicht bittend, sondern mit kaltem, hochmüthigem Blicke. Das zarte, bleiche, dunkle Gesichtchen mit den blühend rothen Lippen wurde nicht bleicher unter seinen Blicken. Dies reizte seinen Zorn gegen sie noch mehr.

„Und das ist das Weib, von dem ich mich vor sechzehn Monaten in Tirol trennte? rief er bitter und halb unbewußt aus.

„Nein, sie ist nicht dasselbe," entgegnete Dita kalt. „Das Weib, das Sie beschimpft und gekränkt haben, Baron Max von Treuenwerth, das Sie im Zorn von sich gestoßen haben und dessen Thränen und Bitten Sie verhöhnten — es war Ihre Gattin, die Sie liebte, und die Ihnen viel verziehen hätte. Sie war ein freudloses Mädchen, arm und verlassen, und hatte Niemanden in der weiten Welt als Sie; und Sie

wurden ihrer überdrüssig, bereuten Ihre Mißheirath und entledigten sich ihrer. Ihre Liebe für Sie erstarb in jener Nacht des Unrechtes und der Bitterkeit. Ich bin ein anderes Weib! Ich anerkenne keinerlei Bande zwischen Ihnen und mir. Ich bin reich, geachtet und geehrt; ich habe nächst der Ihrigen die schönste Besitzung in der Umgebung. Ich habe zahlreiche Freunde, ein angenehmes Hauswesen, einen Troß von Dienern. Ich kenne Niemanden in der Welt, den ich mit solcher Abneigung, mit solch' bitterem Hasse betrachte als Sie. Es ist das Beste, offen zu sprechen. Sie sehen jetzt wohl, daß ich nicht dasselbe Weib bin, von dem Sie sich vor sechzehn Monaten in Tirol trennten — nicht wahr?"

Baron Max betrachtete sie entsetzt, als ob er plötzlich ein Medusenhaupt erblickt hätte. Er trat einen Schritt zurück, ohne etwas zu erwidern.

„Was immer Sie zu sagen haben, bitte ich gefälligst sofort zu sagen," sagte Dita nach einer Pause. „Sie werden jedoch entschuldigen, wenn ich bemerke, daß — da wir in Zukunft einander Fremde sind — ich nicht begreifen kann, was Sie mir überhaupt zu sagen hätten."

Baron Max' blaue Augen blitzten wie ein aus der Scheide gezogenes Schwert.

Dita sah das Blitzen derselben trotz der Dunkelheit.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen, aber vor Allem, Herr Reinhard, ersuche ich Sie, Ihren Arm von dem Leibe dieser Dame zu entfernen.

Reinhard ließ Dita los.

„Wir wollen auch Ihrer Zuhörerschaft entbehren, Herr Reinhard," sagte Baron Max.

„Wenn Sie auf Herrn Reinhard's Anwesenheit verzichten, müssen Sie auch die meinige entbehren, Baron Max," sagte Dita kalt. „Arnold besitzt mein ganzes Vertrauen."

„Natürlich, da er Ihr Geliebter ist," höhnte der Baron. „Weiß er, daß Sie meine Gattin sind?"

„Er weiß es," versetzte Dita. „Ich habe ihn mit den unglücklichen Beziehungen, die zwischen uns bestehen, bekannt gemacht."

„Unglückliche Beziehungen, wirklich! Wenn er nur eine Spur von Ehrgefühl besitzt, wird er uns allein lassen," fügte Baron Max hinzu, Reinhard einen drohenden Blick zuschleudernd.

Dieser verrieth keine Spur von Aerger, sondern sagte ruhig:

„Wäre es nicht besser, Dita, wenn Du Baron Max die gewünschte Privatunterredung gewähren würdest? Ich will in der Allee auf und ab gehen, so daß ich den Ton Deiner Stimme vernehmen kann, wenn Du mich rufen solltest."

Dita überlegte und willigte dann ein.

Reinhard entfernte sich weit genug, daß er nichts hören konnte und ging in der Allee auf und ab.

„Nun, Baron Max," sagte die junge Frau, „was haben Sie mir zu sagen?

„Vor Allem, Madame, sagen Sie, ist der Bursche Ihr Geliebter?"

Dita's weißes Gesicht bedeckte sich mit glühender Röthe. Der Baron konnte den Wechsel der Farbe nicht sehen, aber er bemerkte eine Veränderung in ihren Zügen.

„Diese Frage stellen Sie mir?" rief Dita hochmüthig aus. „Baron Max von Treuenwerth, ich will Ihre Beleidigungen nicht anhören!"

„Ah, diese Frage verletzt Sie! Ich glaube, Sie nennen ihn Ihren Freund?“

„Er ist mein Freund.“

„Ihr bester Freund vielleicht?“

„Mein bester Freund,“ wiederholte Dita fest. „Der beste Freund, den ein Weib je gehabt — gut, treu, selbstlos, ein Bruder in jeder Richtung, nur nicht dem Namen nach.“

„Ein Bruder; bequemer Titel,“ höhnte der Baron. „Er sagt, daß er mit meiner Cousine verlobt ist und sie heiraten wird. Diese Verlobung soll mich blenden und täuschen. Ich sage Ihnen, daß Sie und er wissen, mit wem Sie es zu thun haben. Arnold Reinhard ist Ihr Geliebter; Sie wagen es mir zu gestehen, daß er ihr bester Freund ist. Sie lieben ihn vielleicht mehr, als die ganze Welt?

„Ja, mit einer einzigen Ausnahme!“

„Und die ist?“ rief Baron Max eifersüchtig.

„Darauf werde ich nicht antworten,“ erwiderte Dita höhnisch. „Ich will Ihnen nur sagen, was Sie bereits wissen müssen — Sie sind dieser Eine nicht!“

„Ich habe ein Recht, zu wissen, wen Sie in Ihrer Neigung sogar höher stellen, als Arnold Reinhard!“ rief der Baron mit steigender Wuth. „Ist diese Ausnahme ein Mann oder ein Frauenzimmer?“

„Nein, ich werde mich nicht weiter ausfragen lassen; ich sprach unbedacht!“

„Es ist also ein Mann! Ist es Fernwald?“

„Baron Max von Treuenwerth, ich will nicht in dieser Weise verhört werden. „Ich bin Ihnen nichts, verschonen Sie mich mit den Ausbrüchen Ihrer Wuth und Ihres Hasses!“

„Es ist Fernwald; ich habe meine Antwort."

Dita's Gesicht wurde todtenbleich.

„Wahrlich ich werde Ihnen diese Beleidigung nie vergeben, selbst nicht, wenn Sie sterbend zu meinen Füßen liegen," sagte sie leise. „Und jetzt, da wir einander vollkommen verstehen, Baron Max, lassen Sie mich Sie fragen, warum Sie nach Hause zurückgekehrt sind?"

„Ich bin zurückgekehrt, um Sie zu überwachen. Ich legte die Ehre meines Familiennamens in Ihre Verwahrung; ich bin zurückgekehrt, um zu sehen, daß Sie die Ehre nicht mit Makel bedecken."

„Aber ich trage Ihren Namen nicht!"

„Sie haben Reinhard gesagt, daß Sie berechtigt wären, ihn zu tragen. Vielleicht haben Sie sich gegen Andere in gleicher Weise gerühmt?"

„Gerühmt! Als ob diese Thatsache nicht mein schwerstes Kreuz wäre! Ich habe es Niemandem gesagt, als Herrn Westen, Reinhard und — und —," Dita zögerte und fügte dann hinzu — „Baronin Falkner wußte es auch."

„Ohne Zweifel. Welchen Gebrauch wird Ihr Advokat von dem machen, was er weiß?"

Dita schwieg eine kurze Weile, dann sagte sie ruhig:

„Baron Max, unsere Heirath war ein grausamer Irrthum. Giebt es kein Mittel, diesen Irrthum gut zu machen? Wir haben in Bayern geheirathet; ich weiß nichts von den bayrischen Scheidungsgesetzen, aber wäre es nicht möglich, daß wir uns eine Scheidung verschafften? Ich würde Ihnen gern Ihre Freiheit zurückgeben."

„Um sich die Ihrige zu sichern! Sie würden durch den trüben Schlamm eines Scheidungsprozesses waten —

würden meinen ehrenhaften Namen mit Schmach bedecken, mich dem allgemeinen Gerede und Spott preisgeben, um Ihre Freiheit zu erlangen und wieder heirathen zu können. Ich weise Ihren Vorschlag zurück! Verschieden, wie wir sind, sind wir doch an einander gekettet, aber wir müssen unser Joch tragen, bis wir sterben. Ich werde Sie nicht eher freigeben, als bis zu meinem Tode!"

„Dann muß ich eben warten, bis Sie sterben."

Etwas in ihrem Tone mehr als in ihren Worten fiel Baron Max als seltsam und unnatürlich auf.

Die Worte blieben ihm im Gedächtniß, um zu einer späteren Zeit zurückgerufen und in einem furchtbaren Sinne gedeutet zu werden. Selbst jetzt überdachte er sie, ehe er antwortete.

„Sie thäten besser, sich in Ihr Geschick zu fügen. Ich werde Sie nie als meine Gattin anerkennen; ich werde mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, außer in dem einen Punkte, daß ich Ihre Liebeleien unterdrücke und Sie zwinge, sich so zu betragen, wie es Ihrer öffentlich nicht bekannten Stellung gebührt. Sie werden von mir keine Scheidung erreichen. Sie sollen unsere Beziehungen nicht veröffentlichen, und ich werde fordern, daß Sie Fernwald von der Liste Ihrer Besuche streichen und Reinhard aus Ihrem Hause schicken."

„Ich weigere mich ganz entschieden, solchen Forderungen nachzukommen."

„Dann werde ich selbst ein häufiger Gast bei Ihnen werden. Ich werde gehen und kommen, ganz nach meinem Belieben, wie es Fernwald oder jedem anderen Besuche frei steht. Ich werde Sie bewachen und beobachten. Ich werde

morgen ganz offen als Besuch kommen; ich erwarte, daß Sie die Aufmerksamkeit Ihrer Anbeter in die Grenzen der gewohnten Höflichkeit zurückdrängen."

„Haben Sie mir vielleicht noch etwas zu sagen?" fragte Dita ironisch.

„Wenn es der Fall ist, werde ich meine Zeit dazu schon wählen. Ich bin zu einem bestimmten Zwecke nach Hause zurückgekehrt, und ich werde meinen Vorsatz ausführen. Was können Sie mit Ihrer kleinen, leichtfertigen Seele, mit Ihrer Flatterhaftigkeit von einer Natur wie die meinige, verstehen? Habe ich nicht gelitten? Ist nicht mein Leben bethört und zerstört worden? O Weib, mit dämonischer Schönheit und erbärmlicher Seele, hast Du nicht mein Leben verwüstet? Wie Du mir gemessen hast, so will ich Dir messen! Früher oder später werde ich Dein Leben so trostlos machen, wie Du das meinige machtest! Wir verstehen einander; morgen begegnen wir uns als Fremde!"

Er wandte sich plötzlich ab und ging durch die Allee fort.

Reinhard eilte auf Dita zu, und der Baron blieb in einer Entfernung im Schatten stehen und betrachtete sie.

„Was sagte er, Dita?" fragte Reinhard ängstlich. „Wie Du zitterst! Wünschte er, daß Du seinen Namen annehmen — Deine Heirath mit ihm öffentlich erklären sollst?"

„Nein, er erklärte, daß er mich um keinen Preis als seine Frau anerkennen wolle," erwiderte Dita. „Arnold, wenn ich nur irgendwo in Sicherheit wäre — in Sicherheit mit meinem Knaben!"

„Du bist hier sicherer, als wo Du nur irgend sein könntest. Ich glaube, er wird es bald überdrüssig werden, Dich zu verfolgen, und wird wieder fortgehen. Wir müssen das Beste

hoffen, liebes Kind. Wir müssen nur die Existenz Deines kleinen Arthur eine Zeit lang geheim halten, und das geht ganz leicht. Wenn Arthur zu groß wird, um verborgen gehalten zu werden, kannst Du ihn ganz kühn adoptiren; Herr Westen wird das Alles für Dich besorgen."

„Ach ja," sagte Dita mit schwachem Lächeln. „Ich bin nicht hoffnungslos, so lange mein Kind mir bleibt."

Baron Max beobachtete die Beiden, als sie langsam im Schatten auf und ab gingen. Seine edlen Züge arbeiteten heftig, als seine blauen Augen auf Dita's schlanker Gestalt haften blieben, und die Bitterkeit einer furchtbaren Verzweiflung erfaßte ihn."

„Mein Weib! mein Weib!" sagte er für sich. „So jung, so schön, so lieblich! Ich liebe sie von ganzer Seele; all' ihre Leichtfertigkeit und Falschheit haben nicht die Kraft, meine Liebe für sie zu ersticken. Ich könnte mich selbst tödten, auf daß sie nur frei würde. Wie ihre Stimme mich durchbebt! Wie — ah! sie legt ihren Kopf an seine Brust! Sie weint! Er tröstet sie! Ich könnte sie Beide tödten! Meine einzige Sicherheit liegt in der Flucht!"

Er eilte zu dem Baume, wo er sein Pferd zurückgelassen hatte; stieg auf, sprengte die Allee hinab, durch das Parkthor hinaus, die Landstraße entlang seinem Schlosse zu, wie von Furien gejagt.

Ende des ersten Bandes.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dämonische Mächte

Bd.: 1.

1893

P.o.germ. 1788 r-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674967-9